

# kürbiskern

B 20094 F

## LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Bread and Roses

*Barbara Tedeski*: Betriebsreportagen und Gedichte

*Erika Runge*: Frauen in der DDR

*Nguyen con Hoan*: Hochzeit auf Kredit

*Nguyen Tuan*: Der Xoe

*Hildegard Simoleit*: Das Kapital schafft es

*Friedrich Kahler*: Feierabend eines Akkordarbeiters

*Jürgen-Peter Stössel*: Stadtrandbemerkungen

## FRAUENEMANZIPATION

*D. Holzer / R. Reder / J. Schubler*: Frauenemanzipation in der BRD

*Marianne Konze*: Frau und Beruf

*G. Sprigath*: Frauen und nationale Befreiung in Vietnam

*K. McAfee / M. Wood*: Frauenemanzipation in den USA

Freiheit für Angela Davis

*Dagmar Ploetz*: „Brigitte“ — oder das Geschäft mit der Frau

*Barbara Weinmayer*: Frauenromane in der BRD

*Georg Veloudis*: Der „Mensch“ und die Zeit bei Beckett

*Michael Buselmeier*: Zur Ästhetik des Formalismus bei Handke

*Pablo Neruda*: Auf Emiliano Zapata

*Protokoll I*: Erfahrungen der Arbeiterin R. D.

*Protokoll II*: Aus Briefen an einen Kreditvermittler

Arbeitspapier zum Stuttgarter Schriftstellerkongreß

# kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von  
Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,  
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München



## FRAUENEMANZIPATION

### LITERATUR

Bread and Roses	3
<i>Barbara Tedeski: Betriebsreportagen und Gedichte</i>	5
<i>Erika Runge: Frauen in der DDR</i>	23
<i>Nguyễn cong Hoan: Hochzeit auf Kredit</i>	43
<i>Nguyễn Tuan: Der Xoe</i>	47
<i>Hildegard Simoleit: Das Kapital schafft es</i>	56
<i>Friedrich Kahler: Feierabend eines Akkordarbeiters</i>	58
<i>Jürgen-Peter Stössel: Stadtrandbemerkungen</i>	60

### KRITIK

<i>Dagmar Ploetz: „Brigitte“ — oder das Geschäft mit der Frau</i>	65
<i>Barbara Weinmayer: Frauenromane in der BRD</i>	80
<i>Georg Veloudis: Der „Mensch“ und die Zeit</i>	93
<i>Michael Buselmeier: Zur Ästhetik des Formalismus</i>	107

### KLASSENKAMPF

<i>Dagmar Holzer / Renate Reder / Juliane Schuhler: Frauenemanzipation in der Bundesrepublik</i>	120
<i>Marianne Konze: Frau und Beruf</i>	135
<i>Gabriele Sprigath: Vietnamesische Frauen und nationale Befreiung</i>	138
<i>Kathy McAfee / Myrna Wood: Brot und Rosen — Frauenemanzipation in den USA</i>	152
<i>Freiheit für Angela Davis</i>	158
<i>Pablo Neruda: Auf Emiliano Zapata mit Musik von Tata Nacho</i>	159
<i>Protokoll I: Erfahrungen der Arbeiterin R. D.</i>	161
<i>Protokoll II: Aus Briefen an einen Kleinkreditvermittler</i>	169
<i>Arbeitspapier zum Stuttgarter Schriftstellerkongreß</i>	171

### Anmerkungen

### BREAD AND ROSES (A SONG)

As we come marching, marching in the beauty of  
the day,  
a million darkened kitchens, a thousand mill lofts  
gray,  
are touched with all the radiance that a sudden  
sun discloses,  
for the people hear us singing: „Bread and roses!  
bread and roses!“

As we come marching, marching, we battle, too, for  
men,  
for they are women's children, and we mother  
them again.  
Our lives shall not be sweated from birth until  
life closes;  
hearts starve as well as bodies: give us bread,  
but give us roses!

As we come marching, marching, unnumbered women  
dead  
go crying through our singing their ancient cry  
for bread.  
Small art and love and beauty their drudging  
spirits knew.  
Yes, it is bread we fight for — but we fight for  
roses, too.

As we come marching, marching, we bring the  
greater days.  
The rising of the women means the rising of the  
race.  
No more the drudge and idler — ten that toil where  
one reposes.  
But a sharing of life's glories: Bread and roses!  
Bread and roses!

## Brot und Rosen

Wir kommen die Straße herunter, herunter in  
der Schönheit des Tages,  
Millionen dunkler Küchen, tausend Fabrikhallen grau,  
liegen plötzlich da im Strahl der hervor-  
brechenden Sonne,  
denn die Menschen hören uns singen:  
Brot und Rosen! Brot und Rosen!

Wir kommen die Straße herunter, herunter, zu  
kämpfen auch für die Männer,  
der Frauen Kinder sind sie und wir wieder ihre Mütter.  
Unsere Leben sollen nicht in Arbeit verschwitzen bis  
ans Ende unserer Tage.  
Herzen hungern gerade so wie Leiber:  
Gebt uns Brot, aber gebt uns auch Rosen!

Wir kommen die Straße herunter, herunter, all  
die Frauen vor uns  
weinen durch unser Singen ihr altes Weinen um Brot.  
Harte Arbeit kennt ihr Leben, doch wenig Kunst und Liebe  
und Schönheit.  
Ja, es ist Brot worum wir kämpfen —  
doch es sind auch Rosen.

Wir kommen die Straße herunter, herunter, bringen  
die größeren Tage herbei.  
Alle stehn auf im Aufstehn der Frauen.  
Nicht wieder Plackerei und Müßiggang — zehn, die  
arbeiten, wo einer ruht.  
Des Lebens Herrlichkeit für alle: Brot und Rosen!  
Brot und Rosen!

Am 11. Januar 1912 legten 14 000 Arbeiter die Arbeit in den Textilfabriken Lawrence, Mass. (USA), nieder und begannen einen Streik gegen Hungerlöhne und Kinderarbeit. Besonders entschlossen kämpften die Frauen: Mehr weibliche als männliche Streikposten wurden wegen Einschüchterung von Streikbrechern verhaftet. Sie alle ließen sich lieber ins Gefängnis werfen als die Geldbuße zu zahlen. Der Streik wurde berühmt wegen der Lieder, die von den Frauen gesungen wurden; sie sangen in den Eßhallen, bei den Versammlungen und in den Straßen. Das Gedicht „Brot und Rosen“ wurde inspiriert durch die weiblichen Fabrikarbeiter, die eine Fahne trugen, auf der stand: „We want bread and roses, too!“

## Barbara Tedeski Betriebsreportagen und Gedichte

### *Bewerbung*

Fräulein Böllig stellt mich ein.

Mit dem Lift fahre ich zum zweiten Stock, wo sich das Personalbüro befindet. In die Tür des Personalbüros ist ein Viereck eingelassen mit einer Glasscheibe, die man auf- und zuschieben kann, neben dem Viereck hängt ein gelbes Schild mit der Aufschrift: Zutritt nur für Betriebsmitglieder. Bitte klingeln!

Die Buchstaben fliehen dickstrichig nach rechts, das Ausrufungszeichen steht besonders schräg.

Ich drücke auf einen weißen Knopf unterhalb des Schildes, worauf mich ein schnarrender Summton dem Empfangssekretariat signalisiert. Kurz darauf wird die Glasscheibe einen Spalt breit zurückgeschoben, im Viereck erscheint ein Gesicht, das bis hinauf zu den Dauerwellen nur aus einem Lächeln zu bestehen scheint.

Sie wünschen bitte? Je mehr sich der Satz dem Ende nähert, desto piepsiger schraubt sich die Stimme in die Höhe.

Ich nenne meinen Namen, worauf das Gesicht oh sagt, als wäre ich eine Überraschung.

Fräulein Böllig wird gleich kommen. Nehmen Sie doch bitte Platz. Aus dem Viereck zwängt sich ein magerer weißer Arm, vor dem ich nun begleitet von energischem Armreifenklirren langsam zurückweiche. Der Arm dirigiert mich fuchtelnd in eine Nische, die als Sitzecke dient. Ich nehme auf einem Stuhl mit glänzenden Stahlfüßen und blauem Plastikbezug Platz. Er erinnert mich an einen Küchenstuhl. Die Scheibe schließt sich schleifend.

Das Tapetenmuster an den Wänden macht mich nervös, schwarzgraue, spitzzige Dreieckskombinationen, die bei längerem Hinsehen hin- und herzucken.

In schlichten weißen Holzrahmen hängen die Bilder von Männern, die mich allesamt an Abraham Lincoln erinnern.

Fräulein Böllig erklärt mir später: das sind die Gründer.

Joshua Maarti, der Urgroßvater, ist der älteste Gründer, sein Bild ist das größte, obwohl er nur mit einem kleinen Wäscheladen in Amsterdam angefangen hat.

Simon Maarti, der Sohn des Urgroßvaters, ebenfalls mit Schnauzbart und bis an die Nasenspitzen heruntergezogenen Koteletten, hat zu Beginn dieses Jahrhunderts den Amsterdamer Wäscheladen um zwei Filialen in Deutschland erweitert. Erst die Söhne von Simon Maarti, Johann und Petrus, kehrten ihrer holländischen Heimat, zumindest geschäftlich, endgültig den Rücken und begannen mit dem Bau größerer Fabriken und Verkaufsfilialen in Deutschland. Auf Initiative des ältesten Sohnes Petrus beschäftigten sich die Maartis nun mit der Produktion von Konfektionsartikeln jeglicher Art. Sie sind die eigentlichen Gründer.



Die Maartis haben in jeder größeren deutschen Stadt Fabriken und Verkaufsfilialen.

Die Maartis sind alle katholisch. Bis vor kurzem war es üblich, nur Glaubensgenossen einzustellen. Seit einiger Zeit verzichten die Maartis jedoch auf diese Einstellungsbedingung (der Arbeitsmarkt!). In den leitenden Positionen befinden sich nur katholische Herren.

Von Jakob Maarti, der das Unternehmen vor einem Jahrzehnt in eine GmbH umgewandelt hat, hängt kein Bild an der Wand, dafür aber das Bild eines jungen Mannes, des Hausmeisters nämlich, der vor zwei Jahren von einem Wahnsinnigen erschossen wurde, als er ihn daran hindern wollte, die Herrenabteilung mit zwei gestohlenen Maartihemden zum Ausverkaufspreis von 9,75 DM unbemerkt zu verlassen.

Ich habe davon in der Zeitung gelesen.

Unter dem Bild des Hausmeisters steht jedes Jahr an seinem Todestag ein kostbares Blumenarrangement.

Der Hausmeister hinterließ eine Frau, die im 7. Monat schwanger war. Herr Jakob Maarti hat die Patenschaft für das Kind übernommen. Das Kind heißt Jakob.

Nach zehn Minuten erscheint Fräulein Böllig.

Sie trägt eine anthrazitfarbene Rockjackekombi und geht etwas gebückt. Sie behauptet, es käme von einem Magenleiden. Fräulein Böllig ist untersetzt und bewegt sich schwerfällig. Sie hat einen leidenden Zug um den Mund herum.

Fräulein Böllig trägt nur Kleidungsstücke aus der Exquisitabteilung von Maarti. Sie sind also —?

Ja. Ich lache so, als hätte ich Fräulein Böllig zehn Jahre lang nicht gesehen. Fräulein Böllig redet mit dumpfer poltriger Stimme, und wenn sie lächelt, zieht sie nur den rechten Mundwinkel herab. Fräulein Böllig reicht mir die Hand, eine unvermutet warme, schwammige Hand. Fräulein Böllig ist von der Arbeit gezeichnet. Wenn ich ihr auf der Straße begegnen würde, sähe ich sofort nach, ob sie eine Aktentasche trägt.

Fräulein Böllig setzt sich neben mich auf einen der Stahlstühle und legt einen Schnellhefter auf den Glastisch. Sie sucht umständlich verschiedene Formulare heraus, beim Umblättern leckt sie rasch die Fingerkuppen an. Ab und zu stülpt sie ihre Brille nach oben. Ja, sagt Fräulein Böllig dann und schaut konzentriert auf ein grünes Formular, das sie in den Händen hält. Ja ja.

Ich sehe sie fragend an.

Einerseits haben wir alles schon vorbereitet — wenn Sie wollen, können Sie morgen anfangen.

Ja gern, sage ich.

Fräulein Böllig schaut mich an, als wäre ich ihr nicht ganz geheuer. Sie hat einen zwingenden Blick. Sie kaut auf ihrer Unterlippe herum.

Wissen Sie überhaupt, was Sie hier erwartet?

So ungefähr. Ich habe mal in den Schulferien als Aushilfskontoristin gearbeitet. So, sagt Fräulein Böllig, es klingt beinahe ironisch.

Dann wissen Sie ja Bescheid, nicht wahr?

Ich wehre ab. Ich betone nochmals, daß es sich nur um eine vierwöchige Aushilfstätigkeit gehandelt hat.

Fräulein Böllings Gesicht hellt sich ganz plötzlich auf. Sie beugt sich etwas vor, als wolle sie mir kumpelhaft auf die Schulter klopfen.

Es ist auch garnicht so schlimm, lächelt sie behäbig.

Ich frage mich nur —

Was?

Warum Sie ausgerechnet diese Arbeit wollen — Sie haben doch die höhere Schule besucht, wie ich sehe.

Ich sage ihr, daß ich die Bildungsindustrie satt hätte, worauf Fräulein Böllig herzlich lacht.

Wir verlangen nur eins — und von einem zum andern Moment hat Fräulein Bölligs Stimme wieder den Grad autoritärer Schärfe, mit der sie sich ihrer innerbetrieblichen Funktion als Kontorleiterin bewußt ist — wir verlangen nur eins: Pünktlichkeit, Arbeitswillen, Fleiß.

Natürlich, sage ich.

Man wird Sie einarbeiten, fährt Fräulein Böllig fort. Zunächst einmal in der Kalkulation. Es kommt ganz auf Sie an. Bei uns hat jeder die gleiche Chance. Später können Sie auch in die Buchhaltung aufrücken, wenn Sie sich bewährt haben. Sie sehen: es liegt alles bei Ihnen.

Fräulein Böllig sagt auch noch: das Gehalt bestimmen Sie.

Fräulein Böllig sucht umständlich einen weiteren Bogen aus dem Schnellhefter und stipst zufrieden mit Daumen und Zeigefinger dagegen.

Sieht doch alles ganz ordentlich aus: Zeugnisse, Lebenslauf etc.

Fräulein Böllig wiegt bedächtig den Kopf.

Dumme, sagt sie dann, können wir nämlich nicht brauchen. Dösköpfe fliegen bei uns — da kenne ich kein Pardon. Schließlich trage ich die Verantwortung.

Ich sage: ja, Fräulein Böllig.

Die Annonce, die Fräulein Böllig in einer Tageszeitung aufgab, lautete folgendermaßen:

*Vorwärtskommen.* Der Wille allein genügt nicht. Fleiß und gute Arbeit auch nicht. Zum Vorwärtskommen braucht man etwas mehr: die richtige Firma.

Welche Firma ist die richtige Firma?

Die richtige Firma ist eine Firma, die expandiert und wächst. Eine Firma, deren Mitarbeiter nicht die Pensionierung im Auge haben. Sondern den Erfolg. Eine Firma, die ihre Mitarbeiter nicht nach Rang, Alter und Aussehen beurteilt. Sondern nach Leistung.

Eine solche Firma brauchen Sie.

Wir bemühen uns, eine solche Firma zu sein. Wir wollen vorwärtskommen. Wir

wachsen ständig. Und brauchen deshalb neue Mitarbeiter, die genauso denken. Wollen Sie mit von der Partie sein?

Im Augenblick verstärkt sich der leidende Zug um Fräulein Bölligs Mund.

Wenn Sie nur mehr kaufmännische Voraussetzungen hätten — ich könnte Sie da gleich ganz woanders hinstecken, aber so —

Fräulein Böllig rückt näher an mich heran, nachdem sie sich vergewissert hat, daß niemand in der Nähe ist.

Spielen wir mit offenen Karten, sagt sie dann. Da oben in Ihrer zukünftigen Abteilung sind so verschiedene Klicken, da hetzt eine die andere auf. Lauter Frauen, wissen Sie, das ist wirklich schwierig, die alle unter einen Hut zu bringen. Zumal einige darunter sind, die wirklich nur Stroh im Kopf haben.

Ich muß an die „Dösköpfe“ denken.

Und unsereins trägt die Verantwortung, wiederholt Fräulein Böllig.

Dreißig Überstunden im Monat, und das alles nur wegen der dümmsten Patzer, und weil die nicht mitdenken.

Ich bin mir nicht sicher, ob Fräulein Bölligs Wehklagen Taktik ist, jedenfalls verwirrt es mich und so frage ich nur erstaunt: aber Sie haben doch sicherlich eine Vertreterin oder so etwas wie einen festen Mitarbeiterstamm?

Fräulein Böllig runzelt amüsiert die Stirn.

Na, Sie haben vielleicht Vorstellungen. Fester Mitarbeiterstamm! Nach dem Mittagessen schauen die schon auf die Uhr, und Punkt dreiviertelfünf geht's ab. Wie 'ne losgelassene Hammelherde. Und mit sowas soll man ernsthaft arbeiten. Ja dann, sage ich ungläubig, weil mir allmählich klar wird, worauf Fräulein Böllig hinaus will.

Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, fährt sie nun vertraulich fort, dann halten Sie sich da raus. Denken Sie nur an ihre Arbeit. Denn: das Gehalt bestimmen Sie.

Ich nicke freundlich.

Sowieso weht da oben bald ein anderer Wind, sagt Fräulein Böllig. In einem halben Jahr bekommen wir nämlich effektiv das neue System, das wir im Augenblick schon versuchsweise eingeführt haben. Wir stellen um. Auf Olivetti. Da werden sich noch manche wundern. Wir brauchen flotte Tipperinnen und nicht solche Schlafmützen. Sie trauen sich das doch zu?

Ich sage: warum nicht, aber ich dachte —

Naja, lassen Sie man, meint Fräulein Böllig. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Ein halbes Jahr — das ist noch lang genug. Ich sehe es bis dahin auch noch nicht endgültig kommen, unser neues System. Außerdem gibt es dann immer noch genügend andere Arbeiten, die die Maschine noch nicht erledigen kann. Also lassen Sie sich deshalb nun bloß keine grauen Haare wachsen.

Ich sage: das nun gerade nicht, aber den ganzen Tag an so einer Maschine — Fräulein Böllig klopft mir nun wirklich auf die Schulter.

Wo denken Sie nur hin? Zwei Stunden am Tag und nicht mehr. Sonst wird man doch meschugge.

Fräulein Bölligs Hand kreist vor der Stirn, als wolle sie nach einer Fliege schnappen.

Hier ist Ihr Vertrag. Fräulein Böllig schiebt mir das grüne Formular hin. Ihre Stimme hat wieder die autoritäre Schärfe.

Sie haben eine vierwöchige Probezeit mit beiderseitiger täglicher Kündigungsfrist. Wenn Sie hier unterschreiben wollen —

Sie schraubt ihren Füllhalter auf und hält ihn mir zerstreut aber selbstverständlich hin.

Sie erwartet keine Einwände.

Obwohl ich mir schon sicher bin, die Stelle anzunehmen, frage ich, nur der Form halber: dürfte ich vielleicht vorher meinen Arbeitsplatz sehen?

Sofort, sagt Fräulein Böllig freundlich, wenn Sie hier bitte unterschreiben wollen —

Sie drückt mir aufmunternd den Füllhalter in die Hand.

Ich unterschreibe.

Auf dem Weg zu meinem zukünftigen Arbeitsplatz erzählt mir Fräulein Böllig die Geschichte der Gründer.

### *Eine Kommission kommt ins Haus*

Alle mal herkommen, dröhnt die Stimme von Fräulein Böllig durch die Sprechanlage.

Fräulein Böllig ist unumschränkte Herrscherin über drei ergebene Abteilungen, Buchhaltung, Faktura, Kalkulation, die wiederum eine schaffensfreudige Anführerin haben, auch „Erste“ genannt.

Die Ersten sammeln also auf den Alarmruf hin ihre Zweiten, Dritten usw. unter Stuhlrumplern und Bleistiftgeklapper zu einer dicken Traube um sich herum und ziehen nun in drei schnatternden Schüben in Fräulein Bölligs gläserne Kommandokapsel, die sich gleich neben der Ein- und Ausgangstür befindet, dort, wo auch an einem roten Holzklotz der Schlüssel für die kontoreigene Damentoilette hängt. Wenn die Kommission da ist, sagt Fräulein Böllig zu uns immer: meine Damen. An den übrigen Tagen beschränkt sie sich auf ein neutrales Ihr im Sinne von he da, ihr da oder so. Dritten gegenüber bezeichnet sie das Kontor bisweilen auch als Haufen.

Rauh, aber herzlich, fügt sie grinsend hinzu.

Fräulein Böllig zählt zu den sogenannten Führungskräften und versäumt keine Gelegenheit, von ihrer Aufopferung für die Firma Maarti zu sprechen.

Erfolg des Opfers: zwei neue Brillen, ein Nervenzusammenbruch, fünf Gallensteine.

Es bestehen erhebliche Schwierigkeiten, Fräulein Böllig mit einer Unpäßlichkeit



den Rang abzulaufen — keine Krankheit, die sie nicht auch schon durchgemacht hätte.

Wir drängen uns also schweigend rempelnd um Fräulein Bölligs modisch gemaserten Schreibtisch herum, der sich durch ein gewichtiges Arrangement von Terminkalendern, Kugelschreiberkassetten, mit kleinen Merktzetteln bespickten Akten und der monoton surrenden Sprechanlage auszeichnet.

Hochgradig nach vorn gebeugt, umarmt sie mit beiden Händen die Kanten des Tisches, während der Ringfinger einen synkopischen Trommelwirbel anstimmt. Fräulein Böllig sitzt nicht wie die Ersten auf einem weich gepolsterten Rollstuhl, sondern wie wir auf einem schlichten harten Holzstuhl. Seit einem Sturz in den Papierkorb als Folge eines vergeblichen Bemühens, einen heruntergefallenen Bleistift vom Boden aufzuheben, ohne dabei den Stuhl zu verlassen, verzichtet sie auf das Sonderrecht, ein komfortableres Sitzmöbel zu beanspruchen.

Fräulein Böllig zaubert ganze Atemberge aus der Tiefe des Lungenflügels, räuspert sich gewichtig, wobei die Ringfingertrommelhand etwas aus dem Takt gerät.

Also, beginnt sie mit tiefer, schlappender Stimme — Damit ihr gleich Bescheid wißt: morgen kommen die Damen und Herren aus Dortmund. Und damit wir uns recht verstehen: was nicht hergehört, raus. Zack. Die Ringfingertrommelhand schlägt messerscharf eine waagerechte Kerbe in die Luft, kommt zur Ruhe, streicht alsdann imaginäre Luftkissen glatt, krümmt sich zur Faust unterm Kinn. Die Linke bohrt jetzt mit einem Kugelschreiber kleine Punkte in die grüne Gummiunterlage des Schreibtischs.

Letztes Jahr nämlich, fährt Fräulein Böllig fort, indem sie den Kopf steif nach hinten abkippt, haben die ein Zehnerl zwischen meinen Büroklammern gefunden und sind mir dämlich gekommen. Mir. Sie kopfschüttelt verständnislos.

Unterdrücktes Gekicher in der letzten Reihe.

Da gibt es garnichts zu lachen, möchte ich nur sagen. Energisches Kugelschreiberklidklack. Fräulein Böllig ist es ernst.

Als erstes, erklärt sie weiter, haben alle Colaflaschen von den Tischen zu verschwinden.

Und wenn wir Durst haben? fragt jemand.

Durst, grinst Fräulein Böllig, als hätte sie gerade einen süffisanten Witz gemacht oder die Frage erwartet — Durst ist eben morgen verboten.

Ad zwo müssen alle Ansichtskarten von den Wänden entfernt werden, wir sind schließlich nicht in einer Kneipe.

Fräulein Schmitt, die Lustigste, aber auch Schußflügste von uns möchte gern wissen, was eine Kneipe mit einer Ansichtskarte zu tun hat.

Diese Frage geht offenbar zu weit, Fräulein Böllig wird ernstlich böse, kneift die Lippen zu zwei platten Würsten zusammen und bohrt ihren wippenden Zeigefinger in Fräulein Schmitts Richtung. Tobender Blick.

Sie sollten erst mal lernen, konzentriert und fehlerfrei zu arbeiten, ehe Sie den Mund aufreißen, um eine Schau (Fräulein Böllig sagt: Tschou) abzuziehen, Sie albernes Ding.

Fräulein Schmitt versucht nicht, Fräulein Böllig zu widersprechen. Sie weiß, niemals zuvor wurden soviele „Böcke im Kontor geschossen“ wie durch sie. Immer wieder bekam sie Bewährungsfristen, Sonderaufgaben und „eins auf den Deckel“, wie Fräulein Böllig das nennt. Fräulein Schmitt ist seit drei Jahren im Kontor. Letztes Jahr hat sie die Zwischenprüfung in einem Lehrgang für Datenverarbeitung bestanden.

Fräulein Böllig faßt zusammen:

Also nochmals: Colaflaschen raus, Ansichtskarten weg, keine Privatsachen in den Schubfächern, gegessen wird nur in den Pausen, und Schuhe und Taschen gehören in die Garderobe. Die Lehrlinge werden heute vor Feierabend die Tische putzen, aber tiptop, ist das klar? Die Lehrlinge lächeln brav.

Ich kontrolliere heute abend, sagt Fräulein Böllig. Einige Kontormitglieder bekommen einen besonders warnenden Blick zugeworfen. Mit der Ermahnung, uns auf den morgigen Tag gut vorzubereiten, „damit nicht wieder Tränen fließen“, werden wir, die Zweiten, Dritten usw. an unsere Arbeitsplätze zurückgeschickt, während die Ersten sich noch zu weiteren Beratungen mit Fräulein Böllig zurückziehen. Tränen sind zwar bisher noch in keinem Jahr geflossen, in dem sich die Kommission über unsere Arbeit informiert hat, speziell über den Leistungsstand einzelner Kontormitglieder, über die Fräulein Böllig turnusmäßig einen sehr negativen oder sehr positiven Bericht an die Hauptverwaltung schickt, aber Fräulein Bölligs Rede bewirkt jedesmal, daß einige Kontormitglieder lampenfieberähnliche Zustände bekommen und sofort nervös in den Maschinenraum stürzen, um ihre Aufregung hinter den dröhnenden Olivettikästen zu verbergen, die unbestechlich die Tagesumsätze der Firma Maarti errechnen. Über den Umsatz haben wir laut Einstellungsvertrag strengstes Stillschweigen zu bewahren.

Der Einsatz in den drei Abteilungen, Buchhaltung, Faktura, Kalkulation ist in der Regel nicht abhängig vom Intelligenzgrad des Bewerbers, auch wenn alle drei Abteilungen im gewissen Sinn eine Rangordnung ihrer Mitglieder darstellen. Jeder hat zunächst eine Pflichtzeit in der untersten Abteilung, der Kalkulation, durchzumachen und kann aufgrund besonderer Leistungen in die nächsthöhere Abteilung, die Faktura, aufrücken. Die Chance, als angelernte Kraft, wie es die meisten ja sind, in die Buchhaltung zu kommen, ist entgegen Fräulein Bölligs Äußerungen bei der Einstellung kaum gegeben.

Fräulein Böllig sieht es auch nicht gern, wenn Mitglieder der niederen Abteilung Kontakte zu Mitgliedern höherer Abteilungen pflegen, obwohl wir arbeitsmäßig alle aufeinander angewiesen sind, nur zur alljährlichen Julklappfeier rücken wir auch offiziell die Tische zusammen.

Auch Fräulein Böllig hat über die „Bureau-Ordnung vor hundert Jahren“, die

ein Spaßvogel zwischen die Postkartensammlung geklebt hat, herzlich lachen müssen.

1. Gottesfurcht, Sauberkeit und Pünktlichkeit sind Voraussetzungen für ein ordentliches Geschäft.

2. Der dienstälteste Angestellte ist für die Sauberkeit des Bureaus verantwortlich. Alle Jungen und Junioren melden sich bei ihm 40 Minuten vor dem Gebet und bleiben auch nach Arbeitsschluß zur Verfügung.

3. Überschuhe und Mäntel dürfen im Bureau nicht getragen werden, da dem Personal ein Ofen zur Verfügung steht. Ausgenommen sind bei schlechtem Wetter Halstücher und Hüte. Außerdem wird empfohlen, in Winterzeiten täglich vier Pfund Kohle pro Personalmitglied mitzubringen.

4. Während der Bureautunden darf nicht gesprochen werden. Ein Angestellter, der Zigarren raucht, Alkohol in irgendwelcher Form zu sich nimmt, Billardsäle und politische Lokale aufsucht, gibt Anlaß, seine Ehre, Gesinnung und Rechtschaffenheit anzuzweifeln.

5. Die Einnahme von Nahrung ist zwischen 11.30 und 12.00 Uhr erlaubt. Jedoch darf die Arbeit dabei nicht eingestellt werden.

6. Vergiß nie, daß du deinem Prinzipal Dank schuldest, denn er ernährt dich.

7. Zum Abschluß sei die Großzügigkeit dieser neuen Bureau-Ordnung betont. Zum Ausgleich wird eine wesentliche Steigerung der Arbeit erwartet. Da seht ihr mal, wie das damals war, sagte Fräulein Böllig.

Die Witt, eine, die erst seit drei Wochen bei uns ist, jung, dynamisch, einsachtzig, empört sich, als wir wieder in unserer Abteilung, der Kalkulation, angelangt sind.

Das ist doch wohl das letzte, wettet sie plötzlich los. Aber das Allerletzte.

Die wenigen, die keinen Platz mehr hinter einer Olivettimaschine gefunden haben und nun im Kalkulationsbüro vor ihren Tischen herumstehen, schauen sich fragend an.

Wie im Mittelalter, ereifert sich die Witt, die Junge, Dynamische — wie im Osten ist das ja.

Die Knöpfe an ihrem roten Kleid oberhalb des Busens machen kleine Hüpfbewegungen. Herausfordernd sieht sie sich um.

Eine Frau, die wir die Vogelfrau nennen, weil sie immer dann, wenn niemand darauf gefaßt ist, wie eine aufgeschreckte Dohle unter einem Schreibtisch oder aus einer Ecke hervorstürzt, klopfte der Neuen besänftigend auf die Schulter und bietet ihr einen Traubenzucker an.

Die roten Kleiderknöpfe geraten außer sich.

Im einzelnen kann man Wörter wie Kindergarten, Untertanengeist und ganz zum Schluß Affenhaus verstehen, was bei den meisten entweder Befremden oder Heiterkeit auslöst. Zwei von den ältesten Kalkulationsdamen, die kurz vor dem Anbruch des Rentenalters stehen, rümpfen die Nasen.

Die Vogelfrau, ohne Furcht vor dem Wittschen Vulkanausbruch und ganz und

gar nicht beleidigt über den zurückgewiesenen Traubenzucker, stelzt kichernd und kopfschüttelnd davon.

Zeitweise lief durch alle Abteilungen das Gerücht, die Vogelfrau hätte nicht mehr alle „Tassen im Schrank“. Fräulein Schmitt kam eines Tages auf die Idee, ihr einen Papierschnipsel mit einem roten Tintenpunkt drauf als LSD-Prise weiszumachen. Ein andermal erschreckte sie jemand auf dem dunklen Ateliersboden mit dem abgebrochenen Gipsarm einer Schaufensterpuppe und den Worten: huhu, ich bin der Hollywoodmörder, derartig, daß sie anschließend in den Arzttraum getragen werden mußte und dort zwei volle Stunden unter der Obhut der besorgten Betriebsfürsorgerin zubrachte.

Die Erschreckerin wurde von Fräulein Böllig auch umgehend nach Dortmund gemeldet, zog es jedoch vor, ohne ein Wort des Bedauerns für die unglückliche Vogelfrau, die ihr den Vorfall längst verziehen hatte, von sich aus zu kündigen. Fräulein Böllig, die die Vogelfrau als eine fleißige, willige Arbeitskraft schätzte, warnte uns eingehend vor der Wiederholung eines so makabren Scherzes.

Die Witt hat sich noch immer nicht beruhigt, aber da sie sieht, daß ihre Empörung keinerlei Zustimmung bei dem schweigenden Kollegenkreis findet, macht sie eine angewiderte Schüttelbewegung mit dem Oberkörper und läßt sich mißmutig vor einer Schreibmaschine nieder.

Hinter ihrem Rücken wird getuschelt.

Fräulein Biederstein, unsere Abteilungserste und seit einem Jahr Nachfolgerin von Fräulein Kaminzkat, die in die Hauptverwaltung versetzt wurde, kehrt nun sehr eilig in unsere Abteilung zurück. Sie ist Fräulein Bölligs Lieblingserste, mit fünfundzwanzig Jahren auch die Jüngste unter allen übrigen Ersten und auch die ergebenste. Stets nimmt sie freundlich und ohne Widerspruch alle Anweisungen Fräulein Bölligs entgegen. Fräulein Schmitt meinte, man solle ihr doch zum nächsten Geburtstag im Namen aller die goldene Lenkstange überreichen.

Fräulein Biederstein trat vor neun Jahren als Lehrling in die Firma Maarti ein, bewährte sich in allen drei Abteilungen zur vollsten Zufriedenheit von Fräulein Böllig und war zuletzt Assistentin von Fräulein Kaminzkat.

Fräulein Biederstein hat erhebliche Schwierigkeiten, die Autoritätsposition ihrer Vorgängerin einzunehmen.

Der auserwählte Kreis, der sich mit ihr jeden Donnerstag zum Koch-, Strick- und Bastelabend in ihrer Wohnung trifft, wie das schon vor ihrer Zeit als Kalkulationserste üblich war, darf sie auch im Geschäft vertraulich mit dem Vornamen anreden, was Fräulein Böllig mit großer Sorge erfüllt, denn sie fürchtet, die Aufhebung der Respektgrade führe zu saloppem Klüngeltum und sinkender Arbeitsleistung.

Diese Befürchtungen sind jedoch völlig überflüssig — ist es doch gerade der Donnerstagkreis, der sich durch gewissenhafte Zusammenarbeit überlegen von den anderen, den Unselbständigen, abhebt, die Fräulein Biederstein alle zwei



Stunden mit der Frage: unsere Arbeit ist fertig, was sollen wir nun tun? auf die Nerven gehen.

Zu Unrecht, denn am Anfang der Woche erstellt Fräulein Biederstein in Zusammenarbeit mit Fräulein Böllig einen Aufgabenplan, in dem genau festgelegt ist, wer wann an der Olivetti tippt, Lochbänder kontrolliert, Differenzen klärt, die Kassenkarte erstellt, das Kundenkonto mit einem Kästchen für die Talonabschnitte überwacht, Ordnung macht usw. usw.

Fräulein Biederstein wirft den ständig Fragenden aber dennoch einen Mangel an geistiger Beweglichkeit vor, und so finden sich in der schwarzen Kladde, in die allwöchentlich die Fehlleistungen eines jeden eingetragen werden, vor allen anderen die Namen derer, die nicht zu dem wendigen Donnerstagkreis gehören. Fräulein Biederstein führt gewissenhaft Buch über diese Verfehlungen, mitunter stoppt sie auch im Auftrag von Fräulein Böllig ohne Wissen der Beteiligten die Tippzeiten an der Olivetti, wobei sie ausdrücklich betont, daß sie sich dazu nur auf besonderen Wunsch von Fräulein Böllig hergibt.

Die schwarze Kladde liegt stets in einem verschlossenen Schreibtischfach.

Fräulein Biederstein, die vor zehn Jahren einmal eine bedeutende Rolle in einer unterfränkischen Pfadfindergemeinschaft gespielt hat, bemüht sich im Prinzip um einen kameradschaftlichen Ton, und ist den Tränen nah, wenn einige Kontormitglieder genau das Gegenteil behaupten. Fräulein Böllig gegenüber spricht sie gern von „ihren Mädels“ — auch wenn einige ihrer sogenannten Mädels die fünfzig schon weit überschritten haben.

Fräulein Biederstein ist nun von ihrem Donnerstagkreis umringt, aber sie hüllt sich vorläufig in bedeutsames Schweigen.

Daß ihr immer so neugierig sein müßt, lächelt sie tadelnd.

Ach nun hab dich nicht so, sag schon — drängelt der Donnerstagkreis.

Fräulein Biederstein kostet noch ein paar Sekunden lang die Wirkung ihrer Schweigsamkeit unter Mißbilligung des Donnerstagkreises aus und schreitet dann — ganz würdevoll Erste — in den Maschinenraum.

Kommt doch mal für einen Moment herüber, bittet sie die allesamt rotwangigen, schwitzenden Tipperinnen, die in der muffigen Luft sitzen, weil die älteren Damen sich beharrlich weigern, ein Fenster zu öffnen.

Die Arbeit an den Buchungsautomaten ist eintönig, aber leicht zu begreifen. Hier sitzen zumeist die Neueinstellungen, die Aushilfen und die Unbevorzugten, weshalb der Maschinenraum auch bisweilen zu einer Stätte des Grolls wird, was Fräulein Biederstein, der man die Schuld dafür gibt, über die Maßen kränkt, denn: gerade diese Arbeit ist die wichtigste! Die herkömmlichen Arbeiten würden ohnehin im Zuge der Vervollkommnung des Olivettisystems bald wegfallen, und so könne jeder dankbar sein für die Chance, seine Fingerfertigkeit schon jetzt in höchstem Maße zu entwickeln — denn: darauf kommt es später einmal an, nach der großen Umstellung.

Von der großen Umstellung spricht Fräulein Biederstein schon seit Monaten wie

von einem ominösen Tag X, den sich die meisten als einen großen Donnerschlag vorstellen.

Die Maschinenraumgroller werfen Fräulein Biederstein Manipulationen bei der Erstellung des Aufgabenplanes vor, sie fühlen sich benachteiligt.

Ach, winkt Fräulein Biederstein ab, das bildet ihr euch bloß ein. Jeder kommt mal dran.

Wir haben alle an einer Tischreihe Platz genommen, die aus drei zusammengestellten Schreibtischen besteht. Es herrscht ziemliche Enge in diesem Raum, der vom Maschinenraum nur durch eine verglaste Holzwand getrennt ist und ursprünglich zusammengehörte.

Das meiste wißt ihr ja schon, beginnt Fräulein Biederstein nun endlich. Sie hat ihre Hände im Nacken verschränkt und stößt sich lässig auf ihrem Rollstuhl mit der Schuhspitze von einer Fußstütze ab. Ihr wißt ja, fährt sie fort, daß immer gleich alles auf Fräulein Böllig zurückfällt. Ich finde, wir könnten uns ja auch mal 'n bißchen zusammenreißen, damit's nicht wieder son Reinfall wird wie letztes Jahr. Is doch 'ne Blamage für Fräulein Böllig, Kinder.

Im letzten Jahr, das stimmt, war die Kommission ziemlich verärgert über die Antworten einiger Kontormitglieder. Fräulein Böllig gegenüber soll sich eine Kommissionsdame sogar im Sinne von „ein ganz verkommener Laden“ geäußert haben, was besonders peinlich für Fräulein Böllig war, die ihrer Meinung nach wirklich alles tut, um „den Laden in Schuß zu halten“. Zumal sie doch mit dem Gedanken spielt, ihre Karriere mit einem Posten als Kommissionsdame in der Hauptverwaltung zu krönen.

Fräulein Biederstein ist inzwischen an einen Rollschrank getreten und hält in jeder Armbeuge zwei prall gefüllte Leitzordner.

Wir werden deshalb nun alle ohne Ausnahme in die Instruktionsblattei schauen. Die Instruktionsblattei ist der Almanach des Hauses und besteht aus einer zehnbändigen Sammlung von Rundschreiben, die allwöchentlich aus der Hauptverwaltung kommen. Diese Rundschreiben werden jeweils in einem Leitzordner unter einer entsprechenden Rubrik abgeheftet und erläutern übersichtlich sämtliche Vorgänge im Kontor, in der Auszeichnung, im Verkauf, in der Geschäftsleitung.

Der Donnerstagkreis stöhnt, als er sieht, wie sich die Leitzordner auf Fräulein Biedersteins Schreibtisch türmen.

Ihr braucht garnicht so zu tun, als ob ihr das alles schon wißt, ich werde euch nachher mal abfragen.

Fräulein Biederstein mimt die Verärgerte, so daß ihr bei dieser Gelegenheit gleich noch etwas anderes Ärgerliches einfällt.

Das Kabuff ist auch unter aller Kanone — wo man hintritt, haut's einen gleich um. Kisten und Tüten, alles steht durcheinander. Wer meldet sich freiwillig zum Aufräumen?

Sofort schnalzen ein paar Finger aus dem Donnerstagkreis hoch — Aufräu-



mungsarbeiten im Kabuff sind immer sehr beliebt, läßt es sich doch herrlich und unbeobachtet auf den umgestürzten Kisten plauschen, in denen die abgelegten Kontorunterlagen untergebracht sind, die — laut Aufbewahrungsdatum — erst an einem bestimmten Tag zu vernichten sind. Das Vernichtungsdatum steht auf einem weißen Aufkleber. Fräulein Biederstein lacht schrill. Nichts ist. Diesmal gehen andere. Ihr sitzt da doch bloß rum und quatscht. Durchschaut.

Also — wer meldet sich freiwillig?

Fräulein Biederstein schaut aufmunternd in die Runde.

Niemand meldet sich.

Die älteren Kalkulationsdamen fühlen sich von dieser Aufforderung nicht angesprochen, da es ihnen nicht zuzumuten ist, die schweren Kartons übereinanderzuschichten. Sie sagen es auch.

Ist doch klar, sagt Fräulein Biederstein. Aber von den anderen, wer geht freiwillig?

Außer dem Donnerstagkreis ist offenbar niemand sonderlich interessiert an dieser Aufgabe, einige entschuldigen sich sogar damit, daß ihnen das Heben schwerer Gegenstände vom Frauenarzt untersagt wurde.

Fräulein Biederstein senkt gekränkt den Kopf.

Ich seh schon, ich muß wieder allein gehen. Daß man auch alles selber machen muß.

Sie ist verärgert.

Der Donnerstagkreis schweigt verschnupft.

Na schön, sagt Fräulein Biederstein, dann eben nicht.

Im übrigen läßt euch Fräulein Böllig bestellen, daß wieder mal durchgedreht werden muß. So, und nun nochmal: Freiwillige vor. Durchdrehen ist eine Sache für sich. Zwei, drei Personen müssen sich zunächst einmal in den Hof zur Pfortnerloge begeben. Dort erbitten sie sich einen zwei Meter langen quitschenden Eisenkarren, den sie mit großer Geschicklichkeit in den Aufzug transportieren. Der Aufzug ist sehr schmal, zumeist befinden sich auch noch Kunden in ihm, die sich nun verblüfft oder erheitert an die Fahrstuhlwände quetschen. Wenn der Aufzug, auf Durchfahrt gestellt, im dritten Stock hält, wollen auch die Kunden mitsamt dem quitschenden Karren den Fahrstuhl verlassen. Daraufhin wird ihnen erklärt, daß sich in diesem Stockwerk keine Verkaufsräume befinden, und es muß ein behutsames Maß an Gewalt angewendet werden, um die schwerfälligen, unwilligen Körper der Kunden wieder zurückzuschieben. Während sich nun die beiden Aufzugtüren automatisch schließen und die Münder der vernutzten Kunden immer noch offenstehen, wird das mächtige Gefährt mühsam über einen langen Gang gerollt, an dessen Ende sich die Tür zum Kontor befindet. Hinter der Tür ist zunächst ein drei Quadratmeter großer Raum, in dem nichts weiter als ein gebohrter Holzstuhl steht, auf dem gewöhnlich die Neueinstellungen bis zum Eintreffen von Fräulein Böllig sitzen. Um das Gefährt

in diesen Raum zu bringen, muß man es etliche Male vor- und zurückrollen, bis es frontal vor einer hölzernen Schiebetür steht, die in die Buchhaltung und Fräulein Bölligs Büro führt. Von dort wird der Eisenkarren, bei dem ständig die Räder ausscheren, zu einer weiteren hölzernen Schiebetür gelenkt, hinter der sich die Fakturenabteilung befindet, an die sich — wiederum durch eine hölzerne Schiebetür getrennt — die Kalkulation anschließt. Als dann hat der Eisenkarren noch den großzügig angelegten Maschinenraum zu durchqueren, bis er endlich vor der schmalen Kabufftür angerollt ist. Die Durchdreher treten nun schweißgebadet ein, ziehen einen blauen ungebügelten Leinenkittel an und beginnen mit dem Verladen der Pappkartons, deren Inhalt — laut Instruktionsblattei — vernichtet werden darf. Der Karren wird bis in Kopfhöhe mit Kartons beladen und muß auf demselben Weg zurückgebracht werden, was nur unter besonderen Regieanweisungen möglich ist.

Mit einem Schlüssel wird der Aufzug wieder auf Durchfahrt geschaltet und hält dann im Keller. Die Durchdreherinnen fahren den Eisenkarren nun über eine Art Rampe zu einer Luke, die sie auch zu dritt nicht öffnen können. Nach längerem Suchen wird endlich der Hausmeister gefunden, der die Luke an einem Eisenring mit Hauruck aufzieht, wobei sich seine Gesichtszüge unangenehm verzerren. Mit Hilfe des Hausmeister werden die Kartons durch die Luke über ein schräg gestelltes Holzbrett in den darunterliegenden Vernichtungsraum befördert.

Im Vernichtungsraum, fensterlos und stickig, steht ein hölzernes, schlachtbankähnliches Gerät, an dessen Schmalseite eine scharfgezackte Metallrolle angebracht ist, die durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt wird. Vorsichtig schieben die Durchdreherinnen die Belege über die Schlachtbank bis an die Metallrolle heran, wo sie in lange gekräuselte Streifen zerschnipselt werden. Der Streifenberg wird jeweils nach einer halben Stunde mit einer Mistgabel vor eine Presse geharkt, die einmal in der Woche ein Aushilfsarbeiter bedient.

Nach einer Stunde Arbeit sind die Durchdreherinnen völlig verstaubt, und die Kartonberge haben nur wenig an Höhe verloren. Die Durchdreherinnen bringen einen Arbeitstag im Keller zu; am nächsten Tag werden sie von einem anderen Team abgelöst, falls die Vernichtungsarbeiten nicht an einem Tag beendet werden konnten. Freiwillige Meldungen für diese Tätigkeit sind selten — oft mußte Fräulein Biederstein verdrossen mit gutem Beispiel vorangehen, zum allergrößten Befremden von Fräulein Böllig.

Da Fräulein Biederstein sich aber diesmal schon für die Aufräumarbeiten im Kabuff eingeteilt hat, kommt sie als Durchdreherin nicht mehr in Frage.

Tja, fragt sie nun lächelnd, wer möchte denn gern?

Ich, platzt die Vogelfrau in das Schweigen hinein.

Kommt garnicht in Frage, wehrt Fräulein Biederstein energisch ab.

Sie waren doch erst das letzte Mal unten, oder?



Ach, ich mach das schon und überhaupt: wo doch morgen die Kommission kommt.  
Fräulein Biederstein schüttelt heftig den Kopf.  
Es müssen nicht immer dieselben sein, jeder kommt mal dran. Also, wer meldet sich freiwillig, eh ich jemand bestimmen muß?  
Niemand stellt sich zur Verfügung. Auch der Donnerstagkreis enttäuscht.  
Gut, sagt Fräulein Biederstein ruhig, dann bestimme ich eben, wer geht.  
Fräulein Biedersteins Wahl nimmt längere Zeit in Anspruch, bis ihr Blick plötzlich an der Witt hängen bleibt, die mit ihren Gedanken ganz woanders zu sein scheint.  
Ja richtig, lacht Fräulein Biederstein begeistert. An Sie habe ich ja überhaupt nicht gedacht, Frau Witt. Jetzt sind Sie schon drei Wochen bei uns und waren noch nicht ein einziges Mal im Keller.  
Die Witt, aufgeschreckt, nimmt Maß an Fräulein Biederstein mit einem langen Blick und sitzt bewegungslos.  
Habe ich nicht recht, fragt Fräulein Biederstein etwas unsicher zurück.  
Die Witt, die sehr genau weiß, was sie dort unten im Keller erwartet, erhebt sich langsam.  
Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich mich für so eine Drecksarbeit hergebe.  
Die Witt lacht spitz.  
Fräulein Biederstein, verblüfft, betrachtet die Witt einen Augenblick lang fassungslos und weiß nicht, was sie sagen soll.  
Als sie sich wieder etwas gefangen hat, wirft sie der Witt einen fast bockigen Blick zu und meint, daß Fräulein Böllig angeordnet habe, die Witt müsse gehen, wenn sich niemand freiwillig meldet.  
Sicherlich hat sie sich das nur ausgedacht.  
Was Fräulein Böllig sagt, interessiert mich überhaupt nicht. Zumindest solange nicht, wie sie es mir nicht selber sagt, schimpft die Witt. Und überhaupt: so eine Scheißarbeit ist nicht drin bei mir. Jawohl: Scheißarbeit.  
Fräulein Biederstein verschlägt es die Sprache. Über ihre Wangen breiten sich kleine rote Flecken aus.  
Die Witt schwimmt ganz im Oberwasser.  
Lächerlich ist das ja hier, einfach lächerlich. Popig. Spießig. Eine Zumutung in höchstem Grade. Und jeder springt, wenn es heißt: aber Fräulein Böllig hat gesagt.  
Die Witt öffnet nun zur allgemeinen Erheiterung Fräulein Biedersteins Tonfall nach.  
Und obendrein nicht mal 'ne Dusche im Haus, einfach lächerlich. Vielleicht dürfen wir demnächst noch den Fußboden schrubben, weil die Putzfrau krank ist und — Fräulein Böllig es gesagt hat!  
Die Witt schüttelt verächtlich den Kopf.  
Die Albernern kichern wieder. Andere, die wohl gemerkt haben, daß die Witt

gleich zu Anfang durch erstaunliche Arbeitsleistungen aufgefallen ist, denken bloß: die kann sich's eben leisten, so zu reden.  
Der Donnerstagkreis blickt gespannt auf das völlig fassungslose Fräulein Biederstein.  
Jetzt hören Sie doch mal zu, Frau Witt: das machen wir schon seit Jahren so, und bisher hat sich noch niemand geweigert. Jeder kommt mal dran, das wissen Sie doch.  
Fräulein Biederstein zittert vor Erregung.  
Das ist ja der Fehler, sagt die Witt. Daß ihr euch alles gefallen laßt, was von „oben“ kommt. Wie Vasallen im Feudalreich.  
Was erlauben Sie sich eigentlich, stößt Fräulein Biederstein wütend hervor. Na, Sie können sich auf was gefaßt machen. Ich gehe jetzt zu Fräulein Böllig. Es ist Ihnen doch wohl klar, daß ich das melden muß.  
Ja, Sie müssen das, sagt die Witt.  
Fräulein Biedersteins Wangen sind blutrot gescheckt, ihre Augen werden etwas feucht, sie könnte sicher heulen vor Wut.  
Sie geht hinaus, und durch die Glasscheibe können wir verfolgen, wie sie zu Fräulein Bölligs Schreibtisch eilt, die im Augenblick gerade telefoniert.  
Die meisten drängen sich nun um die Witt, nur der Donnerstagkreis hält unschlüssig Distanz.  
Einige klopfene der Witt ermunternd auf die Schulter — recht hat sie, ist ja auch eine Schweinerei, daß wir sowas machen müssen.  
Andere fordern aufgeregt, man solle sich beim Eintreffen von Fräulein Böllig mit der Witt solidarisch erklären, damit sie keine Schwierigkeiten bekommt.  
Die Witt verzieht abweisend den Mund.  
Was heißt denn Schwierigkeiten? Arbeit gibt es überall. Oder?  
Fräulein Böllig, untersetzt und übergewichtig, was sie geschickt durch zweiteilige Kombinationen in den Lieblingsfarben grau und blau auszugleichen sucht, schlurft leicht nach vorn gebeugt heran. Hinter ihr hochaufgeschossen Fräulein Biederstein mit Strafgerichtsmiene. Bevor sie eintreten, tuschelt Fräulein Böllig ihr einschärfend etwas ins Ohr. Fräulein Böllig lacht ein tiefes Haha.  
Sie treten ein.  
Fräulein Böllig, amüsiert, geht auf die Witt zu:  
Was höre ich da gerade, Frau Witt: Sie wollen eine Dusche? Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst?  
Nein, lächelt die Witt selbstbewußt, stellen Sie sich vor: ich will nicht in den Keller.  
Das ist grotesk, das is'n Ding, haha. Fräulein Böllig schüttelt erheitert den Kopf, während Fräulein Biederstein sichtlich verstimmt Fräulein Bölligs Haltung zur Kenntnis nimmt.  
Sie tuscheln erneut miteinander.  
Na, lächelt Fräulein Böllig großzügig, dann lassen Sie es mal für heute gut sein,

Frau Witt. Ich schreibe den Vorfall kurz in Ihre Personalakte. Vielleicht überlegen Sie es sich noch mal, was?

Wohl kaum, sagt die Witt, leise, verdrossen.

Fräulein Böllig hat Fräulein Biederstein inzwischen in eine geeignete Tuschelcke zwischen Rollschrank und Schiebetür gedrängt.

Fräulein Bölligs Rechte, zeigend und weisend geöffnet, hüpfte von Zeit zu Zeit wie eine Sprungfeder auf und ab, während sie — halb von uns weggedreht — möglicherweise mit strengem Nachdruck Fräulein Biederstein etwas klarzumachen versucht, was diese nun offenbar ohne große Schwierigkeiten begreift, denn sie antwortet Fräulein Böllig allegro durch ununterbrochenes Nicken des Kopfes.

Zufrieden schlurft Fräulein Böllig hinaus.

Über das Durchdrehen wird kein weiteres Wort mehr verloren.

Mit der solidarischen Haltung für die Witt ist es offenbar auch nicht weit her. Fräulein Biederstein sitzt da mit einem Gesicht, als fiele ihr jeden Augenblick erneut ein, welche große Last sie hier zu tragen hat. Der Donnerstagkreis, hintergründig stumm, muß sich einen verächtlichen Blick gefallen lassen.

Fräulein Biederstein verteilt übellaunig die Leitzordner. Da wir fast fünfzehn Personen sind, müssen einige zu zweit in die Instruktionsblattei schauen, die nur aus zehn Bänden besteht.

Lest jetzt, fordert uns Fräulein Biederstein auf, die ebenfalls einen Leitzordner vor sich zu liegen hat.

Wir lesen.

Ein Talon hat sieben Abschnitte. Es gibt Vollzahlungs-, Restzahlungs- und Eigentumstalons; Abschnitt fünf begleitet das Kundenteil durchs ganze Haus; Abschnitt eins kommt ins Kästchen. Laut Spalte 5a der Kassenkarte ist der Kassenstand von Spalte 5b der Kassenkarte vom Vortag in die zu bearbeitende Kassenkarte einzutragen. Die Lochbänder der Olivettimaschinen sind am Lochbandende mit einem Tagesstempel zu versehen; was ist ein Lochband? Ein Lochband ist —

Nach einer Stunde sagt Fräulein Biederstein: genug. Die Ordner müssen zugeklappt werden und der Reihe nach fragt Fräulein Biederstein nun jeden von uns ab.

Was ist ein Lochband? Welche Farbe hat ein Vollzahlungstalon? Was geschieht mit Abschnitt drei eines Eigentumstalons? Was steht in Spalte 15c, römisch drei, Absatz eins, auf der Kassenkarte? Wie lautet die vollständige Kennzeile für die Olivetti, wenn der Herrenrückstand getippt wird? Was ist, was geschieht, wie lautet —

Fast alle Fragen werden richtig beantwortet.

Fräulein Biederstein sagt: ihr habt gut gelernt, ich werde es Fräulein Böllig melden. Geht jetzt an eure Arbeit zurück.

Wir gehen.

Wir werden der Kommission unsere Antworten herunterrattern.  
Den besten winkt eine kleine Gehaltserhöhung.

### Fetisch

nach dem kino  
weiß man bescheid  
über diese spezielle sache mit frauen  
vor den bildern im schaukasten  
wächst die erregung der männer  
sie hätten es eilig.  
dabei  
wäre doch zu bedenken  
der unterschied zwischen der in breitwand  
keuchend vor lust  
und einer zuhause  
mit gepolsterten hüften  
nicht mehr ganz jung  
weniger aufgeschlossen  
peinlich  
verklemmt  
immer dieselbe auch im knappen neglige.  
einem mädchen vielleicht  
in lederstiefeln  
an der bushaltestelle  
sie käme dem bild schon näher  
mit der könnte man mal —  
ganz sicher  
auch wenn sie behauptet:  
sowas gemeines.  
dabei  
diese sache  
die männer erregt  
ist doch ganz einfach:  
eine aus pappmaché  
oder biegsamer plastik  
aus aschgrauem gummi  
eine aus leder  
täte es auch  
eine ohne sprache  
mit beweglichen gliedern  
einem übergroß saugenden mund



der kreatürliche laute stöhnt  
eine  
ohne inhalt  
austauschbar  
die nicht nachdenkt  
nicht lacht, nicht weint  
eine  
in die man sich eindringen kann  
ohne rücksicht  
ohne verlust —  
eine solche  
täte es sicher viel besser.

*Love*

titelseiten  
verkünden dein lächeln  
geheimnisse rascheln  
beim umblättern.  
auf einer plakatswand  
drehst du dich zweideutig weg  
entblößt bis zum nabel  
als rotblonde riesenfrau.  
oder ein mann  
der daniel heißt  
erklärt dir wie man es macht  
auf einer harley —  
du trägst schwarze stiefel.  
oder dein mund  
wenn er wörter aufspricht  
vor einem höhepunkt  
den man schon kennt  
sätze  
die öfter auftreten  
in der verkleidung von gänsefüßchen  
biologisch gesehn  
die alten männer im parkett  
verschwitzen ihre eintrittskarten  
jemand legt seine hand auf ein knie  
es ist doch ganz einfach:  
ein mann und ein mädchen  
die fortgehen  
ohne sich zu verwechseln.

Erika Runge  
Frauen in der DDR

*Ursula Wirth, 35, Maschinenschlosserin*

Mein Name ist Ursula Wirth, ich bin 35 Jahre alt, und meine Entwicklung begann eigentlich 1950, nachdem ich die Grundschule verlassen hatte. Ich lernte Maschinenschlosser im Stahlwerk und bin dann als Schlosser auf die Werft gekommen und hab nach Abschluß der Lehre ein halbes Jahr als Schlossergeselle gearbeitet im Schiffbau und mich qualifiziert zum Materialwirtschaftler. Ich habe dann geheiratet, inzwischen sind aus unserer Ehe vier Kinder hervorgegangen, die sind jetzt im Alter von 2 bis 16 Jahren. Und zur Zeit bin ich in der Neptun-Werft tätig als hauptamtliche Mitarbeiterin der Gewerkschaft und kümmere mich vorwiegend um die Qualifizierung und den Einsatz unserer Frauen. Wir haben 1200 Frauen in unserem Betrieb. Ich studiere allerdings außerdem an der Fachschule in Wismar mit dem Ziel, als Ingenieur-Ökonom abzuschließen und habe die Absicht, dann noch ein vierjähriges Hochschulstudium anzuhängen und so eben meine Entwicklung zu vervollkommen. Mein Mann ist in der Seewirtschaft tätig, der ist Schiffingenieur. Er ist allerdings viel auf Reisen, auch sehr viel im Ausland, so daß dann natürlich die Zeit für mich besonders schwer wird. Aber ansonsten kann ich das sehr gut schaffen, ich habe mich noch nie beklagt über Zeitmangel. Für Handarbeiten und für Wochenendfahrten bleibt immer was.

Die Dinge klappen allerdings nur mit einer strengen Einteilung. Ich habe eine sehr fleißige, lobenswerte Tochter im Alter von 16 Jahren, wenn die aus der Schule kommt, ist das erste: Schularbeiten, und dann macht sie mir die Wirtschaft, also das, was eben ein Mädchen von 16 Jahren machen kann: abwaschen, staubsaugen, Schlafzimmer undsoweiter. Das gründliche Saubermachen wird der Mutter zum Wochenende überlassen. Der Junge ist in der Schule sehr gut, Schularbeiten erledigt er so nebenbei, und der hilft mir sehr mit dem Einkaufen. Viel Arbeit bleibt natürlich am Feierabend mit den beiden Kleinen, die sind 2 und 4 Jahre, da muß die Mutter sich drum kümmern. Aber ich teile mir gern die Arbeit mit meinem Mann, so daß das unbedingt zu schaffen ist.

Es gibt für meinen Mann nichts, was er nicht mit erledigt, ich kenne das einfach nicht. Er hat gewollt, daß ich studiere, also hat er auch den Willen gehabt, mir zu helfen. Und er tut es, wo er kann. Morgen haben wir Bergfest, das heißt, ich habe die ersten zwei, zweieinhalb Jahre meines Studiums hinter mir. Und in der gesamten Zeit, wenn ich mich auf irgendwelche Klausuren oder Abschlüsse vorbereitet habe, ich konnte das ganze Wochenende sitzen und konnte dann be-

ruhigt zum Unterricht gehen, mit gutem Gewissen und gut vorbereitet. Mein Mann hat sich um die vier Kinder gekümmert, wenn es sein muß, macht er die Wäsche, kocht er das Essen, er geht einkaufen, also, wie er es eben ermöglichen kann. Natürlich, die Kinder müssen mit ran, das ist klar. Und ich bemühe mich selbstverständlich, ihn in dieser Arbeit nicht alleine zu lassen. Was ich selber machen kann und schaffen kann, das tue ich sowieso.

Wir Frauen haben nicht mehr so viel Zeit, uns völlig unserem Mann zu widmen. Mancher verlangt vielleicht, daß man jede Woche zu ihm kommt, für mich wäre das unmöglich, mir reicht alle 14 Tage. Und es wirkt sich wohl eher auf den Mann aus, wenn eine Frau berufstätig ist und obendrein studiert als daß es sich auf die Kinder auswirkt. Für die Kinder hat man immer Zeit. Ich will damit sagen, daß sich das Verhältnis zwischen Mann und Frau verändert hat, der Mann selber will nicht mehr unbedingt eine Frau haben, die ausschließlich sexy ist, sondern er legt Wert auf eine kluge Frau. Insofern hat sich das Verhältnis doch zu Gunsten der Ehe verschoben. Die Liebe ist eben anders geworden, sie ist schöner geworden. Durch das steigende Selbstbewußtsein der Frau, durch ihre Qualifizierung, dadurch daß sich Mann und Frau gegenseitig besprechen und ihre Probleme bringen, der Mann die aus seinem Betrieb, die Frau welche aus ihrem Betrieb, auch gesellschaftliche Probleme oder im Zusammenhang mit der Erziehung der Kinder, alles wird gemeinsam behandelt. Dadurch ist eine größere Harmonie in der Ehe zu verspüren. Und so etwas wächst auch, das macht sich bemerkbar im Verhältnis zueinander.

Unsere Kleinen sind tagsüber hier in Rostock in der Kinderkrippe, bzw. eine in der Krippe und eine im Kindergarten. Die sind sehr gut versorgt, es gefällt ihnen, sie gehen gerne hin, keine schreit. Sie freuen sich natürlich auch, wenn sie pünktlich abgeholt werden, das ist selbstverständlich. Aber so viel kann man den Kindern zu Hause gar nicht geben, wie sie im Kindergarten bekommen. Die Kleine, die war gerade mal 2 Jahre, die konnte Gedichte aufsagen, Lieder singen und alles. Ich seh das bei uns im Block, da sind einige Frauen zu Hause, deren Kinder waren alle nicht so weit. Die Vorschulerziehung ist wirklich sehr gut. Mit den Horten gibt es allerdings noch Schwierigkeiten, da müßte einiges verbessert werden bei uns.

Ich muß ehrlich sagen, unsere größeren zwei Kinder waren gewollt, die letzten zwei waren ungewollt. Die Älteste ist 16 Jahre, der Junge ist 13 Jahre, und dann sind eben nach 8 Jahren nochmal zwei Nachkömmlinge erschienen, obwohl ich sie offiziell nicht als Nachkömmlinge bezeichne. Das sind unsere Lieblinge jetzt zu Hause. Alle meine Kinder sind in der Krippe und im Kindergarten groß geworden oder haben von Anfang an, also in der 1. bis zur 4. Klasse den Schulhort besucht. Und die vier lieben ihre Mutter über alles, ich hab eben einfach abends die Zeit gefunden, mich trotzdem mit meinen Kindern zu beschäftigen. Die Zeit war da, weil in unserer Familie die Gleichberechtigung voll verwirklicht ist.

Aber falls es Sie interessiert, es gibt auch die Möglichkeit zur Schwangerschaftsunterbrechung. Wenn man zum Beispiel körperlich in schlechter Verfassung ist, dann wird von einem Ärztekollektiv eingeschätzt, ob man das Kind austragen muß oder nicht. Meistens wird zugunsten der Frau entschieden. Bis zum 3. Monat, soweit wie das eben ärztlich auch zu verantworten ist, kann eine offizielle Schwangerschaftsunterbrechung gemacht werden.

In den letzten drei, vier Jahren sind wir in den Mütterberatungsstellen, aber vor allem in unserer Presse, z. B. in der Zeitschrift „Für Dich“ sehr dazu übergegangen, die Familienplanung zu propagieren. Ich habe allerdings von einer Möglichkeit wie der Pille nie Gebrauch gemacht, weil ich mir immer sicher war: Du kriegst keine Kinder mehr. Nicht etwa, weil ich von Natur aus dazu nicht in der Lage gewesen wäre, aber wir waren uns eben auf andere Weise sicher. Na, und der eine Ausrutscher, der uns damals passiert ist, da haben wir gedacht: Es war wirklich nur ein Ausrutscher. Aber der zweite Ausrutscher kam kurz hinterher. Heute würde ich die Pille vielleicht auch nehmen, aber ich tue es wieder nicht, wohl aus reiner Bequemlichkeit. Ich hoffe also, daß wir uns inzwischen auf diesem Gebiet soweit qualifiziert haben, daß nicht noch ein Kind dazu kommt. Es würde auch gar nicht zum Studium passen. Ich habe dabei ein Kind während des Studiums bekommen. Als ich im 6. Monat war, begann ich mit dem Studium, eben auf Wunsch meines Mannes. Ich habe nie geglaubt, daß ich so etwas durchhalten würde. Aber die 30 Frauen, die in unserer Klasse sind, das ist ein dermaßen gutes Kollektiv! Wenn eine Frau fehlt, wird mitgeschrieben, abends werden sogar die Frauen aufgesucht, wird der Stoff vermittelt, das kann manchmal zwei, drei Stunden dauern. Obwohl die alle selbst Familie haben und Kinder versorgen müssen und außerdem berufstätig sind. Aber wir bringen gegenseitig so viel Kollektivgeist und Hilfe füreinander auf: jede muß durchkommen im Studium. Es gibt ja generell die Möglichkeit, daß die Frau zwei Arbeitstage in der Woche für's Studium frei bekommt. Trotzdem fühle ich mich manchmal erschöpft, und zwar dann, wenn es zum Wochenende geht oder jetzt kurz vor den Semesterferien. Wir sehnen alle die Zeit herbei, wo wir nicht mehr so intensiv studieren müssen und uns 8 Wochen erholen können. Aber die Erschöpfung ist meistens, möchte ich sagen, sonabendends schon vorüber. Wenn man sich dann morgens im Haushalt richtig ausgetobt hat, ist man abends doch wieder frisch, fernsehen, sonntags geht's an den Strand, und montags ist man wieder fit.

Wir haben gerade vor etwa 6 Wochen eine neue Frauenklasse zusammengestellt, die den gleichen Weg gehen soll, den ich augenblicklich gehe, Fachschulstudium Ingenieur-Ökonom. Da habe ich gezittert, weil ständig neue Anmeldungen kamen und unsere Klassenräume eben leider nur eine bestimmte Menge von Frauen fassen. Wir können ja keinen Doppelboden einziehen. Also die Hemmnisse sind im Laufe der Jahre wirklich enorm zurückgegangen. Früher war es noch so, daß oft von Frauen gesagt wurde: „Ich möchte ja gern Meisterstudium machen, ich



möchte ja gern den Facharbeiter machen, aber wie soll ich denn, mein Mann läßt mich bestimmt nicht.“ Im Betrieb war die Frage der Gleichberechtigung gelöst, in den Familien war sie noch längst nicht gelöst. Wenn ich früher oft Aus-sprachen führen mußte mit den dazugehörigen Männern, um ihr Einverständnis zu gewinnen, brauche ich so etwas heute eigentlich gar nicht mehr einzukalkulieren. Es ist selten, wirklich selten, daß aus familiären Gründen eine Frau von ihrer Qualifizierung abgehalten wird. Manchmal gibt es allerdings objektive Schwierigkeiten. Ich habe beispielsweise jetzt eine Frau aus unserem Betrieb, die hat sieben kleine Kinder und möchte lernen. Da machen wir das so, daß wir mit Hilfe der BGL, der Betriebsgewerkschaftsleitung, mit dem Frauenausschuß eben, besondere Vergünstigungen oder Förderungsmaßnahmen festlegen, die von der Werksleitung gegengezeichnet werden, die also genehmigt werden, damit auch solche Frauen mit besonders starken Belastungen nicht zurückzustehen brauchen.

*Regine Fischer, 34, Ärztin*

Ich heiße Regine Fischer, geborene Duske, ich bin 34 Jahre alt und Oberärztin für Psychiatrie. Wenn Sie mich zu meiner persönlichen Entwicklung fragen, kann ich im Ganzen feststellen, daß ich einen völlig unkomplizierten Weg gegangen bin. Ich bin die Tochter eines ostthüringischen Metallarbeiters, meine Mutter war Spinnereiarbeiterin. Der Vater war im Krieg, und wir erlebten die Bombennächte mit, ich habe noch jahrelang nach dem Krieg in Angst und Schrecken gelebt, wenn ich nur ein Flugzeug hörte oder wenn in der Ferne ein Zug vorbeifuhr. Und schon damals reifte ein ganz affektiv gefärbter Standpunkt in mir, schon als Kind: Krieg darf es nie wieder geben! Du mußt tun, was immer du kannst, damit es keinen Krieg mehr gibt. Meine Eltern hatten mich natürlich auch sehr progressiv erzogen, sie waren beide schon in ihrer Jugend in der Arbeiterbewegung organisiert. Ja, und dann besuchte ich die Oberschule bei uns in Gera, machte meine Reifeprüfung mit „gut“ und kam gleich auf die Universität. Ich habe an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena studiert, mein Staatsexamen dort 1959 abgelegt und kam dann anschließend nach Stralsund, aus familiären Gründen, mein Mann war in dieser Gegend damals Offizier der Nationalen Volksarmee. Zur Zeit ist er allerdings Mitarbeiter eines wissenschaftlichen Instituts in Berlin, seit zwei Jahren schon. Aber ich werde mit den Kindern jetzt nach Berlin ziehen und dort in der Poliklinik Wisbyer Straße arbeiten.

Mein jetzt 12jähriger Sohn wurde während des Studiums geboren, und später dann noch meine jetzt 7jährige Tochter. Ich habe 1966 an der Rostocker Universität mit einem Thema über Gehirnentzündung im Kindesalter promoviert, im November 1966 dort auch meine Facharztprüfung bestanden, und 1967 im Mai wurde ich als Oberarzt in der Psychiatrischen Klinik des Bezirkskrankenhauses Stralsund eingesetzt.

Die Geschichte dieser Klinik war ebenso wie die der meisten Kliniken im damaligen Deutschland dadurch geprägt, daß in der Zeit der faschistischen Herrschaft sehr viele Kranke auf unmenschliche Weise beseitigt worden sind. Auch die Stralsunder Klinik wurde in der Nazizeit mit 1200 Patienten nach den Ostgebieten verlagert, und wie später bekannt wurde, hat man dort alle Patienten erschossen. Nach dem Kriege begann ein sehr mühseliger Neuaufbau. Es mußten zunächst die damals größten Notstände beseitigt werden, man mußte vor allem die Lungenkrankheiten bekämpfen, und so kam es, daß die Stralsunder Klinik zunächst als Lungenheilstätte benutzt wurde. Erst später, als sich die Verhältnisse stabilisierten, zeigte sich, daß der Nachholbedarf an Behandlungsmöglichkeiten für psychisch Kranke doch erheblich gewachsen war und daß man daran gehen mußte, eine neue Psychiatrische Klinik aufzubauen.

Wir betreuen heute mit etwa 700 Klinikbetten einen großen Einzugsbereich, der den östlichen Teil des Bezirks Rostock umfaßt, und die Klinik soll in den nächsten Jahren um 500 Kinderbetten erweitert werden. Da in den letzten Jahren eben doch mit einem Zuwachs der psychisch geschädigten Kinder — international gesehen — gerechnet werden mußte, bzw. ein solcher festgestellt worden ist, müssen auch wir uns diesen Verhältnissen anpassen und die Kapazitäten entsprechend erweitern. Wir sind oft gefragt worden: Wie kommt das? Darauf kann man antworten, daß weniger die angeborenen Schäden des zentralen Nervensystems dabei eine Rolle spielen, als daß Kinder, die im Säuglingsalter an schweren Krankheiten leiden, Infektionskrankheiten vor allen Dingen, dank des Einsatzes der modernen Medikamente heute nicht mehr sterben, sondern überleben, daß es aber bisher noch nicht vollständig gelungen ist, die Schäden des zentralen Nervensystems zurückzuhalten. Und so kommt es zu einem Anwachsen der Erkrankungen, zahlenmäßig, die dann im späteren Lebensalter, bzw. bereits im Schulkindalter auf eine besonders intensive Förderung angewiesen sind.

Irgendein Großer unseres Faches hat mal gesagt: Das Wesen eines Staates erkennt man an der Fürsorge für seine Geisteskrankheiten. Und das ist wirklich so. Welch ungeheure Belastung sind — jetzt mal rein ökonomisch gesehen — solche Krankheiten für den Staat. Die Gesellschaft hat doch absolut nichts davon, sie investiert nur. Und was ist alles erforderlich, um allein eine psychiatrische Kinderstation in Gang zu halten! Das kann praktisch nur ein Staat, der für den Menschen etwas übrig hat, das ist Ausdruck unseres sozialistischen Humanismus.

Wir haben mit dem alten System, die psychisch Kranken von der Umwelt auszgliedern, Schluß gemacht. Wir haben unsere hohen Mauern abgerissen, und wir bemühen uns, speziell die gestörten Kinder möglichst frühzeitig in das völlig normale Leben hineinzuführen. Wir gehen also mit ihnen an den Strand, ins Theater, ins Kino, in die Stadt. Und wer erlebt hat, wie diszipliniert unsere Kinder in der Stadt auftreten, ist bestimmt sehr beeindruckt. Man hat ja in der

Bevölkerung noch von früher her ganz andere Vorstellungen von den Psychiatrischen Kliniken, das ist sicher auch bei Ihnen so, daß man sogar im Scherz davon spricht: „Na, du mußt wohl in die Klapsmühle.“ So etwas ist natürlich bei uns in der Bevölkerung noch zum Teil vorhanden, obwohl wir alles tun, um aufklärend zu wirken.

Aber unsere Ärzte mußten auch einen Erziehungsprozeß bei Pflegern versuchen, die schon unter dem Kaiser oder unter Adolf gedient haben. Was meinen Sie, was los war, als die Mauern abgerissen wurden! Da haben die Pfleger vom Chef hier gesagt: „Also, der müßte wohl eingesperrt werden! Na, der wird schon sehen, was er davon hat!“ Und nichts ist passiert, gar nichts. Je freier man den Menschen hält, um so besser paßt er sich ein. Und das haben wir ihnen eben beibringen müssen. Naja, einer von den ganz alten, der begreift es auch nicht mehr. Da muß man sich drüber im Klaren sein, daß die dann zwar „Ja, ja“ sagen, aber im Stillen doch denken: „Früher, zu Kaisers Zeiten war es eben besser ...“

Die Menschen sind von Natur aus nicht darauf eingerichtet, mit den Anforderungen des modernen Lebens fertig zu werden. Je mehr die Zivilisation fortschreitet, desto mehr muß der Mensch sich verändern und natürlich auch Einfluß nehmen. Es besteht ja eine Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt. Aber wir stellen fest, daß die psychischen Krankheiten gegenüber früheren Zeiten zugenommen haben. Es handelt sich hierbei um eine Begleiterscheinung der wissenschaftlich-technischen Revolution, die sich ja in allen hochindustrialisierten Ländern der Welt abspielt. Wir stellen fest, daß nicht die endogenen Geisteskrankheiten zugenommen haben, also der manisch-depressive und der schizophrene Formenkreis, sondern zugenommen haben die Neurosen und zugenommen haben auch — das ist wiederum im Zusammenhang mit der frühkindlichen Hirnschädigung zu sehen — die Anfallsleiden.

Unsere Neurotiker behandeln wir mit den Medikamenten, die uns zur Verfügung stehen. Wir haben an sich alles, was dazu gebraucht wird, wir sind auf dem internationalen Stand. Darüberhinaus gibt es eine Reihe von Kliniken bei uns, die eine sehr spezialisierte Psychotherapie betreiben, im wesentlichen an den Lehren Pawlows orientiert. Wir hier sind darauf weniger eingestellt, das gründet sich auf die Geschichte unserer Klinik. Wir hatten eben zunächst anderes zu tun und müssen noch einen Nachholbedarf decken.

Neben der Behandlung läuft natürlich die größtmögliche Bereinigung des Konflikts, wenn ein solcher vorhanden ist. Meistens — sehr oft — sind es innerfamiliäre Konflikte, die den Menschen zum Versagen brachten, es gibt aber auch Berufskonflikte, die aus dem zwischenmenschlichen Kontakt der Leiter und der Mitarbeiter erwachsen. Weiterhin gibt es das Problem des Alkoholismus, das ja auch aus einer Neurose heraus entstehen kann. Der Alkoholismus ist in allen Ländern ein Problem, das ist nicht nur bei uns so. Und weiterhin haben wir zu kämpfen mit dem Medikamentenmißbrauch durch die freiverkäuflichen Medi-

kamente. Wie wir aber durch die Fachliteratur orientiert sind, ist das bei Ihnen in weit größerem Rahmen verbreitet als bei uns. Wir haben also unsere Medikamente, unser Angebot besser unter Kontrolle, und wir haben auch nicht diese ungeheuren Mengen auf den Markt geworfen, wie das bei Ihnen der Fall ist.

Bei uns sind sehr viele Frauen in leitenden Positionen, da bin ich keine Ausnahme, das ist für uns etwas völlig Normales. Wir haben uns qualifiziert, wir haben viel gelernt, so viel wir konnten. Wir haben oft das Persönliche und Familiäre zurückgesteckt. Und wir haben vor allen Dingen immer gewußt, was wir wollten. Wir haben nicht nur aus den Büchern gelernt, wir haben nicht nur Psychiatrie gelernt, sondern wir haben vor allen Dingen gelernt, wie man diesen Staat leiten muß, was man tun muß, damit das, was man aufbaut, dann schließlich auch erhalten bleibt. Und es ist nichts so furchtbar für einen Arzt als wenn er hört, daß hier oder da, an dem oder jenem Tag durch Kriegseinwirkung soundso viele 1000 Menschen umgekommen sind. Auf der anderen Seite kämpfen wir doch um das Leben einer 80jährigen oder das eines Säuglings von 3 Tagen. Man kann nicht zwischen zwei Welten stehen, man kann nicht sagen: „Naja, die einen sind vielleicht nicht so schlecht und die anderen auch nicht, man müßte vielleicht ein Zwischending finden.“ Es gibt nur ein Ja oder Nein und das im entsprechenden Moment. Und das wußte ich von Anfang an. Dabei hat mir natürlich mein Vater sehr geholfen, als Arbeiter, der in seinem Leben viel hat durchmachen müssen und dessen größter Stolz es war, als ich ihm das Telegramm schickte, daß der erste Vertreter unserer Familie, einer Proletarierfamilie, den Doktorhut trägt. Ich bin also seit 1956 Mitglied der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, und ich habe diesen Schritt ganz bewußt getan. Gleich nach dem Abitur habe ich meinen Aufnahmeantrag abgegeben, und ich bin auch immer in Funktionen tätig gewesen, habe nicht nur meine fachliche Aufgabe erfüllt, sondern habe auch gesellschaftlich meinen Teil getan. Seit einigen Jahren leite ich die Parteigruppe unserer Klinik, die ist immerhin 30 Genossen stark. Und wie die Genossen mir gesagt haben, waren sie mit mir ganz zufrieden.

Persönlich habe ich keinen Wunsch. Mir geht es gut, ich habe alles was ich brauche. Das ist auch weniger wichtig. Mein allergrößter Wunsch ist, daß Frieden bleibt, daß all das, was wir so mühselig aufgebaut haben, erhalten bleibt. Und daß eines Tages vielleicht unser ganzes Deutschland so ist wie unsere DDR.

#### *Ilse Gundermann, 43, Lehrerin*

Ilse Gundermann ist mein Name, ich bin jetzt 43 Jahre alt, bin Studienrätin und Bezirksstabsabgeordnete der CDU. Ich entstamme einer Lehrerfamilie, bin als gutbürgerliche Tochter aufgewachsen, mußte dann in den Kriegsdienst, habe also mein Abitur nicht machen können und habe auch persönlich sehr traurige Erlebnisse gehabt. Ich habe meinen Verlobten in den letzten Kriegstagen noch ver-



loren, das ist für einen jungen Menschen natürlich ein ziemlich schwerer Schlag. 1945 war ich 19 Jahre alt, und ich hatte den Wunsch, Lehrerin zu werden. Da hier nun sehr viele neue Lehrer gebraucht wurden, habe ich mich bei einem Neulehrer-Kursus beworben und mir erst einmal das allerdürftigste Wissen angeeignet, um in den Unterricht gehen zu können. Der Kursus erstreckte sich über 8 Monate. Die Zeit meines anschließenden Praktikums war eigentlich noch eine zusätzliche Zeit des Lernens, denn in solchen 8 Monaten eignet man sich nicht sehr viel an, zumal wir aus dem Nichts auch eine völlig neue Schule schaffen mußten. Ich habe dann die Etappe der antifaschistisch-demokratischen Schulreform gemacht und unser sozialistisches Bildungswesen mit aufbauen helfen, worauf ich sehr stolz bin, weil ich von Anfang an auch als Christin dabei sein konnte und meine volle Befriedigung nun auch in diesem Beruf gefunden habe. Ich habe mich später in einem 5jährigen Hochschulstudium qualifiziert, habe Germanistik studiert und bin heute an einer allgemeinbildenden, polytechnischen Oberschule in den Klassen 9 und 10 hauptsächlich im Fach Deutsch tätig.

Ich sehe als Christin hier in unserem sozialistischen Staat auch die Möglichkeit, all das, was mir mein Glaube vorschreibt, voll zu verwirklichen. Ich kann der Sache des Friedens und der Sache der Menschlichkeit dienen, soweit es in meinen Kräften steht, ich kann also beides miteinander vereinbaren, bin damit restlos ausgefüllt und möchte sagen, bin auch zu einem menschlichen Glück gekommen.

Natürlich ist unsere Schule eine sozialistische Schule und keine, also keine Bekennnisschule. Aber: Warum sollen wir als Christen uns nicht die fortgeschrittenste Weltanschauung aneignen und sie uns zunutze machen? Warum sollen wir nicht von der Arbeiterklasse lernen? Es geht ja darum, für uns als Lehrer vor allen Dingen, die künftigen Generationen vor dem zu bewahren, was durch das unheilvolle Bündnis von Kirche und Staat über unser Volk seit Jahrhunderten immer wieder hereingebrochen ist. Ich erziehe zur Humanität, zu einer kämpferischen Humanität möchte ich sagen. Andererseits erziehe ich zu einer wissenschaftlichen Weltanschauung. Daraus ergibt sich für mich kein Widerspruch. Ich habe während meiner Studien festgestellt, daß es tatsächlich sehr, sehr verhängnisvoll war, in welcher Weise die Kirche die Menschen beeinflusst hat. Und ich möchte betonen, daß meine Partei, die Christlich Demokratische Union, hier bei uns in der Republik keine Kirchenpartei, sondern eine politische Partei ist.

Und ich bin seit 3 Jahren jetzt Mandatsträger, bin Bezirkstagsabgeordnete der Christlich Demokratischen Union. Ich wurde von meiner Partei gefragt, ob ich bereit sei, willens sei, als Abgeordnete mitzuarbeiten, und ich habe mich auf vielen, vielen Einwohnerversammlungen meinen Wählern vorgestellt, ihnen meinen Lebenslauf erzählt, ihnen alles dargelegt, meine Probleme, meine Schwierigkeiten, meine Entwicklung aufgezeigt und mußte dann Fragen beantworten,

so wie Sie mich jetzt fragen, und wurde dann gewählt. Ich bin also nirgends durchgefallen, in keiner Versammlung.

Ich habe in der Kommission „Erholungswesen“ mitgearbeitet. Die Erholung der Werktätigen spielt bei uns ja eine ganz, ganz große Rolle und besonders natürlich in unserem Bezirk. Unsere kleine Ostseeküste ist Hauptanziehungspunkt für die Republik und nicht nur für uns, sondern auch für unsere Nachbarländer. Da gibt es schon Probleme zu lösen. Ich mußte sehr viel und in die verschiedenen Erholungsorte reisen, wenn es z. B. um Fragen der Belegung ging. Dann spielt auch die Arbeit anderer Kommissionen mit hinein, „Handel und Versorgung“ z. B., wir haben uns wieder mit denen beraten: Wie können wir die Probleme der Versorgung am Strand noch besser bewältigen usw. Da gab es viel zu tun. Aber es werden auch andere Fragen an mich herangetragen. Zum Beispiel gab es mit der Schulspeisung Schwierigkeiten. Die Anlieferung klappte nicht, und die Kinder, die dann Spätunterricht hatten, bekamen manchmal zu wenig, wurden nicht satt. Und die Eltern beklagten sich dann. Ich meine, wenn die Eltern berufstätig sind, muß ja gewährleistet sein, daß die Kinder eine ordnungsgemäße Mittagsmahlzeit bekommen, denn sie sind schließlich bis nachmittags um vier alleine. Ich konnte mich da einschalten, und das konnte in Ordnung gebracht werden. Ich habe mich an die örtlichen Organe gewandt, das ist ja nun zunächst Angelegenheit der örtlichen Organe, und da ein bißchen Dampf gemacht, und dann ging das nachher auch besser. Es bestanden an sich keine schwierigen Probleme, das waren rein technische Voraussetzungen, die nicht klappten, und man konnte sie ziemlich leicht beheben. Aber es muß eben einer in die Hand nehmen. Es nützt ja nicht, wenn man schimpft, man muß das zu verändern versuchen.

Außerdem bin ich seit kurzem, und darauf bin ich eigentlich sehr stolz, in den Beschwerdeausschuß unseres Bezirkstages gewählt worden. Das ist nun wieder eine neue Tätigkeit, in der ich noch nicht sehr viel Erfahrung gesammelt habe, da der Ausschuß erst seit kurzem besteht. Hier geht es nun darum, daß Beschwerden gegen staatliche Leitungen behandelt und dann in der letzten Instanz von der Volksvertretung entschieden werden. Wenn der Bürger glaubt, an allen anderen Stellen auf Bezirksebene sein Recht nicht bekommen zu haben, behandeln wir den Fall. Wir sind nun erst das zweite Mal zusammengekommen und haben die Beschwerde eines Mannes erst behandelt. Es ging da um eine sehr persönliche Sache, um eine Ehescheidungsgeschichte, also es spielte noch die Abteilung Volksbildung hinein, die Jugendfürsorge und die Heimerziehung. Es ging um das Kind aus dieser Ehe, alles lag schon sehr, sehr lange zurück. Aber wir haben dann diesem Bürger doch recht energisch nachweisen können, daß ihm in keiner Weise Unrecht geschehen war, sondern daß die Schuld offensichtlich auf seiner Seite lag. Das ist eigentlich das einzige Beispiel, was ich Ihnen bisher nennen kann, weil noch keine weiteren Beschwerden gekommen sind.

Im Zusammenhang mit meiner Abgeordneten-Tätigkeit versuche ich natürlich, die Probleme meinen Mitbürgern möglichst umfassend zu erläutern. Wenn wir Pädagogischen Rat haben, Zusammenkünfte der Lehrer unter Leitung des Direktors, dann nehme ich mir Sprecherlaubnis und trage Dinge, die anliegen, den Kollegen vor. Bei Elternbesuchen wird diskutiert, so daß ich also immer auch das Ohr ein bißchen an der Masse habe: Was sagen die Leute darüber? Was gefällt ihnen nicht? Was klappt nicht mit den Dienstleistungen beispielsweise. Ich bin dadurch also auf dem Laufenden. Und ist nachher der Beschluß durch den Bezirkstag gefaßt, dann muß der wieder erläutert und erklärt und besprochen werden. Die günstigste Erfahrung habe ich auf Hausversammlungen oder in persönlichen Gesprächen gemacht, das braucht kein sehr großer Kreis zu sein. Und da ich jedes Elternhaus sowieso im Jahr zwei- bis dreimal aufsuche, dreht es sich dann nicht nur um die Kinder. Dabei fangen wir an, natürlich, aber dann geht es immer weiter, immer weiter, manchmal bis in die Fragen der großen Politik hinein. Und das wollen wir ja auch gerne.

Ich führe eine 8. Klasse jetzt, und habe in der einige Abgänge. Natürlich haben wir auch Schüler, die unter nicht so günstigen Familienbedingungen aufwachsen. Das gibt es bei uns noch. Aber aus dem Elternaktiv, den demokratisch gewählten Elternvertretungen, haben sich Menschen, die diese Familie zunächst mal gar nicht persönlich kannten, dafür eingesetzt, daß dieser Junge eine Lehrstelle bekam. Die Eltern interessierten sich von sich aus nicht dafür. Wir nehmen allerdings Schüler, die so ein kleines bißchen dazu neigen, daß sie vielleicht mal eine Fehlentwicklung einschlagen, schon bei geringsten Anlässen unter Kontrolle und nehmen über andere Eltern Einfluß auf die Familie. Also, es ist so, daß die Eltern unter sich aufeinander einwirken. Es ist dann mit Hilfe einer Vertreterin des Elternaktivs gelungen, für diesen Jungen eine Lehrstelle als Hafenfacharbeiter zu besorgen und darüberhinaus, damit er aus diesem Milieu des Elternhauses herausgelöst wird, das seiner Entwicklung augenscheinlich nicht dienlich ist, einen Internatsplatz zu bekommen. Diese Mutter, eine fremde Mutter, hatte sich völlig in Eigeninitiative dafür eingesetzt, und ich meine, das ist auch ein Ausdruck des „Plane mit — arbeite mit — regiere mit“. Es geht uns eben alle an.

Bei uns ist Lernen Lebensprinzip. Dazu erziehen wir schon unsere Schüler, und so ist es auch bei mir. Solange ich eben Lehrerin bin, lerne ich und lehre gleichzeitig. Und solange ich Abgeordnete bin, lerne ich auch. Natürlich wurde ich von meiner Partei aus mit Aufgaben eines Abgeordneten vertraut gemacht, aber man lernt ja nachher in der praktischen Arbeit unheimlich viel dazu. Und es ergeben sich so viele Probleme, über die man sich dann auch mit anderen Abgeordneten beraten muß. Ich habe also in meiner ersten Legislaturperiode, in der ich mitwirke, in diesen 3 Jahren jetzt, sehr, sehr viel gelernt, und das spiegelt sich natürlich auch in meinem Unterricht wieder. Ich kann dadurch den Schülern, so hoffe ich und nehme ich an, sehr viel mehr geben.

### *Eine Diskussion in Rostock*

*An dieser Diskussion beteiligten sich etwa zehn Frauen verschiedener Berufe — von der Kranführerin bis zur Direktorin einer Oberschule, von der Schlosserin bis zur Ingenieurin. Ich habe aus unserem Gespräch Einzelheiten ausgewählt, die mir für die Entwicklung in der DDR typisch erscheinen. Klar ist, daß die Frauenemanzipation auch in der DDR nicht konfliktlos abläuft.* E. R.

Wissen Sie, eine Hausfrau alten Stils gibt es bei uns nicht mehr. Jede Frau hat schon anderweitig Interessen, sie möchte raus aus ihren vier Wänden, oder sie möchte sich wenigstens allseitig informieren, um mitreden zu können. Es gibt natürlich Männer, einige ältere besonders, die sehen das nicht so hundertprozentig gerne. Aber das ist eine Sache der Überzeugung, das schaffen wir auch noch.

Ich meine, das ist so: Die Männer trauern immer noch dem Früheren nach, sie sehen ihre Mutter, die war eben nur reine Hausfrau, da brauchte der Vater nichts zu tun, er kam nach Hause, und alles war fertig.

Nun hatten wir ja Anfang der 50er Jahre eine Art Vermännlichung der Frauen bei uns, so Vorstellungen wie: eine Frau muß unbedingt Traktor fahren, um ihre Gleichberechtigung zu beweisen. Daß bei uns eine Frau schön sein und Charme haben kann wie jede andere Frau, ob sie nun arbeitet oder nicht, das hat sich auch erst entwickelt. Ich kann mir gut vorstellen, daß in der Bundesrepublik gefragt wird: „Wie machen die das eigentlich: 81 Komma soundsoviel Prozent der Frauen im berufsfähigen Alter werden in der Stadt Rostock in diesem Jahr auch berufstätig sein.“ Wenn man davon ausgeht, daß doch einige Frauen aus gesundheitlichen oder anderen Gründen nicht berufstätig sind, dann kann man sagen: Fast jede Frau arbeitet bei uns. Aber gehen Sie mal durch die Stadt, ich meine, wenn wir auch manchmal nicht die Zeit für den Friseur haben wie ich heute, in der Regel sind unsere Frauen nicht häßlich, und wir haben auch Zeit, mal hin und wieder in einer Bar zu sitzen. Es stimmt natürlich, das war in der Republik auch mal ein Fakt, daß Männer erklärten: „Ich möchte keine gleichberechtigte Frau haben, die ist nachher nur für den Betrieb da, die hat keinen Sinn für anderes.“ Das haben wir hinter uns!

Aber im Betrieb muß man eben als Frau, auch wenn man selbstbewußt und zielstrebig ist, doch sein Wissen beweisen. Ich bin Werksleitungsmitglied, wir sind fünf Männer und zwei Frauen, und da merken wir alle beide, daß wir gegenüber unseren männlichen Kollegen nur bestehen, wenn wir ihnen belegen können, daß wir genauso auf ihrem Gebiet Wissen haben und daß wir in unserem Aufgabengebiet voll im Stoff stehen. Ich hatte zum Beispiel mal Angst vor



unseren Baustellen, weil ich ja von Person her ein bißchen klein bin. Das sind alles so ziemliche Schränke, unsere Bereichsleiter, und wenn die einem die Hand geben, dann geht man schon in die Knie, und wenn sie einem auf die Schulter klopfen, dann ist man k. o. Aber ich muß sagen, daß ich gerade zu den Menschen auf den Baustellen ganz schnell Kontakt gefunden habe, jetzt nun als Kaderleiter, obgleich ich manchesmal dachte: Das ist so ein großer Kerl, und der macht das schon so lange, und du hast doch von Elektrotechnik kaum eine Ahnung. Es kommt eben darauf an, wie man als Frau auftritt. Gerade, wenn man in leitender Funktion ist, muß man sehr kontaktfreudig sein, das ist Bedingung, und dann kann man auch bestehen, ohne dabei überheblich zu wirken.

Und es ist auch heute so in der beruflichen Entwicklung, daß die Frau sich nicht lange erlauben kann, aus dem Beruf herauszukommen, weil die Entwicklung in der Wissenschaft sehr schnell geht, so daß ein Jahr selbst oder zwei Jahre kaum noch einzuholen sind. Deshalb ist jede Frau bestrebt, nun im Beruf drinzu-bleiben.

Aber ich muß sagen, daß das alles nicht ohne Schwierigkeiten abgeht. Ich habe drei kleine Kinder und arbeite volle acht Stunden. Außerdem stehe ich im Fernstudium. Es ist doch für manche Frau schwierig, sich durchzusetzen. Allerdings müßte mein Mann sich langsam Gedanken machen, andere Männer können es ja auch. Wir haben Auseinandersetzungen um die Kinder, wenn was in der Erziehung nicht klappt. Ich frage mich dann immer: Hab ich doch irgendwas falsch gemacht? Ist es richtig, daß man die Kinder den ganzen Tag weggibt, oder ist es verkehrt? Müßte ich doch zu Hause bleiben?

Ich finde, die Liebe zum Kind ist nicht eine Frage der Quantität, sondern der Qualität. Und nicht die erziehen am besten, die stundenlang predigen oder bevormunden oder dirigieren, sondern die entsprechend dem Alter des Kindes die Selbständigkeit und das eigene Reagieren auch angewöhnen und anerziehen, und das, glaube ich, kann in der Gemeinschaft nur gelöst werden und nicht individuell zu Hause. Wir waren hier vor kurzem erst in einer Kinderkrippe, und wenn man das schon sieht, wie systematisch der Erziehungsplan und der Bildungsplan sogar für dieses Alter vorgesehen ist, daß sie also eine zeitlang, wissenschaftlich ermittelt, gewisse Bewegungen mit den Kindern üben, gewisse gymnastische Übungen durchführen, damit der Körper an Funktionen gewöhnt wird, wie dann sich die Kinder schon in so einem Laufgitter durchsetzen müssen, wie sie gemeinsam vom ersten Tag an, wo sie selbständig mal ein Spielzeug in die Hände nehmen, sich dann gewöhnen, mit anderen Kindern zusammenzusein — das kann ja in Familien nur in einem Seltensfalle, wenn's Zwillinge oder Drillinge sind, ermöglicht werden. Das führt wirklich zu großen Ergebnissen, später macht sich das bemerkbar, allmählich wachsen sie mit diesen Aufgaben, die gemeinsam an sie gestellt werden.

Und darin gipfelt doch eigentlich die Liebe, daß wir unsere Kinder zu tüchtigen Menschen erziehen, die mit jeder Situation fertig werden. Keine Mutter kann mehr tun als in Einrichtungen wie unseren Krippen und Kindergärten getan wird: nämlich ihr Kind an ein Kollektiv, an das Verhalten in einer Gemeinschaft gewöhnen und dabei ihm gewisse Normen spielerisch aneignen.

Meine drei Kinder wurden auch in der Krippe aufgezogen. Ich hatte zuerst zwei Kinder in der Wochenkrippe, ich durfte sie jeden Tag besuchen, mußte sie aber abends um 18 Uhr wieder zurückbringen. Und ich muß sagen, ich bin immer mit gutem Gewissen von dort weggegangen. Naja, ab und zu gab es auch ein paar Tränen, aber nachher, als sie das dann so richtig kennengelernt hatten, fühlten sie sich dort schon wie zu Hause. Keine Tränen mehr, und sie gingen auch gerne hin. Ich muß sagen, ich würde zu jeder Zeit mein Kind wieder in die Krippe geben.

Vor allen Dingen, was ich ja sehr gut finde, diese vorbildliche gesundheitliche Betreuung. Und dann ist auch die gesamte Essenszubereitung und alles eben nur auf dieses Kindesalter abgestimmt, während ein Kind in der Familie doch mehr oder weniger am Familientisch mitessen muß, wenn es über ein Jahr ist.

Sechs Säuglinge kommen auf eine Schwester, und nachher wenn sie Krabblere sind, das heißt, wenn sie sich schon selber bewegen können, dann sind es zehn Kinder. Krabblere bleiben sie praktisch so lange bis sie laufen, dann hat schließlich eine Schwester zwölf Kinder zu betreuen.

Also, es war immer so, daß wir Lehrer — in den Anfangsklassen ganz besonders — die wenigsten Schwierigkeiten auch im Hinblick auf Leistungsfähigkeit, Ausdrucksfähigkeit, Aufnahmefähigkeit, mit den Kindern haben, die bei uns eben durch Kindergarten und Kinderkrippe gehen, und die größten Sorgen hatten wir mit den Kindern, die im Sinne von „Nestwärme“ zu Hause von Mutti und Großmutti verzogen worden sind.

Ich finde das Problem der Nestwärme ist bei uns völlig überholt.

In den Betrieben ist es ja auch so, wenn eine Mutti entbunden hat, und sie hätte das Bedürfnis, ein Jahr mit dem Kind zu Hause zu bleiben, dann geht sie zu unserer Kader-Abteilung und macht einen sog. Aufhebungsvertrag, kann aber nach einem Jahr, oder wir wollen besser sagen, müßte spätestens, wenn das Kind ein Jahr ist, wieder anfangen. Dann hat sie das Recht, an ihrem Arbeitsplatz wieder eingesetzt zu werden. Bei einer späteren Rentenberechnung wird dieses Jahr vollauf berechnet, also die Mutter ist in keiner Weise benachteiligt.

Trotzdem: angenommen, eine Frau hat ein Studium absolviert, hat bis zum 24. Lebensjahr nur investiert, ihr Wissen also entwickelt, und jetzt soll sie es



anwenden — und jetzt kommen Kinder. Unser Wissen verdoppelt sich oder vervielfacht sich ja innerhalb von wenigen Jahren. Angenommen, eine Frau ist Ingenieurin, und sie bleibt nach der Geburt der Kinder einige Jahre zu Hause. Ich kenne so ein Beispiel, eine Diplomingenieur-Ökonomin, die hat innerhalb kurzer Zeit vier Kinder bekommen. Und da muß man nach der Familienplanung fragen, hätte die Frau eine Pille nehmen sollen oder nicht? Aber die Frau ist jetzt Anfang 30, vor Jahren gab es diese Aufklärungsaktion noch nicht, im Gegenteil, da wurde noch gesagt: „Wir sind daran interessiert, daß junge Menschen recht viele Kinder bekommen, damit der Bevölkerungszuwachs gewährleistet ist.“ Diese Ingenieurin bedauert natürlich sehr, daß sie nun zu Hause sitzt, mit vier Kindern kann sie tatsächlich kaum noch arbeiten. Und sie ist verzweifelt, weil sie ihr Wissen nicht anwenden kann. Die Frauen möchten gerne, alle gerne arbeiten. Aber so etwas hemmt noch.

Da Sie die Pille ansprachen, ich möchte sagen: in dem Moment, wo die Frau bestimmen kann, wann ein Kind kommt, ist das ein großer Schritt zur Gleichberechtigung. In dem Moment, wo eine Frau diese Sicherheit hat, steht sie mit ganz anderem Gefühl da, zumal, wenn schon zwei oder drei oder vier Kinder in der Familie sind. Genau zu wissen, dieses Kind wäre jetzt ungeplant, macht die Frau unsicher und ängstlich. Und aus diesen Gründen treten auch oft Ehescheidungen auf. Die Pille ist eben etwas, das besonders die Frau in ihrem Selbstbewußtsein stärken kann.

Aber es ist auch ein Faktum, daß die Zahl der Ehescheidungen bei uns gestiegen ist. Das kann genauso ein Ausdruck von Selbstbewußtsein der Frauen sein, die nämlich bestimmte Sachen einfach nicht mehr mitmachen.

Natürlich, auch in der sozialistischen Gesellschaft gibt es Probleme und Konflikte unter den Menschen. Wir haben Familienberatungsstellen geschaffen, die sind gesetzlich verankert. In allen Kreisstädten sollen solche Beratungsstellen eingerichtet werden, wo Pädagogen, Psychologen, Ärzte, naja, also eben erfahrene Wissenschaftler den jungen und auch den älteren Leuten helfen, die Probleme, die in Familie und Ehe auftauchen, mit zu lösen. Ich finde, von dieser Einrichtung sollten wir viel mehr Gebrauch machen.

Die Förderung der Frau ist ja eine Sache unserer ganzen Gesellschaft. Gerade die Frauenorganisation, wir haben eine einheitliche Frauenorganisation, den Demokratischen Frauenbund Deutschlands, widmet sich speziell der Aufgabe, den berufstätigen Frauen das Leben zu erleichtern. Wir haben uns auf dem Frauenkongreß, der ist fast auf den Tag ein Jahr her, in einer Entschließung drei Hauptprobleme gestellt. Zum einen möchten wir unsere Frauen von der schweren, häuslichen Arbeit befreien. Wir fordern zum Beispiel, daß die Frauen ihre

große Wäsche industriell waschen lassen, und wir unternehmen in allen Städten und Dörfern große Anstrengungen, damit Annahmestellen errichtet werden, damit in zirka 8 Tagen die Frauen ihre Wäsche schrankfertig wieder haben. Die Preise sind sowieso relativ niedrig. Oder ein anderes Problem. Wir möchten die Schulspeisung weiter qualifizieren und im Perspektivzeitraum, das ist der Zeitraum von 1971 bis 1975, erreichen, daß alle Kinder, auch die Kinder, deren Mütter nicht arbeiten, an der Schulspeisung teilnehmen. Wir unternehmen große Anstrengungen, aber das Ergebnis ist noch unterschiedlich. Im ganzen Bezirk Rostock nehmen gegenwärtig zirka 65 Prozent der Kinder an der Schulspeisung teil. Denn wenn man davon ausgeht, daß die Frauen neben ihrer Arbeitszeit im Betrieb, und das haben die Statistiken erwiesen, eine zweite Schicht zu Hause erledigen, ist das eine enorme Erleichterung, wenn sowohl der Mann als auch die Frau im Betrieb die Möglichkeit haben zu essen, und das Kind ein sehr vollwertiges Mittagessen in der Schule bekommt. Und das dritte Problem ist die Betreuung der Kinder nach der Schulzeit. Wenn ich von unserem Bezirk ausgehe: Jedes zweite Kind in unserem Bezirk geht in einen Kindergarten, und jedes vierte Kind wird in einer Kinderkrippe untergebracht. Das gilt ja auch für die ländlichen Gegenden, und ich finde, das ist enorm. Wir haben uns aber darüberhinaus viele Gedanken gemacht, staatlicherseits und auch in Zusammenarbeit mit den gesellschaftlichen Organisationen, wie kann ein Kind nach der Schulzeit, also wenn es nun aus der Schule kommt, eine sinnvolle Freizeit gestalten. Und wir haben viele Möglichkeiten, unsere Kinder in den Horten unterzubringen. In Zirkelgemeinschaften werden die ästhetischen Gefühle der Kinder weiterentwickelt, sie sind in sportlichen Arbeitsgemeinschaften tätig oder widmen sich ihren eigenen Hobbys. Wir müssen aber sagen, daß wir noch nicht zufrieden sind, und daß wir daran sind, gerade auch die Hortarbeit zu erweitern und neue Zirkel und Arbeitsgemeinschaften für eine interessante, außerschulische Tätigkeit der Kinder zu schaffen.

Es gibt die Möglichkeit, daß eine berufstätige Frau zwei Arbeitstage in der Woche bezahlt frei bekommt, um sich zu qualifizieren, um eben diese doch noch in gewissem Sinne vorhandene Mehrbelastung durch Haushalt und Kinder irgendwie abzufangen. Wir wollen auch nicht behaupten, daß alle Männer hundertprozentig begeistert sind, wenn ihre Frauen arbeiten gehen möchten. Ich selbst kann mir allerdings das Leben gar nicht mehr anders vorstellen, und daß mein Mann mal sagen würde: „Nee, das mußt du alleine erledigen“, ist bei uns undenkbar.

Man muß jedoch feststellen, das Bewußtsein unserer Frauen ist nicht immer so, wie es eigentlich nach den Jahren unserer Entwicklung sein müßte. Es gibt noch einige Frauen, die sagen: „Ich habe einen Mann, der verdient“, und sobald das Kind einen Husten hören läßt, bleiben sie zu Haus. Die Frau hat als Argument:



„Mein Kind ist krank, ich kann ja zu Hause bleiben, ich kann unbezahlten Urlaub nehmen, das ist mir gesetzlich gestattet.“ Aber das Kollektiv, ihre Arbeitsgruppe leidet natürlich darunter. Und jetzt liegt es an der Kraft des Kollektivs und auch an der Kraft und der Autorität des Leiters, solche Menschen umzuerziehen.

Diese Frauen führen zum Beispiel Arbeiten in sehr niedrigen Lohngruppen aus, qualifizieren sich auch nicht weiter, und bei denen haben wir die meisten Schwierigkeiten. Aber wir sind dabei, den Anteil der Frauen ohne Qualifikation mehr und mehr zu verringern, damit unsere Frauen eben auch das Bewußtsein entwickeln, sie sind nicht irgendwer, sondern auf ihre Arbeit kommt es an.

Unsere Frauen haben wie gesagt gesetzmäßig die Möglichkeit, vom Arzt einen Krankenschein zu bekommen, damit sie ihr Kind pflegen können. Keiner verlangt, daß sie ihr Kind sich selbst überlassen. Aber wir als selbstbewußte Frauen fragen: „Ja, ist das eigentlich nur mein Kind? Das Kind hat Eltern!“ Und wir sind wirklich soweit jetzt bei uns, daß Männer genauso zu Hause bleiben und das Kind pflegen wie Frauen. Das geht nicht so glatt, bei manchem Mann ist das irgendwie noch eine Frage des Prestigedenkens: Die Kollegen werden lächeln, wenn ich zu Hause bleibe und mein Kind pflege. Bei einem sehr, sehr großen Teil gerade der jungen Männer ist es jedoch zur Selbstverständlichkeit geworden, in solchem Fall auch mal zu Hause zu bleiben. Es kommt eben immer darauf an, wer leistet mehr für die Gesellschaft, wer hat also eine Aufgabe, bei der es doch eher möglich ist, einige Tage aus der Arbeit herauszubleiben.

Wir hatten einen Studenten im 4. Studienjahr, der hat vier Monate gefehlt. Er hat dann die Prüfungen nachgeholt. Er bekam alle Aufgaben von anderen Kommilitonen. Und dann stellte sich heraus, seine Frau ist bereits fertig mit dem Studium und arbeitet, und da hat er gesagt: „Wir können doch unserer Wirtschaft nicht den Schaden machen, daß sie zu Hause bei dem Kind bleibt, weil wir noch keinen Krippenplatz haben. Infolgedessen bleibe ich zu Hause.“ Und dann fragte ich ihn: „Na, Peter, wie ist denn das eigentlich so, was machen Sie den ganzen Tag?“ Da sagte er: „Na, den Säugling versorgen, baden und wickeln, und dann wasch ich auch die Wäsche. Ich habe festgestellt, große Wäsche ist eigentlich eine furchtbar schwere Arbeit, eigentlich müßte man durchsetzen, daß die große Wäsche keine Frauenarbeit mehr ist, sondern Männerangelegenheit.“

Wenn ich daran denke, als meine Tochter ein halbes Jahr alt war, und ich kam abends um 6 Uhr aus dem Dienst. Da stand mein Mann schwitzend und sagte: „Wo bleibst du, das Kind brüllt, das hat kein Abendbrot!“ Wissen Sie, da wurde ich rabiat, drehte mich auf dem Absatz um und erklärte: „Ich denke, das Kind hat einen Vater, und der wird ihm was zu essen geben!“ bin spazieren gegangen

und bin nach einer halben Stunde wiedergekommen. Manchmal muß man auch so rabiate Methoden anwenden, um nicht lange diskutieren zu müssen. Ihm ist das gut bekommen, meiner Tochter ist das gut bekommen. Aber es ist trotzdem kein Allheilmittel, möchte ich jetzt sagen, es kann manchmal auch ins Auge gehen. Mein Mann mußte sich dran gewöhnen.

Bei uns wird die Arbeit aufgeteilt. Im Haus gab es Diskussionen darüber, daß mein Mann stets das Treppenhaus putzte. Die Männer haben mit ihm diskutiert: Also sie würden ja alles zu Hause machen und machen ja auch alles zu Hause, die Frauen arbeiten genauso, aber das Treppenhaus möchten sie doch nicht machen. Und dann hat mein Mann nur erklärt: „Das versteh ich nicht.“ Es stellte sich eben raus, im Prinzip ist die Gleichberechtigung bei uns verwirklicht, die Männer sehen das ein und sie sehen ein, daß sie helfen müssen. Aber sie haben manchmal vor der Öffentlichkeit noch Scheu, das auch in vollem Maße einzusehen. Inzwischen sind einige Jahre vergangen, bei uns ist es keine Seltenheit mehr, daß die Männer das Treppenhaus und den Flur und solche Dinge machen.

Wenn ich von unserer Unterhaltung heute nach Hause komme, dann übergebe ich sofort als allererstes das Kommando meinem Mann. Denn wir haben morgen einen Fachabschluß in Methodologie, und da möchte ich mich drauf vorbereiten und zwar in Ruhe und nicht so, daß ich zwischendurch Nase putzen muß oder Abendbrotessen fertig machen, abwaschen oder da was in Ordnung bringen. Das muß heute Abend mein Mann. Und ich schätze, er wird's machen. Allerdings mußte ich ihn erst daran gewöhnen. Ich habe nämlich einmal zwei bis drei Jahre ausgesetzt im Beruf, weil beide Kinder klein waren und meine Tochter eine Frühgeburt war. Und was meinen Sie, wie schlecht meinem Mann diese Jahre bekommen sind. Der war nämlich in der Zwischenzeit wieder dran gewöhnt, mit einer Hausfrau, mit einer Nur-Hausfrau verheiratet zu sein. Und ich möchte sagen, ich habe die gleiche Zeit gebraucht, um ihn wieder umzugewöhnen. Ab und zu kam dann auch noch ein kleiner Rückfall. Aber wenn es jetzt mal heißt: „Im Betrieb ist eine wichtige Besprechung, die kann eben nicht anders gelegt werden als nach der Arbeitszeit“, ja, dann muß der Mann einspringen. Ich bin beispielsweise Lehrerin. Wenn bei uns am Schuljahrsende Abschlußprüfungen stattfinden, dann kann ich nicht, weil meinerwegen eines meiner Kinder krank ist, 30 Männer oder Frauen, wir haben auch Männerklassen, weil wir sehr viele Seeleute ausbilden, sitzen lassen und die Prüfung verschieben. Dann muß ich eben zu meinem Mann sagen: „Heute kannst du nicht arbeiten gehen, heute mußt du zu Hause bleiben.“ Zumindest am Schuljahrsende kommt das ab und zu mal vor. Und ich weiß von meinem Mann, daß er das zwar macht, daß aber in dem Betrieb — er arbeitet an einem Institut — doch noch Kollegen dann lächeln. Also selbstverständlich sind solche Dinge auch bei uns noch nicht.



Ich könnte mir eine verantwortliche Funktion überhaupt nicht vorstellen, wenn nicht die Ehe bis ins Sexuelle hinein in Ordnung wäre, wenn nicht wirklich hier eine Wechselbeziehung bestünde. Und umgekehrt: die Erfolgserlebnisse in der Arbeit beflügeln natürlich auch in der Freizeit. Ich meine, ich hab im vorigen Jahr die Bezirksparteischule mit „ausgezeichnet“ bestanden, wurde in's Ehrenbuch eingetragen — das war ein Familienfest zu Hause! Und das hat sich, wollen wir doch mal ganz ehrlich sagen, bis ins intime Familienleben spielt sich das ab, und die Harmonie zwischen Kindern und Vati und Mutti wird sich dann natürlich zeigen. Selbstverständlich gab es auch in der Vergangenheit glückliche Ehen. Ich möchte niemandem abstreiten, daß auch unsere Eltern oder Großeltern oder was weiß ich glückliche Ehen geführt haben. Aber auf einer ganz anderen Basis, so daß wir nie mit ihnen tauschen möchten. Wir würden uns doch nie in diese Heimchen-Existenz zurücksehnen. Vielleicht konnte sich so eine Frau für den Abend mal ein bißchen schöner machen als wir, aber innerlich glücklich waren sie doch nicht. Ihr Leben war arm, und das zeigte sich dann nachher auch in der Ehe. Und deshalb möchte ich sagen, unsere Ehen sind reicher, sind schöner geworden dadurch, daß die Frau selbstbewußter geworden ist.

Ich meine, sie hat vor allen Dingen an Primitivität verloren, und das ist das Wichtige dabei. Denn es ist doch äußerst primitiv, wenn man sich nur im Bett zusammenfindet, um vielleicht wie ein Tier sich zu paaren.

Aber ich muß sagen, daß Frauen in meinem Alter — vielleicht nicht die etwas jüngeren Kolleginnen — auch erzogen sind, in Bezug auf Liebe sehr zurückhaltend zu sein. Und es fällt uns oft schwer, selbst gegenüber dem eigenen Mann, das Gefühl kund zu tun. Ich hab da sehr große Hemmungen.

Ich könnte einen Mann verachten, der mich nur als Betthäschen sieht oder als Püppchen, ja, einen solchen Mann würde ich nach kurzer Zeit ablehnen. Ich könnte ihm sexuell nur näher kommen, wenn er auch für bestimmte Probleme, menschlich gesehen, Verständnis hat.

Wir müssen versuchen zu erreichen, daß eben ein Mann die Würde der Frau bewahrt, und wir experimentieren das mit Erfolg, möcht ich sagen, schon an unseren Kindern. Denn so frei und offen, wie sich in unseren oberen Klassen, in den meisten Fällen, es gibt Ausnahmen, Junge und Mädels gegenüber treten, ob das jetzt am Strand ist oder in der Schulklasse, so kennen wir das von früher nicht. Und das zeigt eigentlich die Entwicklung aus der Krippe, aus dem Kindergarten.

Ja, es fängt eigentlich im Kindergarten an, wo früher es doch normal war, daß Mädchen mit Puppen spielten und die Jungen eben mit den Autos. Das ist jetzt

bei uns grundsätzlich, von staatlicher Seite aus, durch Lehrpläne geregelt. Damit eine gleichmäßige Erziehung ermöglicht wird, lernen die Jungen auch Nadelarbeit und die Mädchen durch den polytechnischen Unterricht, mit Geräten umzugehen und werden mit der Technik bekannt gemacht. Diese Gleichberechtigung führt zu einer größeren Natürlichkeit. Wie wurden wir denn erzogen, wie scheute man sich früher, mit uns zu sprechen! Also ich weiß, daß meine Mutter nie irgendwie solche sexuellen Probleme erwähnt hätte. Meine Schwester ist fünf Jahre älter als ich, als sie ein paar Tage vor der Hochzeit stand, saß sie im Zimmer hinter verschlossener Tür, ich schielte immer rein durchs Schlüsselloch: Was macht die bloß? Dann hatte sie so ein dickes Medizinbuch vor sich liegen, das war das Einzige, was meine Mutter ihr damals gegeben hat, damit sie, ein paar Tage vor der Eheschließung, überhaupt weiß, was nun auf sie zukommen wird. Und ich habe inzwischen mit meiner Schwester öfter mal darüber gesprochen, und wir haben festgestellt, daß das doch zu großen Hemmungen führt, die dann recht schwer zu überwinden sind, je nach Temperament und psychischen Anlagen kann sich das ja katastrophal auswirken.

Unsere Tochter ist sechzehn, und ich muß sagen, mit den Fragen, mit denen sie sowohl zum Vater als auch zu mir kommt, ich früher hätte sie nie gestellt und auch nie stellen dürfen. Diese Hemmungen, wenn ich das so bezeichnen darf, kennen unsere meisten Mädchen heute nicht. Wenn das Problem auftaucht, wird die Frage gestellt, und wer da ist, der wird gefragt. Mein Mann kam schon oft in Nöte, wenn ein sehr intimes Thema angeschnitten wurde, aber er mußte es ja dann beantworten, denn nach der Devise: „Warte mal, bis Mutti kommt, die wird dir das schon beibringen“, sowas ist nicht mehr drin, also bei uns jedenfalls nicht. Und darüber muß man sich eben auch in der Ehe einig sein.

Wir sind eigentlich in den letzten Jahren ein ganzes Stück weitergekommen. Unsere Kinder werden nach dem neuen Lehrplan in der Schule, und das finde ich sehr gut, bereits in der 5. Klasse haben sie in der Biologie all das, was man so braucht. Nicht in allen Familien ist es ja so, daß die Eltern rechtzeitig umfassend ihre Kinder aufklären, manchmal, weil sie das nicht wollen, oder sie haben gar nicht die Fähigkeiten dazu, es ihren Kindern derart zu sagen.

Aber mein Junge wird nach dem neuen Lehrplan unterrichtet, er hatte das in der 5. Klasse und hat das also sachlich richtig gelernt. Und so haben sie gar kein Interesse, darüber in irgendeiner schmutzigen Art und Weise noch viel in der Klasse umherzuziehen. Und das ist meiner Meinung nach auch sehr wichtig, daß das Wissen um diese Dinge bei unseren Menschen da ist, und daß dann in einem gewissen Alter die Familienplanung tatsächlich einsetzt.

Wir wollen vermeiden, daß junge Mädchen oder Studentinnen — sie sollen Kinder kriegen, ja, aber erst auslernen, sie sollen möglichst erst ihre Berufsaus-



bildung abschließen, und wenn sie sich dann verheiraten und Kinder bekommen, sollen sie das haben, sie sollen sich aber nachdem auch weiterqualifizieren. Wir schaffen ja die Möglichkeiten, daß die Kinder untergebracht werden. Nur vermeiden wollen wir, daß die Mädchen zu früh, etwa in der Ausbildungszeit, Kinder bekommen.

Liebe mit neuem Inhalt drückt sich eben nicht nur in sexuellen Beziehungen aus, sondern in der gegenseitigen Achtung, dadurch, daß man gleichberechtigt ist, daß jeder seinen Wirkungskreis hat und etwas berichten kann, so daß es nicht zu irgendeiner Eintönigkeit und Langeweile kommt. Meine persönliche Meinung ist, daß nichts die Liebe so schnell tötet wie Langeweile. Und wenn eine Frau nur ein Jahr jeden Tag gleich ist, und nicht eben mal so und mal so sein kann, mal liebevolle Gattin und vielleicht auch mal wirklich nur ganz Hausfrau, im Urlaub, oder wenn bloß ein Wochenende dazu genommen wird, und einen anderen Tag eben ganz wissenschaftlich meinetwegen über hohe Probleme diskutiert, um nachzuweisen, auch da kann ich dir Kontra geben, oder auch da kann ich dir etwas geben, auch da kann ich dich anregen — dann geht das schief.

Die Liebe bei uns ist schöner geworden, weil wir sie vielseitiger empfinden. Und das ist zum einen eine Frage des Selbstbewußtseins der Frauen und eine Frage der Gefühlserziehung, und diese Gefühlserziehung wird ja nicht nur auf dem sexuellen Gebiet erreicht, sondern dadurch, daß wir unsere Kinder nicht zu Egoisten erziehen, daß sie nicht immer nur ihr eigenes Ich sehen, sondern sich mal Gedanken machen, wie kann ich einem anderen Menschen etwas geben, wie könnte ich überhaupt erreichen, daß das Leben Spaß macht, daß das Zusammensein Freude macht, so erziehe ich gleichzeitig schon für die spätere Ehe. Und ich finde, daß die Ehen kaputt gehen, in denen eben dieser Schritt vom Ich zum Uns oder zum Wir nicht gemacht worden ist, wo eben doch, egal aus welchen Gründen, der Einzelne nur sich allein sieht und überlegt: Was macht mir Spaß. Ein sexuelles Erlebnis zu haben, flüchtig, einmal, das schafft vielleicht in einer bestimmten Situation jeder. Aber eine Ehe hindurch laufend mitzuerleben und vielleicht nach vieljähriger Ehe genauso noch etwas zu entwickeln wie bei den ersten Begegnungen, das muß gelernt werden. Und die gesamte Erziehung gegen Verrohung, gegen Unsitte, gegen Brutalität, die Erziehung zum Schönen und nicht nur auf sexuellem Gebiet, also irgendwie diese Verbindung Natur, Umwelt, Arbeit, Privatleben — das muß gelernt werden.

Seit seiner Hochzeit hatte Coc den Kopf voller Sorgen. Tag und Nacht quälte ihn der Gedanke, wie er die ihm durch den Heiratsvertrag auferlegten Schulden loswerden könne. Wieviel Unannehmlichkeiten standen ihm bevor, wenn er sie nicht bezahlen konnte! Wandte man sich aber an die hartherzigen Geldverleiher, dann brannte einem das Gesicht vor Furcht und Scham!

Seine Frau war die einzige Tochter des alten Khan aus der Nachbarsiedlung. Coc selbst gehörte zur Wachmannschaft seines Dorfes. Ihre Ehe galt allgemein als Musterbeispiel einer glücklichen Verbindung. Eigentlich kannten sie sich schon seit langem, und der alte Khan hatte der Heirat nur zugestimmt, ja Coc beinahe dazu gezwungen, weil er fürchtete, das bereits arg bloßgestellte Mädchen könnte sitzengelassen werden. Seinem Schicksal entgeht man nicht!

Coc hatte sich schon immer gesagt, daß ein Mann heiraten müsse, schon um den Gesetzen der Natur zu folgen. Nur war das eine recht teure Angelegenheit! Man mußte dieses kaufen, jenes bezahlen, und vor allem — man mußte ein Hochzeitessen geben! Die ganze Angelegenheit würde ihn wenigstens zehn bis fünfzehn Piaster kosten. Wenn er an eine solch große Summe dachte, konnte er nur verzweifelt den Kopf schütteln und sich damit abfinden, sein ganzes Leben lang Junggeselle zu bleiben — und das trotz der Naturgesetze!

Wenn man ihm gesagt hätte, daß man bei einer Hochzeit in Hanoi mit Diamanten, Gold und Perlen aufwartete, daß man gestickte Gewänder und bunte Schuhe trug, daß man sich im Auto fahren ließ oder sogar mit dem Flugzeug anreiste, daß solch eine Hochzeit Tausende von Piastern kostete, er hätte es nicht geglaubt, hätte es für einen Scherz gehalten, für eine Geschichte aus einem phantastischen Land. Schon wenn man nur zehn bis fünfzehn Piaster ausgeben mußte, konnte man für den Rest seines Lebens Sorgenfalten bekommen. Und da eine Frau überdies ein menschliches Wesen und kein Ungeheuer ist, wie konnte sie solches Unheil anrichten?

Doch so ist der Mensch: So sehr ihn die Aussicht auf eine Heirat schreckt, so glücklich ist er bei dem Gedanken, eine Frau für sich allein zu haben. Coc hatte keine Gelegenheit ungenutzt gelassen, seine jetzige Frau kennenzulernen. Anfangs hatten sie sich im Schutze der Menge laut unterhalten; später, an weniger belebten Orten, waren ihre Stimmen leiser geworden. Schließlich hatten sie sich an einsamen Plätzen nur noch zärtliche Worte zugeflüstert. Und da ihre

Flüsterworte allmählich leiser und leiser geworden waren, waren sie dem alten Khan schließlich zu Ohren gekommen, und da hatte er Coc zur Heirat gezwungen.

Als man den Preis seiner Frau aushandelte, hatte Coc seine angesehene Stellung benutzt, um sich mit dem geringsten Kostenaufwand aus der Affäre zu ziehen. Er brauchte seinem Schwiegervater nur fünfzehn Piaster zu zahlen.

Für fünfzehn Piaster eine hübsche Frau! Für fünfzehn Piaster die geliebte Frau! Jeder andere wäre glücklich gewesen, doch Coc war es nicht! Er pflügte und hackte das ganze Jahr lang, ohne seinen Hunger stillen zu können; es war schon schwer, nur fünfzehn Zehnsoustücke zusammenzubringen, nun aber erst fünfzehn Piaster! Da es sich hier jedoch um eine Mannespflicht erster Ordnung handelte, entschloß sich Coc zu leihen. Durch Schmeicheleien und Bitten gelang es ihm, einen Teil der notwendigen Summe aufzutreiben.

Als die Hochzeit näher rückte, forderte der alte Khan immer nachdrücklicher das Geld für seine Tochter. Da Coc aber nur zehn Piaster besaß, mußte er all seinen Mut zusammennehmen, um sie seinem künftigen Schwiegervater zu überbringen. Was die fehlenden fünf Piaster betraf, so bat er den alten Khan, sie ihm bis zur nächsten Ernte zu stunden.

Coc hatte nicht die Absicht, seine Schulden zu bezahlen, wenn er erst einmal der Schwiegersohn des Alten geworden war. Doch er hatte es mit einem gewitzten Gegner zu tun. Der künftige Schwiegervater zwang ihn, in aller Form einen Schuldschein zu unterschreiben. Übrigens hatte der alte Fuchs schon wegen der zur Zeit wütenden Wirtschaftskrise viel Nachsicht gezeigt. Unter anderen Umständen hätte Coc niemals seine Frau heimführen können. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur nach Hanoi zu fahren und dort einen Handel abzuschließen. Er wird sehen, daß die angezahlte Summe stets verloren ist, wenn der Rest nicht innerhalb der festgelegten Frist beglichen wird. Da die Frau nur eine Art Ware war, hatte Coc wirklich großes Glück, sie auf Kredit mitnehmen zu können!

Als die Hochzeitsfeier vorüber war, begann Coc sich ernstlich Sorgen zu machen. Je länger sie zusammenlebten, um so näher rückte der Fälligkeitstag seiner Schulden. Nach der Ernte würde man ihn gewiß nicht unbehelligt lassen.

Er überlegte die Frage hin und her, ohne eine Lösung zu finden. Selbst wenn die jungen Eheleute während des Sommers mit der ganzen Kraft ihrer Arme und Schultern arbeiteten, wußten sie noch nicht einmal, ob sie die Pacht an den Eigentümer und die Zinsen an all die anderen Gläubiger würden zahlen können. Woher sollten sie dann fünf Piaster für den Alten nehmen? Um sich zu trösten, sagte sich Coc, daß er sich mit einer List aus der Schlinge ziehen könnte: Er würde sich einen neuen Aufschub erbitten. Sein Schwiegervater würde ihn deshalb nicht gleich in Stücke reißen. Sonst würde seine Tochter Witwe, und er hätte noch viel mehr verloren!

Doch das Leben richtet sich nicht nach unseren Vorstellungen. Vergebens riet

Cocs Frau ihm, doch erst einmal ihren Vater zu bezahlen; er hörte nicht auf sie. So ließ der alte Khan am Fälligkeitstag seinen Schwiegersohn kommen, um sein Geld mit Nachdruck zu verlangen. Er redete Coc anfangs mit Güte zu, doch als er bemerkte, daß dieser nur gezwungen lachte und die Zähne zeigte, wurde er zornig und sagte ihm gehörig die Meinung. Da Coc glaubte, eine Wiederholung dieser peinlichen Szene nicht ertragen zu können, ging er von nun an dem Schwiegervater aus dem Weg. Jedesmal, wenn der Alte nach ihm schickte, hatte er eine andere Ausrede.

In hellem Zorn ließ Khan seine Tochter rufen. Nachdem er sie heftig geschlagen hatte, zwang er sie, die Schuldsumme zu fordern, koste es, was es wolle. In ihrer Angst hörte die junge Frau seitdem nicht mehr auf, ihren Mann mit Bitten zu bedrängen. Einer solchen Gläubigerin konnte sich Coc jedoch stets mit einem Kuß entziehen. Aber seine Frau blieb dabei: „Da ist nicht zu spaßen! Wenn du ihm die Schulden nicht bezahlst, wird er mich für immer zurückholen!“

Diese Drohung schien Coc zu unvernünftig, als daß er sie ernst genommen hätte. Selbst wenn der Alte sie wahr machte, wollte er ihn sicherlich nur erpressen, wie es bei Geldgebern üblich ist. Bei ihm würde dieser Trick nicht verfangen. Seine Frau war kein Stück Holz — wie wollte ihr Vater sie halten? Coc konnte sich nicht vorstellen, daß der Khan sich so weit würde hinreißen lassen, seine Tochter wie einen Büffel an den Nasenlöchern am Bettpfosten festzubinden, daß er einwilligen würde, einen unnützen Esser endlos lange zu ernähren. Schon nach drei Tagen würden ihn die Ausgaben reuen, und er würde die Tochter wieder freilassen. Coc würde nur noch einmal die Beschimpfungen des Alten über sich ergehen lassen müssen, um dann sein ganzes Leben in Ruhe und Frieden verbringen zu können.

Doch seine Berechnungen erwiesen sich als falsch. Bevor der alte Khan sich anschickte, seine Tochter zurückzuholen, kam er zu Coc und eröffnete seine lange und schreckliche Kampagne von Beschimpfungen. Jeden Tag zur selben Zeit erschien er bei seinem Schwiegersohn und erging sich in Verwünschungen, die genau eine halbe Stunde dauerten. Coc begnügte sich damit, ihm schweigend zuzuhören.

Doch allzu straff gespannt, zerspringt der Bogen. Der arme Coc, der täglich mit anhören mußte, wie der alte Khan seine Väter beschwor, aus ihren Gräbern zu steigen, um wenig appetitliche Dinge zu essen, konnte sich schließlich nicht länger beherrschen. Als der Schwiegervater drohte, ihm die Frau zu entführen, wurde er zornig und rief unüberlegt: „Gut! Da habt Ihr sie! Nehmt Sie mit Euch und verfährt mit ihr, wie es Euch beliebt!“

Als Cocs Frau ihren Mann und ihren Vater so harte Worte wechseln hörte und ihren Streit wie Wasser aus der Dachrinne sprudeln sah, begann sie ratlos zu weinen. Beide standen ihr in gleicher Weise nahe, und sie wußte nicht, für wen sie Partei ergreifen sollte.



Als sie am Tag darauf von einer Besorgung zurückkehrte, teilte sie ihrem Mann eine traurige Nachricht mit. „Geliebter Mann“, sagte sie, „wir sind seit einem Jahr verheiratet. Ich hätte nie geglaubt, daß uns aus einer Schuld von fünf Piastern solch ein Unglück erwachsen könnte! Mein Vater ist entschlossen, mich nach Hause zurückzuholen. Was hältst du davon?“

Coc seufzte. „Das ist nur eine Drohung“, sagte er. „Er wird nicht das Herz dazu haben.“

„Nein! Das ist keine leere Drohung. Wenn du ihm nicht bis morgen das Geld zahlst, wird er nicht länger zögern.“

„Wenn es so ist, bleibt dir nichts weiter übrig, als ihm zu folgen; ich werde schon zurechtkommen und dich später wieder freikaufen.“

„Dann wird es zu spät sein! Ich glaube, er führt etwas im Schilde.“

„Er kann mich doch nicht vors Gericht bringen. Schließlich ist das ja auch eine Liebesangelegenheit!“

Coc, der auf die menschlichen Gefühle vertraute, beunruhigte sich nicht allzu sehr.

Und er hatte recht. Auf Grund ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen wagte es der alte Khan nicht, ihn vor den Richter zu bringen. Er begnügte sich damit, seine Tochter nach Hause zu holen, sie von Coc zu trennen.

Fünf Tage lang wartete Coc auf seine Frau. Dann zehn Tage. Dann fünfzehn. Dann einen ganzen Monat. Schließlich ertrug er es nicht länger, er lief hierhin und dorthin und versuchte sich etwas zu leihen, um seine Frau, die er so schmerzlich vermißte, freizukaufen. Doch ach, es war vergebens; niemand vertraute ihm mehr.

Des Streites müde, faßte er sich schließlich ein Herz und trat vor den Schwiegervater. Doch er bat und weinte umsonst, der alte Khan schüttelte nur den Kopf und jagte ihn schließlich aus dem Haus. Von diesem Augenblick an ließ er ihn nicht wieder über seine Schwelle.

Da entschloß sich Coc, die Taktik des Abwartens anzuwenden. Er brauchte nur vollkommene Gleichgültigkeit vorzutäuschen, dann würde sich sein Schwiegervater gewiß rühren lassen und den beiden Ehegatten erlauben, ihr gemeinsames Leben wieder aufzunehmen.

Er war gerade dabei, diese schöne Taktik geduldig anzuwenden, als ihn eine niederschmetternde Nachricht erreichte. Auf Anordnung seines Schwiegervaters würde seine Lebensgefährtin, die ihm für hundert Jahre zugesprochen war, die restlichen neunundneunzig Jahre als siebente Konkubine bei einem alten Bürgermeister am anderen Ende des Kantons verbringen. Um eine Schuld von zwanzig Piastern zu tilgen, die der alte Khan im Vorjahr eingegangen war.

„Die Empfehlungen an die Geliebte“ sind das literarische Hauptwerk der Thai. Zu einer Zeit, als ihnen die Buchdruckerkunst noch unbekannt war, haben die Thai, die sehr an ihrem nationalen Erbe hängen, dieses lange Poem ihrem Gedächtnis und ihrem Herzen eingepreßt. Später schrieben die besten Schriftgelehrten es auf, und jedermann gab bedenkenlos einen fetten Wasserbüffel für eine Handschrift her. Wenn die Eltern starben, ging die Handschrift auf das älteste der Kinder über, dem auch die kultische Pflege des Ahnenaltars oblag. In den ersten Tagen des Widerstandskampfes gegen die französischen Truppen, als alles floh und die Straßenränder gesäumt waren von Decken und Matratzen, Pfannen und Töpfen, die man fortgeworfen hatte, um den Schultern das schwere Tragen zu erleichtern, da begleiteten die Handschriftenrollen mit dem Liebesgedicht die Thai zu ihren Verstecken in die Gebirgshöhlen. Die eintausendsechshundert Verse des Song Chu Son Sao sind für die Thai das, was uns, den Bewohnern des Flußdeltas, die dreitausendzweihundertvierundfünfzig Verse des Kim Van Kiêu bedeuten. Ihre Herzen sind mit dem Poem verwachsen. Generation um Generation hat in seine Zeile die Wolken ihrer Trauer und Melancholie hineingetragen. Dieser Palast der Liebe gleicht einem Traumschloß mit halbverhängten Fenstern.

Die Poesie der Thai ist einfach, bildhaft und naturverbunden. Sie ist schön. Und doch reicht sie nicht an die Schönheit des Tanzes heran, vor allem nicht an den Volkstanz, der Xoe genannt wird.

Ich glaube, vor der Befreiung der Nordwestprovinz Tay Bac ist der Xoe niemals wirklich eine Quelle ungetrübter Freude für das Volk der Thai gewesen. Er konnte es auch nicht sein. Wer ihn tanzte, trug im Herzen den drohenden Schatten eines durch nichts gerechtfertigten Unheils, das jeden Augenblick hereinbrechen konnte. Wo einem jungen Mädchen vom Gutsbesitzer oder von der Clique der kleinen Mandarine befohlen wurde, in ihre Tanzgruppe einzutreten, war die Mutter die erste in der Familie, die sich darüber vor Gram verzehrte. O ihr, die ihr den Xoetanz liebt, habt ihr je das Seufzen der Thaimutter gehört, das trauriger klingt als das Knirschen und dumpfe Mahlen des Stößels, der gleichsam im Rhythmus ihrer Schuld schlägt, wenn sie nachts beim Rauschen des Baches den Reis schält? Eine Tochter, die als Tänzerin verdingt wird, bedeutet für die ganze Familie mehrere *sao* Reisfelder und für den Vater und ältesten Bruder Befreiung von der Fronarbeit. Dennoch kann die Mutter, die ihre

Tochter den Weg einer Tänzerin beschreiten sieht, einen Seufzer nicht unterdrücken. „Nun kann meine Kleine nicht mehr von einem menschenwürdigen Leben träumen.“ Die Tochter tut der Mutter leid, denn von Stund an wird sie sich, um für andere tanzen zu können, undankbar zeigen müssen gegenüber denen, die sie mit so vieler Mühe großgezogen haben.

Ein Gutsherr oder Großgrundbesitzer in den Bergen, ein *chao phen din* oder ein *chao phen sam*, hat stets seine eigene Tänzerinnengruppe; eine, wenn er nur ein kleiner Mandarin ist, mehrere, wenn er ein großer Mandarin oder gar ein kleiner König der Gegend ist. Um die Lage zu verdeutlichen, lasse ich eine Liste der Vorrechte und Privilegien folgen, die bezüglich des Xoe unter der französischen Herrschaft üblich waren.

Ein *tri phu* (der Präfekt): Entweder ein monatliches Einkommen von dreihundert Zentner Reis, aufzubringen durch die Bevölkerung, oder der Ertrag von zehn *mau* Reis, in die Stadt zu tragen von demjenigen, der das Feld bearbeitete. Darüber hinaus dreißig Kulis, sogenannte *nhuc*, als Hausarbeitsdienste. Sie unterstanden dem Befehl eines Aufsehers, des *tao nhuc*, der seinerseits dem *quan cuong* unterstand, dem Verantwortlichen für alle Hausangelegenheiten. Anlässlich des Tetfestes und bei Empfängen hatte der Präfekt das Recht, sechs- und dreißig der jüngsten und schönsten Mädchen für seine Tanzgruppe zu rekrutieren.

Ein *tri chau* (Unterpräfekt): zweihundertfünfzig Zentner Reis oder der Ertrag von acht *mau* Reis. Vierundzwanzig Kulis und vierundzwanzig Xoetänzerinnen.

Ein *bang ta* (Stellvertreter des Unterpräfekten): hundertfünfzig Zentner Reis oder der Ertrag von sechs *mau* Reis, zwölf Kulis, zwölf Xoetänzerinnen.

Ein *chanh tong* (Kreischef): ein monatliches Einkommen von acht Piastern, dreißig Zentner Reis oder acht *mau* Reis, acht Kulis, keine Xoetänzerinnen.

Ein *ky muc* (angesehener Bürger) vier *mau* Reis, vier Kulis.

Ein *tao ban* (Bürgermeister eines Dorfes): zwei *mau* Reis, zwei Kulis.

Eine Xoetänzerin: ein *mau* Reis, im Falle des Ablebens des Vaters oder des älteren Bruders ein Kuli.

Der Boden, den die Tänzerin bekam, wurde ihr weggenommen, wenn sie erkrankte oder heiratete. So wie im Flußdelta die Soldaten und Schützen der „Eingeborenengarde“ ihres Fleckchens Gemeindeland verlustig gingen, wenn sie ihren Dienstvertrag nicht erneuerten.

Wer diese Liste aufmerksam liest, dem wird klar, daß der Xoe aufgehört hatte, eine Zerstreuung der Landbevölkerung zu sein. Er war vielmehr eine Art künstlerischer Grundrente, die von den Arbeitenden der Gebirgsgegend jedes Jahr an die Grundeigentümer und Mandarine zu entrichten war.

In der langen Nacht, die den ersten Lichtstrahlen der Revolution in den Nordwestgebieten vorausging, war der Xoe nichts anderes als eine Form der Fron oder des Steuerdrucks. Auch die Dorfbewohner des Feudalherren Deo van Long lebten unter solchen Bedingungen.

Wie viele Gruppen von Xoetänzerinnen der Herr Deo van Long hatte, weiß keiner. Es lag ganz allein bei ihm, er konnte so viel haben, wie er wollte. Er war die Ausnahme zur Regel; die zitierte Liste galt für den Gott Deo nicht. Auf einer Geschäftsreise oder bei Besuchen in seinen Orangengärten, auf seinen Reis- und Zuckerrohrfeldern oder auf einer seiner Viehfarmen — seine Besitzungen waren nicht zu zählen — kehrte er jedesmal bei der Verwaltung ein und verbrachte da die Nacht. Ein Xoeabend war unerlässlich. Nach dem Schauspiel und dem Trinkgelage schlief Deo van Long mit den Tänzerinnen. Tags darauf mußte die ganze Gruppe an seinen Wohnsitz ziehen, damit der ungekrönte König seine Wahl treffen konnte. Wo immer er hinging, jederzeit spähte er wie eine Eule auf der Jagd nach Frauen für seine Tanzgruppe aus. Die schönsten, die weißhäutigen, die anmutigsten Mädchen, die Tänzerinnen mit dem zartesten Teint und der sanftesten Stimme, mit dem biegsamsten und reizvollsten Körper — sie alle gehörten ihm. Er führte Buch über sie, und an seinen Wohnsitz zurückgekehrt, ließ er sie mit Gewalt holen. War die junge Frau einmal bei ihrem Herren, blieb sie sechs Monate lang Lehrling bei ihm, erst dann war sie eine richtige Xoetänzerin und durfte ihre Eltern besuchen. Doch zu jedem Fest, das er gab — und er feierte die Feste, wie sie fielen —, zu jedem Empfang französischer, chinesischer oder amerikanischer Gäste wurde sie durch ein offizielles Schreiben wieder an seinen Wohnsitz gerufen.

Bei den Feiertagen, die im Kalender standen, hatte sie von allein daran zu denken und sich unaufgefordert einzufinden. Falls eine Familienangelegenheit sie davon abhielt, wurde sie zur Strafe gezüchtigt, und obendrein brachte es den Eltern neue Erniedrigungen und neues Elend. Um so mehr versteht es sich, daß sie zum Fest des neuen Mondjahres, dem Tetfest, wie wir es nennen, von Zuhause fortgehen und bei anderen, beim Mandarin, dienen mußte.

War man von einem unheilvollen Schicksal dazu ausersehen, Xoetänzerin zu werden, war es vorbei mit dem Tetfest im Kreise der Familie. Für die Mutter war das Fest nun für alle Zeiten das Fest der anderen, zu deren Vergnügen ihre Tochter, die Dienerin, beitrug. Warum dauerten die Neujahrsfeierlichkeiten im Hause des Herrschers von Tay Bac nur so lange? Manchmal währten sie das ganze Frühjahr. So viele Freunde der Hausherr hatte, so viele Gelage veranstaltete er. So lange hieß es für die Tänzerin bei den Gästen bleiben. Hieß es trinken, ohne etwas zu essen. Bis das Blut in den Adern gerann. Und immer wieder dieses beherrschte Lächeln auf den Lippen, während der Gram am Herzen fraß. Und Tränen, die vom Alkohol nur noch bitterer wurden. Die Füße und Hände tanzten, während das Herz wer weiß wo war. Sogar den Rhythmus der Schritte und die Figuren bestimmte nicht mehr der Schlag des Herzens sondern Angst und Furcht.

Abseits vom Lebensweg der Xoetänzerin feierten die Jungen und Mädchen den Frühling — an einer Quelle, bei den terrassenförmig angelegten Reisfeldern oder am Flußufer. Wie viele ihrer Freunde und Freundinnen vergnügten sich drau-



ßen zwanglos, einfach weil sie zu ihrem Glück einer solchen verwünschten Xoe-truppe entgangen waren. Sie stiegen in ihre schmalen Einbäume, schnitten junge Bambustriebe und brachten sie den Eltern.

Wenn die Banblumen blühten, fanden sie sich in bunter Schar auf dem Erdwall vor dem Haus ein oder auf den Reisfeldern, wo hie und da noch die Stoppeln der letzten Ernte standen, und spielten mit den Steinen der Lêfrucht Murmeln. Sie pflückten Banblumen, schenkten sie sich gegenseitig und nahmen sie mit nach Hause, wo man ein aromatisches Getränk daraus braute. Wie ausgelassene Kinder spielten sie. In den Wasserläufen sammelten sie Algen, Frühlingsalgen, die seidenweich und glänzend sind wie das Haar einer vom Wind der Freiheit umwehten Schönen.

Unter den milden Strahlen der Frühlingssonne wuschen sich ihre Freundinnen am Bach das Haar, ließen es von der Sonne trocknen und banden es im Takte der Schöpfräder zum Knoten. Und die Frühlingstage flossen dahin wie das Wasser aus der Quelle. Ach, sagt mir, ihr Jungen und Mädchen aus dem Heimatdorf, wird das Haar der kleinen Xoetänzerin ewig seinen Glanz behalten, wie das Kleid des Waldes? Ach, ihr Jungen und Mädchen aus dem Heimatdorf! Wer dächte nicht in den ersten Nächten des Jahres, wenn der Tau so kalt vom Himmel fällt, an jene kleinen Matten aus Schilf, die man selbst in der ärmsten Hütte findet, nicht aber bei den Reichen.

Der Himmel weiß, weshalb sich die Herren so viel Kapok in den kleinen fest-verschnürten Paketen schenken lassen, in denen er, zweihundert Gramm pro Kopf, zu liefern ist.

Bei Deo van Long bekam die kleine Xoetänzerin in den kalten Nächten nur eine Decke, sich darin einzurollen, eine Decke, wie sie die französischen Kolonialisten ihren Gefangenen gaben. Doch wie oft kam es vor, daß man das Mädchen an den Abenden der Festgelage, wenn Tanz und Völlerei vorüber waren, zwang, den Gästen des Herrn Deo als Strohmatten zu dienen!

Hatte die Familie vom Vater bis zum Sohn sich schließlich genug um das Recht ihrer Benutzung gestritten und bestand die ganze Kunst der Xoetänzerin nur noch darin, als Strohmatten zu dienen, dann reichte man sie den aus der Ebene gekommenen Vasallen des Kaisers Bao Dai weiter und danach den Herren Beratern jeden Schlages — den politischen, die aus Frankreich, und den militärischen, die aus Amerika kamen. Diese jederzeit sehr anspruchsvollen Herren baten sich bisweilen gleich zwei Mädchen auf einmal aus. Während das Fest noch andauerte, während die kleine Strohmatten die Arme zum Rhythmus des Tanzes wiegte oder ein Glas darbot, begann man schon zu feilschen und aufzuteilen, notfalls sogar mit Drohungen.

„Was bist du schon, Kleine? Wenn du nicht das Glück gehabt hättest, in diesem Haus dienen zu dürfen, glaubst du, dich hätte jemand gebeten, die Moskitonetze der amerikanischen und französischen Herren zu halten? Zuviel der Ehre für eine Familie wie die deine! Wenn du heute nacht nicht tust, was du dein

Leben lang zu tun hast, dann schicke ich dich morgen früh nach Hause. Und du wirst unverzüglich die *sao* Reis zurückgeben, und dein Vater und dein Bruder müssen ihre Felder verlassen und sofort mit der ersten Fron beginnen.“

Aus dem blumigen Munde einer jungen Dame kamen diese Worte — der ältesten Tochter Deo van Longs. Deo thi Toi hieß die Elende. Gern setzte sie ihrem Vater einen Floh ins Ohr und beteiligte sich mit Vorliebe an seinen undurchsichtigen Machenschaften. Mehr als einmal wurde sie gesehen, als sie mit ihm politische Häftlinge beseitigte und die Leichen in den Schwarzen Fluß warf.

Der Musiker, der die Xoetänzerin auf dem *dan tinh* begleitete, wurde in der Nacht, in der man sie verspottete und entehrte, unweigerlich zum Kuppler: Er half Öl ins Feuer gießen. Auf der Tanzfläche fuhr eine kleine verchromte Hausbar zwischen dem Mandarin und den Beratern hin und her. Die Tanzfläche war aus Holz, und Deo van Long hatte in der Nähe der Eingangssäulen einen Kessel mit Öl aufstellen lassen, um die Dielen mit siedendem Öl zu übergießen. So verbrannte sich die kleine Xoetänzerin die Füße, während ihr das Herz vor Kälte erstarb.

Draußen vor dem Haus rauschte das Wasser des Schwarzen Flusses über die Felsen der Stromschnellen. Und in jenen Orgiennächten floß zum Takt rhythmischer Schritte jungfräuliches Blut, die kleine Xoetänzerin trat beim Tanz in ihr eigenes Blut, und dieses Blut, das bald gerann, blieb wie ein Blutgerinnsel in diesem Leben, das nur noch eine Strohmatten war. Schicht um Schicht, Nacht für Nacht gerann es, heute, morgen, übermorgen, immer.

Keine der Tänzerinnen wage es jemals, aus dem Palast dieses Unholds zu entfliehen; denn so weit das Auge reichte, erstreckten sich die Wälder und Berge, über denen Deo van Longs Schatten lag. Für das Mädchen, das entkommen wollte, gab es nur einen Ausweg: Wenn sie einen Freier hatte, mußte sie sich ihm hingeben und ihn heiraten; wenn sie aber keinen hatte, mußte sie sich dem ersten besten, dem sie in der Umgebung dieses schrecklichen Hauses begegnete, in die Arme werfen. Auf jeden Fall hatte sie es so einzurichten, daß der Hausherr eines Tages in seiner Truppe als Schwangere entdeckte und sie vor die Tür setzte. Hatte sie sich erst so weit gewagt, würde es ihr auch nicht mehr schwerfallen, die Schläge des Vaters, der Brüder und Schwestern zu ertragen, Schläge, die bisweilen das Kind in ihrem Schoß töteten, das ihre Befreiung hätte werden können.

Neununddreißig Figuren gehören zum Xoetanz, acht davon sind die wichtigsten, die es zuerst zu erlernen gilt. Man beginnt mit den Übungen mit dem Seidenschleier: man hält den Schleier entweder in Höhe der Wimpern oder der Brüste. Dann erlernt man die Schritte. Den Schleiertanz, den Fächertanz, den Tanz der spitzen Hüfte. Sobald man es versteht, sich zum Rhythmus der Musik zu wiegen, und die Bewegungen der Arme, der Unterarme und Handgelenke beherrscht, ist man schon ziemlich weit fortgeschritten. Man geht nun zu den gleichzeitigen Bewegungen von Armen und Beinen über, zum Beugen des Rump-



fes, zum Spiel der Knie, zum Wiegen der Hüften, zu den Verdrehungen der Arme, der Unterarme und Handgelenke. Jede Tänzerin hat ihren eigenen Stil, mit dem sie ihre Kunst bereichert. Aber je mehr sie ihr Talent entfaltet, um so länger wird die Liste ihrer düsteren, vom Schicksal gezeichneten Tage.

Man ging zu Deo van Long, wie es hieß, um tanzen zu lernen. Richtiger wäre es gewesen, zu sagen: Man ging als unbezahlte Dienstmagd zu ihm. Die Übungen nahmen nicht mehr als zwei Stunden am Tag in Anspruch — in der Zeit, wenn der Tau der Dämmerung fiel. Die andere Zeit verbrachte die Tänzerin am Spinnrad, schälte sie Reis, kochte Kleie und Wasserlinsen für die Schweine, entkernte sie Baumwolle und wusch am Teich die Wäsche für den König Deo van Long und sein Gefolge von Prinzen und Prinzessinnen ... Die kleinen Xoetänzerinnen waren nichts weiter als Mägde, als Hausangestellte. Den ganzen Tag lang sah man sie an der mit Steinen gepflasterten Anlegestelle auf dem linken Ufer des Schwarzen Flusses den Hang hinauf- und hinuntergehen, beladen mit einer Unmenge von Kupferkesseln und Kübeln voller schmutziger Wäsche dieser Clique aristokratischer Nichtstuer.

Ich stieg an der Anlegestelle der kleinen Xoedienstmägde aus dem Boot. Ich weiß nicht mehr genau, wieviel Steinstufen hinauf zur großen, mit buntglasierten Ziegeln verzierten Eingangshalle führten. Ich erinnere mich nur noch, daß es mir so vorkam, als nähmen sie kein Ende. Wie mußte es erst sein, wenn man sie mit einem Waschkübel an der Hüfte hinaufsteigen mußte, der randvoll war von triefnasser Woll- und Seidenwäsche. Ich stelle mir eine jener kleinen, sich nach der Freiheit sehnenden Xoetänzerinnen vor, die wie ein bleiernes Gewicht jenes Blutgerinnsels des „Sich-Hingebenmüssen-und-dann-Heiratenkönnens“ in sich trägt, eine kleine Xoetänzerin, die ihren Ekel unterdrückt, ihre Gier nach sauren Früchten und die dort oben stehenbleibt, schwindlig von den hundert Treppenstufen, die sie sich hinaufgeschleppt hat, als ginge sie zur Hinrichtungsstätte in Deo van Longs Reich. Möge der Schwarze Fluß, der über die Stromschnellen rauscht, mir den dumpfen Klagechor dieser Wäscherinnen des Elends herübertragen!

War ihr Tagewerk als Spülmagd der Familie beendet, kam mit der Nacht die „künstlerische Fron“, auf daß die europäischen Siedler, die amerikanischen Berater, die Bao Dai und Nguyễn van Tam sich am Xoetanz ergötzen konnten. Die Tanzfläche befand sich über dem Keller, in den man die Gefangenen warf, die Männer, die Deo van Long verdächtigte, im Hinterland des besetzten Gebietes für die Viêtminh gearbeitet oder Verbindung zum unbesetzten Gebiet gehalten zu haben. Wahrscheinlich waren diese Männer in ihren schlaflosen Nächten die einzigen, die wirklich eine Beziehung zu diesen über ihren Köpfen tanzenden Galeerensklaven der Kunst fanden. Mir war es, als wenn zwischen diesen Frauen, die ihre Freiheit und Würde verloren hatten, und zwischen den in der Illegalität arbeitenden Revolutionären, die man in das Kellergewölbe geworfen hatte, als wenn zwischen diesen beiden nach Lebensauffassung und

Weltanschauung so unterschiedlichen Menschengattungen, die beide an den Ufern des Schwarzen Flusses an ihren Ketten schleppten, bisweilen vorsichtige, aber vertrauensvolle Blicke gewechselt wurden. Ich wünschte, die Stromschnellen des Flusses unterbrächen nur für eine Sekunde ihren singenden und rauschenden Lauf über die Felsen, damit ich noch einmal eines der Worte hören könnte, das zwischen diesen Opfern König Deos im Vorübergehen geflüstert wurde.

Als die kleine Cho, Lo thi Cho, ihren Eltern entrissen wurde und in Deo van Longs Xoetruppe eintreten mußte, herrschten in der Stadt Lai Chau und in den Dörfern am Ufer des Schwarzen Flusses Schrecken und Chaos.

Am anderen Ufer, gegenüber dem wirren Haufen Lai Chau, liegt Ban Tro. Dieser Ort an der Grenze von Deo van Longs Herrschaftsbereich teilte sich mit dem Nachbardorf Ban Trang das traurige Privileg, für alle Zeit die Diener und Domestiken für die Familie des Herren zu liefern. Lo thi Cho war ein junges Mädchen von siebzehn Jahren. Ihre Gestalt war zierlich, sie hatte ausdrucksvolle mandelförmige Augen, ihr Haar glänzte wie die im Wasser der klaren Bäche spielenden Algen, sie war von der Lieblichkeit schäumender Wasserläufe im Frühling. Das war mehr als genug, um die Aufmerksamkeit des Herrn Deo und seiner Gefolgsleute zu erregen. Wie viele andere junge Thai in Ban Tro und Ban Trang wurde sie mit Gewalt aus ihrer Familie gerissen und fand sich als Tänzerin und unbezahlte Dienstmagd unter den Tänzerinnen und Mädchen für alles des Herrn Deo van Long wieder, eingekerkert hinter den Mauern dieses Teufelspalastes, dort, wo der Nam Tha und der Schwarze Fluß zusammenfließen. Wie so viele andere Spülmagd-Favoritinnen unter einem schlechten Stern geboren, sah sie ihre Welt von der mit heißem Öl übergossenen Tanzfläche und der mit Steinen gepflasterten Anlegestelle am Ufer des Schwarzen Flusses begrenzt.

Die Angelegenheit der Xoetanzgruppen war schon immer undurchsichtig gewesen. In jener Zeit aber wurde sie noch undurchsichtiger. Deo van Un, der jüngste Sohn des Herren und Gebieters, hatte sich in Lai Chau niedergelassen und es sich zur Angewohnheit gemacht, die Häuser jener Damen zu besuchen, wobei er nicht selten seinen Vater traf.

Cho war, bevor man sie gewaltsam zur Tänzerin machte, mit Lo van Mo verlobt gewesen, den Deo van Long schon vor einiger Zeit in seine Domestikenschar gepreßt und gezwungen hatte, ihm die Bambusblättchen für die Wasserpfeife anzuzünden und den Tee zuzubereiten. Seine wenigen Freistunden hatte er bisher immer in Ban Tro bei seiner Verlobten verbracht. Nun aber war sie selber Xoetänzerin bei Deo van Long. An den Festabenden tanzte sie, während Mo die Gläser reichte und die Pfeifen stopfte. Sie sahen einander und konnten doch kein Wort miteinander sprechen.

Deo van Un wußte, daß die beiden sich liebten. Da er das Mädchen mißbrauchen wollte, erschien ihm Diên Biên Phu die ersehnte Lösung. Dort tobte die Schlacht. Von einem Tag zum anderen versetzte er den Domestiken, der sich



besser auf das Pfeifestopfen als auf den Gebrauch von Waffen verstand, an die Front. So fand sich Mo als Schütze des dritten Thaibattillons wieder, unterwegs auf dem Marsch ins Feldlager, das Zeichen seiner neuen Einheit, eine Kette blauer Berge mit einem weißen Band darum, an der Uniform. Man konnte nicht behaupten, daß er fähig war, einen Schuß abzugeben, doch darauf kam es dem Mandarin nicht an. Hauptsache, er war den lästigen Rivalen los.

Später mußte auch Un an der Spitze seiner Einheit in den Kampf. Und die Kugeln bewiesen wirklich die Hellsichtigkeit guter Geister. Sie verschonten Mo und trafen Un. Als Un den Fuß ins Flugzeug setzte, hatten unsere Truppen auf dem Marsch über den Claveaux-Paß gerade das Gebiet der Meo am Fuße des Pu Nhung erreicht und drangen in die Provinz Lai Chau ein. Un war fest entschlossen gewesen, Cho auf der Flucht mitzunehmen. Doch das Mädchen hatte die allgemeine Verwirrung ausgenützt und war verschwunden.

Als zur kalten Jahreszeit alle Banblumen auf dem Pu Li erblühten, hoffte Cho noch immer auf die Rückkehr ihres Verlobten. Ja, die Pracht der Blumen verstärkte nur noch ihre Sehnsucht nach dem fernen Geliebten. Lai Chau war befreit, auch der Xoe war befreit. Cho tanzte ihn nun für die Leute des Dorfes, für die Lastenträger, die durch die Täler und über die Berge zogen. Warum kehrte ihr Freund nicht heim, um an den schönen Abenden mit ihr die Siege zu feiern?

In diesem Frühjahr des Jahres 1954 blühten die Banblumen auch rings um Diên Biên Phu, nur waren sie dort nicht mehr so makellos weiß wie einst. Wenn der Schütze Lo van Mo sie betrachtete, dachte er manchmal an die kleine Cho; doch die im laotischen Wind von den Lastwagen aufgewirbelten Staubwolken hatten die Blumen braun gefärbt, andere waren versengt von dem Napalm, das sein Ziel verfehlt hatte. Je heftiger die Schlacht tobte, um so öfter dachte er an zu Hause. Auf einem Flugblatt, das er an der Front aufblas, stand in Thai-Schriftzeichen geschrieben: „Eure Dörfer in der Provinz Lai Chau sind bereits befreit.“ Auf einem anderen Flugblatt stand: „Die Thai in den Bergen und die Bewohner des Flußdeltas sind Brüder. In den Reihen der Befreiungsarmee kämpfen Thai und Meo Seite an Seite.“ Und immer neue fand er: „Wenn ihr auf unsere Soldaten stoßt, werft eure Waffen weg und geht in den Wald.“ — „Befreit euch aus den Händen des Feindes und kehrt in eure Dörfer zurück, um in Frieden zu leben. Die Regierung trägt euch nichts nach.“ — „Übergebt eure Waffen der Befreiungsarmee und kehrt in eure Dörfer zurück.“ Die Soldaten Onkel Hos riefen mit Lautsprechern zu ihnen herüber und schossen mit Mörsern Flugblätter bis ins Lager hinein; sie hefteten riesige Schriftzeichen auf Bambusgitter und stellten diese gewaltigen Schilder in Französisch, Thai und Vietnamesisch vor den Schützengräben ihrer Linien auf. Die Franzosen richteten vor Wut das Feuer ihrer Maschinengewehre und Geschütze auf diese Schilder — wie auf einem Schießplatz. Es dauerte lange, bis sie ein Schild zerschossen hatten, doch bald war es durch ein neues ersetzt, und die Schießerei begann von

neuem. An einem Tag feuerten die Batterien von Hong Cum sechshundert Schuß ab, um die Lautsprecher zu übertönen, die sich mit Aufrufen an die irreführenden Thai-Soldaten wandten.

Trotz des ohrenbetäubenden Lärms der Explosionen hörte Lo van Mo deutlich die Stimme, die ihn aufforderte, nach Lai Chau in sein Dorf und zu seiner Geliebten zurückzukehren. Er schaute sich vorsichtig nach allen Seiten um, ging geradeaus in östlicher Richtung los und übergab sein Gewehr einem Soldaten Onkel Hos. Man erläuterte ihm die Politik der Regierung, und bald trug er Munitionskisten in den Schützengräben, wo ihm die Soldaten zulächelten.

Der Tag des Sieges war auch für Lo van Mo der Tag seiner Befreiung und der Rückkehr nach Lai Chau. Er blieb aber noch eine Weile in der Provinzhauptstadt, denn er traute sich nicht nach Ban Tro zu gehen und seiner Geliebten so unvermittelt gegenüberzutreten. Sie hatte die Befreiung vor ihm erlebt, war vor ihm zu klarem Bewußtsein gelangt, hatte dem Land schon seit langem gedient. Was würde sie nun von ihm denken? Mehrere Tage lang bemühte er sich, alles in Erfahrung zu bringen, was er in Erfahrung bringen konnte, und erst als er sich von Chos Treue überzeugt hatte, wagte er sich in sein zukünftiges Dorf zurück. Man hatte es völlig neu am Nam Tha errichtet, einige Kilometer flussaufwärts von dem früheren Sitz Deo van Longs. Vom ersten Tag an arbeitete Mo, der Tradition gemäß, für seine Schwiegereltern, wie es alle jungen Thai tun, die auf sich halten.

Die beiden jungen Leute haben sich vor einiger Zeit mit den beiden Kindern, die ihnen geboren wurden, selber eingerichtet. Sie sind in Mos Heimatdorf gezogen, das weiter flussaufwärts liegt, vier Tagesreisen auf einem Gebirgspfad, der so steil ist, daß sich die Packpferde die Fesseln wund scheuern. Chos Eltern waren arme Bauern und konnten der Tochter und dem Schwiegersohn nichts in die Ehe mitgeben. Kupferkessel, Kochtöpfe, Haumesser, Büffel, Pferd, Decken und Matratzen — nichts dergleichen besaßen sie. Doch all diese einfachen, reinen Herzen waren erfüllt von Dankbarkeit gegenüber der Revolution. Die Eltern konnten ihnen nichts geben, aber die Revolution hatte ihnen viel, sehr viel gebracht. Sie hatte Tay Bac befreit, ihre Liebe befreit, den Xoe befreit. Sie hatte all jene verjagt, die das Glück der einfachen Menschen von Reisfeldern und Wald untergruben. Sie hatte den Mädchen und Burschen der Thaifelder die Liebe wiedergegeben, damit von nun an jeder von ihnen am Ufer des Schwarzen Flusses das Glück kennenlernte. Der Xoe und seine Tänzerinnen haben aufgehört, den Müttern Gram zu bereiten. Der Xoe und seine Tänzerinnen haben nichts mehr gemein mit dem, was sie einmal waren, sie haben einen neuen Tanzschritt begonnen.



## Hildegard Simoleit Das Kapital schafft es

Christel S., 32 Jahre, verheiratet. Mutter einer fünfjährigen Tochter. Beruf: Spulerin. Das sind die Personalien.

Vor drei Jahren hat sie wieder angefangen mit der Arbeit. „Wir müssen uns etwas Kapital schaffen, um endlich eine Wohnung zu bekommen.“ Das war der Grund.

Von nun an sieht ihr Tagesablauf so aus:

Aufstehen, ankleiden, Frühstück machen, Brot und Thermosflasche in die Tasche ihres Mannes packen. Ordnung schaffen in dem 12 qm großen Zimmer, der Lebensraum für zwei Erwachsene und ein Kind. Einkaufen. Kochen und waschen in der Küche, die sie mit der Mutter teilt.

Jeder Handgriff kalkuliert mit der Uhr oder eigentlich gegen die Uhr, denn um 13.00 Uhr verwandelt sich Christel S. in die berufstätige Frau.

Um 13.15 Uhr verläßt sie das Haus, nachdem sie sich den einzigen Luxus erlaubt hat, eine Viertelstunde für sich zu verschwenden.

Nach Fahrt mit Autobus und Straßenbahn stempelt sie um 13.50 Uhr die Karte, die zeigt: Die Spulerin Frau S. ist anwesend. Und sie ist tatsächlich anwesend. Auch hier sitzt jeder Handgriff. Auf der 5 Meter langen Maschine sitzen 24 Kronen, von denen aus die Stränge unten zu den Spulen laufen, jede ihre 800 Gramm schwer. Von 14.00 bis 22.00 Uhr ist Christel S. mit allen Sinnen ein Teil der Maschine. Ihre Augen konzentriert sie auf reißende Fäden, auf Gleichgewichtigkeit der Stränge, ihre Hände knüpfen, ihre Arme heben 800 Gramm, ihre Füße laufen 8 Stunden den gleichen Weg — 5 Meter hin, 5 Meter zurück.

Sie ist fix und ihr Verdienst dementsprechend. Wenn man sie fragt, so sagt sie: „Ja, die Arbeit gefällt mir.“

Trotzdem merkt sie irgendwo, da tief drinnen, daß etwas nicht in Ordnung ist. Sie kann nicht sagen was oder aber: „Die Hetze.“ Jedenfalls, als sich ihr eine andere Arbeit anbietet, kündigt sie.

Sie wird zum Chef gerufen und noch jetzt kann sie an die joviale Stimme und Gebärde des Mannes erinnern, Sie gibt zu, sie hat sich damals geschmeichelt, einmal anerkannt gefühlt, als er sagte: „Sie sind doch eine unserer besten Arbeiterinnen, wir würden sie ungern gehen lassen.“

Sie bleibt, und auch der Rhythmus bleibt.

Bis zu der verfluchten Grippe. Erst ist es gar nicht so unangenehm. Einmal aus dem Trott. Aber die Grippe wird zur Lawine. Schnupfen, Fieber, Halsweh sind

schon lange verschwunden. Eine lähmende Müdigkeit macht sich breit. Jeder Antrieb fehlt. Dann kommt das jagende Herzklopfen und mit ihm die unsägliche Angst, die Angst, für die sie keine Gründe angeben kann, die aber da ist und sie hundert Tode sterben läßt.

Der Arzt schreibt sie weiterhin krank. Er erwähnt so nebenbei, daß sich die Firma bei ihm nach der Dauer der Krankheit erkundigt hat.

Zwei Tage später erhält sie den Brief, in dem ihr der gleiche Mann, der sie vor einigen Wochen als gute Arbeiterin hochgelobt hat, die Kündigung ausspricht. Das wichtigste Teilchen der Maschine fehlt und muß ersetzt werden.

Sie ist fassungslos, fühlt sich gedemütigt, herabgesetzt. Erst langsam dämmert es ihr, daß der Chef damals nicht sie als Mensch gemeint hat, als er sagte: „Wir brauchen Sie.“ Er meinte das wichtigste Teilchen der Maschine, das noch in Takt war, und wollte sich unnötige Beschaffung und Montage eines Ersatzteiles sparen.

Es dämmert ihr, als sie im Krankenhaus endlich einmal Zeit hat, nachzudenken über sich, über ihre Lage.

Ärztliche Diagnose: Vegetative Neurose, totale Erschöpfung.

Ursache: Sie wollte Kapital schaffen, Kapital für eine kleine Wohnung, zwei oder drei Zimmer, Küche, Bad.

Das Kapital hat *SIE* geschafft.



## Friedrich Kahler Feierabend eines Akkordarbeiters

Montag morgen. Die Einschalkolonne, ein Vorarbeiter und zwei Helfer, stehen in der Baubude über Baupläne gebeugt. Sie überlegen, was sie diese Woche schaffen könnten. Letzte Woche, ja, da hat es geflutscht, da sind ihnen, (wie sie sich gegenseitig lachend zum soundsovielten Male versichern) die Marken ins Portemonnaie gehopst. Jeder hatte freitags über dreihundert Mark in der Tüte gehabt. Paul, der Vorarbeiter, überschlägt den Reibach: „Also, Jungs, wenn es fluppt wie vorige Woche, dann stauben wir jeder noch einen Fünfiger mehr ab“.

Und sie wühlten. Sie wühlten am Montag, am Dienstag, am Mittwoch, am Donnerstag und am Freitag bis Mittag. Dann spendierten sie sich selbst einen Kasten Bier. Die Flaschen kreisten, die Zungen lösten sich.

„Meine Alte“, sagt Paul und bläst den Schaum von der frisch geöffneten dritten Flasche Bier, „die ist ganz schön sauer. Die will, daß ich jeden Abend den Kindern die Schularbeiten nachsehe. Als wenn ich da noch Lust und Neigung hätte! Sie brummt dann, ich wäre doch Autorität; wenn sie nachsieht, kriegt sie freche Antworten und so.“

Horst, Spezialist für Wendeltreppen, ergänzt: „Die Weiber meinen, wir spielen über Tag. Mensch, ich bin jeden Abend saurer wie ein saurer Hering. Da soll man auch noch mit fernsehen, weil sie nicht gern allein im Zimmer sitzt, und erzählen soll man was, und ob ich denn morgen, das muß man sich vorstellen, mit ihr mal ins Kino gehe, ‚Venus im Pelz‘ oder wie der Schmarren heißt.“

„Na ja“, unterbricht Egon, der dritte der Kolonne, „so ganz unrecht haben die Frauen ja nicht. Sicher, sicher: Geld ist immer gut. Aber so einen richtigen Feierabend, so mit Hobby, mit den Kindern spielen, den haben wir ja wohl nicht. Seit sechs Tagen wartet mein lieber Schwiegervater darauf, daß ich ihm seinen Scheißrasen mähen soll vor seinem Haus. Der Alte macht furchtbar einen auf krank und gebrechlich. Wenns aber ans Skatdreschen geht, haut er auf die Platte, daß die Zigaretten unter die Decke springen.“

„Für so eine Wühlerei, wie wir sie machen, ist man tatsächlich besser Jungeselle“, bemerkt Paul und seine Kumpel nickten bestätigend. „Was solls? Wer weiß, wann wir wieder mal so eine Baustelle kriegen?“ fährt Paul fort. „Klar: am Abend ist man geschafft. Gestern wollte ich wenigstens die Tagesschau noch sehen. Bums, weg war ich, gleich kurz nach dem Gong. Da läßt mich meine Frau dann liegen, weckt mich um zehn, wenn der Krimi oder der Singsang zu Ende ist, damit ich ins Bett gehen soll. So gesehen ist Akkord Mist. Geld stimmt, aber eben keinen Feierabend. Und zum Wochenende setze ich mich dann hin und rechne aus, ob wir nicht um ein paar Quadratmeter beschissen worden sind.“ „Angestellter müßte man sein“, sagt Egon.

Horst lacht plötzlich: „Stellt euch vor, drückt meine Frau mir die ‚Jasmin‘ in die Hand, die kauft sie sich immer. Schlägt mir eine Seite auf. Da stand was von

Frauen, die im Bett vernachlässigt sind, die werden dann kalt, weil ihr, na, ihr Dingsda, ihr wißt schon, was ich meine, nicht mehr kommt. Menschenskind, hab ich da gesagt, wenn Winter ist und schlechtes Wetter, dann holen wir alles nach.“

„Gibt sie sich damit zufrieden?“, will Paul wissen.

„Weiß ich nicht“, entgegnet Horst, „ich bin, verdammt noch mal, ganz schön schtrf. Das weiß sie auch. Aber nach Tagen, wie den letzten, wo soll da noch der Mumm herkommen, das Ding auf Sprung zu bringen? Ich könnte dann zuviel kriegen, wenn sie versucht, mich in Stimmung zu bringen. Meistens spricht sie dann am nächsten Tag nicht mit mir und leiert die Platte ab, ich liebe sie eben nicht mehr so wie früher.“

Bemerkt Paul, der Älteste der drei: „Deine Frau ist jung und hübsch, mein Lieber. Die wird was vertragen können. Ich in meinem Alter hab da weniger Last damit. Wichtig ist das aber, auch wenn man die ‚Jasmin‘ nicht gelesen hat.“

Egon wirft ein: „Da sitzen wir, saufen, warten auf den Chef und die Lohntüte. Heute abend knirschen uns die Knochen, morgen schlafen wir aus, am Sonntag werden wir langsam wieder fit und beginnen zu überschlagen, was kommende Woche rauszuholen ist. Die Frauen murren, die Kinder kennen uns mehr schnarrend als wach, wir reden kaum mit ihnen, wollen am liebsten in der Woche von ihnen verschont sein und haben unseren lieben Familien gegenüber als einziges Argument: Geld, liebe Frau, muß der Papa verdienen. Geld...“

Paul darauf: „Kämt ihr den mit dem blanken Stundenlohn zurecht? Mit vielleicht hundertneunzig netto oder auch zweihundert? Ich nicht.“

Horst reckt und streckt sich, gähnt, sagt: „Einmal in der Lage sein, ohne Sorge dem Monatsersten ins Auge zu blicken, wenn bald dreihundert Mark Miete fällig sind, die Möbelrate, das Lichtgeld... Nein, nein: Nicht Fürst sein, nicht Lottegewinner. Auskommen können mit meiner Hände Arbeit, auskommen können, ohne diese mörderische Wühlerei.“ Paul gießt den Rest der Flasche Bier aus:

„Das wird Traum bleiben, mein Lieber. Sorgen hat nun mal jeder. Voriges Jahr, als ich mir den VW kaufte und zur Kasse ging, um einen Kleinkredit aufzunehmen, ist der Sachbearbeiter bald vom Stuhl gefallen, als er meine Verdienstbescheinigung sah. Ja, hab ich gesagt und habe ihm meine Hände hingestreckt, das ist Akkord, hier, junger Mann, sehen sie die Risse und Narben? Dreimal mit Bimsstein und einmal mit Waschpulver hab ich sie sauber zu bekommen versucht. Er hat trotzdem den Kopf geschüttelt.“

Der Kasten Bier war leer. Der Chef kam, reichte ihnen die Lohntüten.

„Na“, fragte Paul, „haben ganz schön drauf gehauen, nicht wahr?“

„Ja“, sagte der Chef, „das habt ihr. Trotzdem, der Lohnabschlag ist vorbehaltlich der Endabrechnung, ist doch klar!“ „Wie“, wollte Paul wissen, „was heißt hier vorbehaltlich?“ „Nun, wenn euch eine Säule fliegen geht oder ein Überzug, das geht natürlich zu euren Lasten...“ Das wußte die Kolonne. Aber ärgerte sie, wenn sie gut verdient hatten, daran erinnert zu werden.

Sie gingen nach Haus, ihrem Feierabend entgegen, ihrem Schlafabend.



## Jürgen-Peter Stössel Stadtrandbemerkungen

Im Grunde sind wir ganz zufrieden. Wir haben auch allen Grund. Immerhin haben wir. Das ist schon allerhand. Schließlich haben noch längst nicht alle. Wir haben zwar auch nicht alles. Aber viele haben noch nicht einmal. Außerdem gibt es ja immer noch einige die auf engstem Raum haben viel zu viele Kinder kommen aus dem Elend nie heraus. Da ist der Teufel los. Kann man sich vorstellen. Zum Teil geht es ja einfach über unsere Vorstellung wie man so leben kann. Die reinste Hölle. Dagegen haben es unsere Kinder hier wie im Himmel. Also haben wir doch allen Grund. Zwar ist auch hier nicht alles Gold. Aber im Großen und Ganzen geht es uns glänzend. Wir haben es gut getroffen. Den Verhältnissen entsprechend. Zwar könnte es ruhig etwas größer sein. Aber es ist wenigstens ruhig. Natürlich ist es auch hier nicht mehr so ruhig wie einst im Mai. Aber wo gibts denn das überhaupt noch. Heutzutage. Zumindest nachts ist es hier doch vergleichsweise himmlisch still. Sobald die letzten Garagentore heruntergerasselt sind. Wenn Papa von der Arbeit kommt ist er sowieso immer müde. Sogar im Fernsehen machen sich manche schon darüber lustig. Wahrscheinlich auch Männer die dann natürlich allen Grund haben am Abend. Als Frau hätte man ja gar nichts dagegen. Man hört ohnehin nichts als Kindergeschrei den lieben langen Tag. Aber am Abend wäre man ja eigentlich ganz froh mal was anderes zu hören. Aber das geht natürlich nicht. Muß ja sein. Zimmerlautstärke und nach 22 Uhr. Obwohl man ja genau betrachtet im eigenen Haus. Man sollte doch meinen das ginge keinen was an. Freilich. In der Stadt wars noch schlimmer. Aber die Zwischenwände sind schon unverschämt dünn. Wenn man sich das mal im Rohbau anschaut. Bevor sie den Putz draufklatschen. Aber es hilft ja nichts. Schließlich machen es alle so. Jeder möchte noch ein bißchen billiger. Neulich ist beim Nachbarn gleich die halbe Wand mit dem Waschbecken. Das war eine schöne Bescherung in aller Herrgottsfrühe. Da sieht man mal was die einem heute so alles andrehen. Dabei wird alles immer noch teurer. Aber was will man machen. Man muß ja heilfroh sein. Die haben es doch gar nicht mehr nötig. Irgendwie stimmt das aber doch nicht. So kanns doch nicht weitergehn. Manchmal denkt man sich. Aber dann denkt man sich auch wieder. Eigentlich. Obwohl es doch wirklich nicht sein müßte daß man genau weiß wann die Nachbarn links und rechts. Schließlich wissen die ja dann auch. Das Schlafzimmer hat freilich auch nicht gerade fürstliche Ausmaße. Aber mit so einem modernen Andert-halbschläfrigen geht die Schranktür gerade noch auf. Wenigstens haben wir jetzt endlich mal genügend Kellerräume sogar einen Speicher so daß die Koffer und das Eingemachte nicht mehr auf dem Schrank. Und zum Schlafen genügen ja 13,5 qm allemal. Die Kinderzimmer sind allerdings noch erheblich kleiner. Alles in allem sind die Räume jedoch groß genug. Mit seinen 30 qm ist das

Wohnzimmer sogar richtig repräsentativ. Das kann sich sehen lassen. Da kann man schon mal seinen Vorgesetzten einladen. Wenn er sich in einen der neuen Sessel setzt braucht man sich wenigstens nicht mehr zu schämen. Und in die Küche paßt ja sonst keiner rein. Ohne das neue Interlücke-Programm wärs wahrscheinlich gar nicht zu machen. Andererseits wohnt man ja nicht in der Küche. Und außerdem. So ein Haus macht ja wahrhaftig schon genug Arbeit. Wie soll denn das eine Frau überhaupt noch ganz allein. Ja früher. Aber so wies zur Zeit auf dem Arbeitsmarkt aussieht. Selbst wenn man sichs leisten könnte. So was wie Fräulein Adele gibts ja schon lange nicht mehr. Und die Kinder sind ja nun auch schon bald groß genug um aus dem Haus zu gehen. Die heutige Jugend kann es ja sowieso kaum erwarten. Und was machen wir dann. Halten können wir sie ja doch nicht. Man versteht das ja auch. Alt und Jung unter einem Dach verstehen sich eben nicht. Das ging noch nie gut. Es ist schon besser wenn die Kinder rechtzeitig ihre eigenen Wege gehn. Später kommen sie vielleicht sogar gerne wieder zurück. Wenn sie mal in unser Alter kommen. Dann finden sie es vielleicht sogar schön ein Elternhaus zu besitzen. Schließlich ist es dann ihr Eigentum. Aber bis dahin. Wir kämen uns ja ganz verloren vor in den meterlangen Korridoren und Zimmerfluchten von früher. Natürlich haben wir insgeheim auch einmal davon geträumt. Ist aber ganz gut so. Auch wenn es momentan manchmal ein bißchen. Es ist ja nicht für ewig. Sicher ist nicht alles so wie wir es uns vorgestellt haben. Aber sicher ist sicher. Man kann ja nicht alles haben. Man muß doch auf dem Boden der Tatsachen bleiben. Tatsache ist daß der Grund und Boden immer teurer wird. Auch auf dem flachen Land steigen die Preise ständig. Jede sumpfige Wiese kann zur Goldgrube werden sobald eine nahegelegene Großstadt ihr Baggermaul aufreißt. Das ist übrigens schön gesagt. Sicher haben wir das irgendwo gelesen. Zwar ist der Fortschritt nicht aufzuhalten. Aber die Grundstücksmakler erzählen immer noch Märchen. Grundbesitzer haben allen Grund sich die Hände zu reiben. Dieses Handwerk hat goldenen Boden. Wer hat der hat kann auch mehr haben. Daß einer freiwillig das mühsam Erworbene wieder hergibt kann man doch beim besten Willen nicht verlangen. Und von Zwangsmaßnahmen will hier keiner was wissen. Man weiß ja zu Genüge wohin das führt. Manche haben natürlich mehr als genug. Zugegeben. Das ärgert uns manchmal. Manches haben wir uns anders vorgestellt. Natürlich. Die Häuser in „Schöner wohnen“ sahen ganz anders aus. Natürlich waren die abgebildeten Häuser viel schöner. Natürlich würden wir auch gerne wie der Fabrikdirektor Filmstar Chefarzt oder Professor wohnen. Manchmal zeigen sie in den Zeitschriften auch noch die Häuser von Künstlern. Bildhauer zum Beispiel die mit Pfarrern und Bürgermeistern auf gutem Fuß stehn. Und die Herren Architekten lassen sich ja für den eigenen Bedarf mitunter ganz hübsche Sachen einfallen. Muß man schon sagen. Natürlich auch am Stadtrand meistens. Obwohl sie doch immer als erste die fehlende Urbanität beklagen. Aber tagtäglich mittendrin zu sein ist eben doch was anderes als sich



vorzustellen wie schön es wäre. Unsereiner hat lange genug. Was hat man davon daß man die Kneipe gleich ums Eck hat praktisch zu Fuß ins Theater gehen kann. Man geht ja doch nicht hin. Der einzige Unterschied ist doch daß einen die erste Straßenbahn mitten in der Nacht aus dem Schlaf reißt daß man jeden Abend keinen Parkplatz findet vor dem Haus und am Wochenende irgendwo im Grünen wenn man mit dem Auto stundenlang. Das kennt man ja. Dagegen sind wir jetzt doch einfach zu beneiden. Natürlich wäre es schön. Natürlich gibt es so was auch heute noch. Wenn man durchs Land fährt kann man so was hin und wieder schon mal sehen. Man erinnert sich wenn man dann und wann daran denkt daß man immer schon daran gedacht hat. Vielleicht am Seeufer. Die breiten Fenster der Sonnenfront spiegeln föhnblaue Berge. Natürlich. So was gibts. Nichts als Natur weit und breit. Hügel so weit das Auge reicht. Wälder Wiesen sattgrün womöglich mit satten Kühen schwarzweiß oder gelb oder rot blühend von fern vielleicht sogar Glocken wenn man nach Feierabend mit Buchenscheiten am offenen Kamin. So ähnlich. So haben wir uns das früher wahrscheinlich mal ausgemalt. Auf den Bildern sah es ja zunächst auch noch halbwegs so aus. Man konnte sich schon vorstellen daß die Lage des Grundstücks unseren Vorstellungen entsprach. Wenn man sich vorstellt daß immer noch einige in der glücklichen Lage sind in der früher nur Könige Burgherren Raubritter waren. Von gebührender Höhe schweift der Blick ungehindert über das Land. In bunte Felder zerlegt bildet die Erde einen schönen Anblick. Ein Bild für Götter. Wie im Bilderbuch schlängeln sich silberne Flußläufe. Nur wenige Straßen durchkreuzen die paradiesische Schönheit. Eine Handvoll Häuser duckt sich im Tal. Apfelbaumschatten krabbeln die Hänge herauf. Und als Krönung dieser Ansicht darf der Bussard am Himmel nicht fehlen. Und wenn dann der Rauch über den Dächern das dörfliche Samstagabendbad ankündigt treibt einem die Aussicht auf einen reinlichen Sonntag prompt wieder Tränen in die Augen. Man sieht den Schornstein der Papierfabrik Scheufeln nicht mehr weil ihn der blaue Abend in den Schatten stellt. Und läuten dann noch die Glocken vom schindelschillernden Kirchturm in Owen vergißt man daß man jetzt allerorten die Kirche abschaffen will. Man muß Gott für alles danken sagen die Alten die an der Friedhofsmauer in der letzten Sonne sitzen und die abgeschafften Hände in den Schoß legen. Einige von uns erinnern sich an ihre schwäbische Kindheit. Ihr Elternhaus fiel dem Krieg zum Opfer. Aber in ihrem neuen Reihen-Eigenheim fühlen sie sich wie zu Haus. Sie haben es geschafft. Am liebsten möchten sie zwar in Gottes freier Natur ganz allein auf weiter Flur. Aber eigentlich finden sie es auch ganz in Ordnung. Sie hätten bestimmt ein schlechtes Gewissen. Sie spintisieren gerne bauen Luftschlösser mit spinnenverwobenen Giebeln und Erkern in die durch Butzenscheiben Sonnenstaub rieselt. Aber sie leisten sich solche Phantasien nur in ihren eigenen vier Wänden. Sie suchen Stille. Aber nur im stillen Kämmerlein. Sie verlieren die Wirklichkeit zwischen Stuttgart und Rosenfeld Kreis Balingen nicht aus den Augen. Kiesingers Engelfriedshalde in Tübingen liegt ebenfalls

noch in ihrem Gesichtskreis. Sie sehen es gern wenn die Fabrik direkt vor ihrer Haustür liegt. Doch sie hängen an ihren Hühnern Karnickeln Schafen Ziegen sogar immer noch Kühen nach Feierabend. Ihr Sinn für ein gesundes Wirtschaftsleben verlangt nach einem lebendigen Gegengewicht. Ihr Hab und Gut geht ihnen über alles. Daß andere mehr oder weniger haben geht sie nichts an. Daß die Güter ungerecht verteilt sind kommt ihnen nicht in den Sinn. Ihr Gerechtigkeitsinn hat andere Sorgen. Mit ihnen über die Macht derer zu reden die ihnen die Produktionsmittel vorenthalten hat keinen Sinn. Sie schütteln den Kopf und sagen Jaja. Hinter Rosenhecken hegen sie keinen Verdacht. Sie pflegen Märchengärten und denken nicht im Schlaf daran Schneewittchen und die sieben Zwerge zu diskriminieren nur weil sie aus Kunststoff sind. Ein Reh im Natursteingebirge verkörpert ihre Menschenscheu. Sie sind Mitglied des schwäbischen Albvereins und wandern am Sonntag mit Stock und Hut. Einige von uns. In der neunten Auflage des Albführers von Julius Wais lesen sie die schönen Sätze aus dem Jahre 1922: Der furchtbare Weltkrieg hat ja die Liebe zur Heimat aufs neue geweckt und vertieft. Einige von uns erinnern sich. Ohne den reichen Lohnherren in der Papierfabrik wären die Bewohner dieses gottverlassenen Tales noch ärmere Schlucker mit nichts als den sprichwörtlich vielen Steinen auf den Äckern und wenig Brot. Aber da hagelt es auch schon Vorwürfe von allen Seiten. Wir möchten uns doch bitte jetzt endlich mal diese privaten Sentimentalitäten aus dem Kopf schlagen. Man könne doch nicht so tun als habe die Idylle außer als regressive Tendenz im Rahmen der Freizeitgestaltung noch irgendeine gesellschaftspolitische Relevanz. Man müsse sich vielmehr vor Augen halten wohin es unweigerlich führe wenn einer heute noch auf den Privilegien des bürgerlichen Individuums bestehen wolle. Wenn wir uns noch länger weigerten die soziale Bedingtheit unseres neurotischen Besitztriebes zu erkennen legalisierten wir unbewußt die von der herrschenden Klasse geschaffenen Bedingungen. Wir sollten die selbstgeschaffene Isolation unseres Bewußtseins endlich mal aufgeben. Anstatt die Vereinzelung mit neuen Trennmauern immer noch mehr zu verfestigen sei es höchste Zeit daß wir uns mal umschaute wie es im allgemeinen aussieht in diesem Land. Auch die von Kindheitsträumen programmierte Anschauung könne nicht länger auf ihrer schicksalhaften Eigenständigkeit beharren. Die Allgemeinheit nehme ohnehin keine Notiz davon. Wir möchten doch also bitteschön mal die Augen öffnen bevor wir in heller Verzweiflung über die Scheiterhaufen unserer romantischen Inquisition die Anbetung des Eigentums sanktionierten. Aber. Aber im Gegensatz dazu. Die so reden haben gut reden. Im allgemeinen leben die doch ganz gut davon daß sie alles schlecht machen. Sie glauben wohl was besseres zu sein weil sie glauben im Recht zu sein wenn sie besser haben wollen. Das ist typisch. Man kennt diese Typen. Man braucht ja nur mal einen Blick in die Zeitung zu werfen. Hinter den sieben Papierbergen des Feuilletons wettern sie gegen Gartenzwerge. Sie fühlen sich sawohl in ihrer Haut. Kein Wunder. Sie müssen ja ihre Haut nicht zum Grundstücks-



markt tragen. In ihren Gesinnungsgettos spielen sie die Märtyrer der großkapitalistischen Diktatur. Die Kleinaktionäre klatschen Beifall. Buhrufe werden nur selten laut. An Brot ist kein Mangel. So ist das. Alle fünf Minuten kommt ein anderer der einem sagt wies ist und daß es endlich mal anders werden müßt. Einige Glückliche schmieden im sicheren Schutz ihrer ruhigen Wohnlage Pläne wie man die schmiedeeisernen Gitter vor den Villenfenstern verbieten könnte. Die Statussymbole des staatlich geschützten Eigentums als standesgemäße Form des Glücks seien ebenso wie die Hypertrophie der Häßlichkeit in den Stadtrand-siedlungen nur Randerscheinungen des kapitalistischen Systems. Besitzgier sei der Krebschaden unserer unwirtlichen Städte. Die Ausgebeuteten die sich ausbeuten ließen hätten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Da staunt der Laie. Also was die einem heute so alles andrehen. Und dann behaupten sie auch noch das sei Kunst. Man muß sich das wirklich mal anhören wie die Stimme der Vernunft von der unerschwinglichen Hochhaus-Höhe ihres Apartment-Bewußtseins herab die Stimme des Volkes verdonnert. Eigentlich gehts einen ja nichts an. Aber irgendwie kann man sich des Eindrucks nicht erwehren. Besonders in Leserbriefen die von einem Dr. unterzeichnet sind. Um das schlechte Gewissen zu beschwichtigen verzichtet man ab und zu mal auf den Krimi und langweilt sich bei einem kritischen Feature im dritten Programm. Es gibt auch immer noch einige die am Wochenende eine Stunde ihrer sauer verdienten Freizeit opfern um sich im linken Feuilleton einer liberalen Wochenzeitung die Meinung sagen zu lassen. Schließlich muß man heilfroh sein daß man es so weit gebracht hat. Da kann man das schon mal in Kauf nehmen. Wir haben keinen schlechten Kauf gemacht. Das muß auch mal gesagt werden. Inzwischen könnten wir uns das gar nicht mehr leisten. Daran sieht man doch schon daß es sich auf jeden Fall lohnt. Mit den Preisen steigt ja letzten Endes auch der Wert. Grundsätzlich sind wir ja auch der Meinung. Aber wir wären doch blöd. Sollen wir denn ein Leben lang unser gutes Geld zum Fenster rauswerfen. Natürlich müssen wir jetzt auch jeden Monat einen schönen Batzen auf den Tisch des Hauses. Aber man weiß doch wofür. Trotz Zins und Zinseszins gehört es uns irgendwann einmal. Das ist doch ganz was anderes. Da ist man doch sein eigener Herr. Man steht nicht mit leeren Händen da. Dann hat man eben was. Da weiß man was man hat. So ein Haus ist schon was wert. Das ist doch das einzig Sichere. Das lassen wir uns nicht nehmen. Sollte mal wirklich was wer weiß. Man weiß ja nie. Dann kann man eben jederzeit. Für so ein Objekt kann man ganz schön was verlangen. Das verliert so schnell nicht an Wert. Im Gegenteil. Schon jetzt bekäme man erheblich mehr. Da wäre man doch blöd. Wenn wir nicht mitmachen. Das macht doch denen gar nichts aus. Dann machen halt andere das Geschäft. Die lachen einen doch nur aus. Wie gesagt. Grundsätzlich sehen wir ja ein daß es so nicht weitergehen kann. Aber es geht uns doch gut. Es ist uns doch noch nie so gut gegangen. Das muß man ja auch mal sehen. Wie gesagt. Im Grunde sind wir ganz zufrieden.

Dagmar Ploetz  
„Brigitte“ — oder das Geschäft mit der Frau

*Zur Funktion der Frauenzeitschriften in der Bundesrepublik*

Die Situation der Frau in der bundesrepublikanischen Gesellschaft wird weitgehend durch ihre Funktion im kapitalistischen Produktionsprozeß bestimmt. Sie kann in diesem direkt als Berufstätige, indirekt als Ehefrau und Hausfrau eines Berufstätigen eingeschaltet sein. Darüber hinaus ist sie als Konsumentin von Produkten auf den Produktionsprozeß bezogen. Diesen Funktionen der Frau in der Basis entspricht im Überbau die Rolle der Frau als Trägerin bestimmter Eigenschaften, die sie zugleich für bestimmte Berufe und Familienfunktionen geeignet erscheinen lassen, und die sie zur Exponentin einer Zielgruppe für möglichst viele Konsumartikel prädestinieren. Diese Rolle schlägt sich als Bild der Frau in den Massenmedien nieder und wird in der Werbung gezielt angesprochen. Leitbilder werden entworfen, die suggerieren, daß sie die Inkarnation ‚natürlicher‘ weiblicher Bedürfnisse darstellen. Für die Vermittlung solcher Leitbilder eignen sich jene Periodika besonders, die eine weibliche Zielgruppe anvisieren und den Anspruch erheben, speziell die Interessen der Frau zu vertreten. Gemeint sind die Frauenzeitschriften, die im Deutschland der Nachkriegszeit entstanden.

Daß sich diese Frauenzeitschriften so großer Beliebtheit erfreuen, läßt sich nur damit erklären, daß sie tatsächlich einen Großteil der Bedürfnisse ihres Publikums aufgreifen und — indem sie diese zu befriedigen vorgeben — den Frauen Richtlinien für ihr Verhalten in der Gesellschaft anbieten. Für die Frauenzeitschriften gilt also, daß sie die Lage der Frau innerhalb der gesamten sozio-ökonomischen Situation sowohl spiegeln als auch mit prägen.

Von der Situation der Frau zu sprechen führt insofern irre, als damit unterstellt wird, daß sich alle Frauen — unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Gruppen — in einer ähnlich gearteten gesellschaftlichen Rolle einzuordnen hätten. Da die Frauen recht unterschiedliche Funktionen wahrnehmen (je nach Herkunft, Ausbildung, finanziellem Rückhalt), muß mit ihrer Stellung in der Gesellschaft auch das Frauenbild, das für sie zuständig ist, differieren. Demnach hätte man zu untersuchen, auf welche Frau die Interessen der Frau, die zu vertreten die Frauenzeitschriften vorgeben, zugeschnitten sind.

Sollen spezifische Aussagen über den möglichen Einfluß von Frauenzeitschriften gemacht werden, müßte festgestellt werden, welche Attribute für die Durch-



schnittsleserin, an die sich die einzelne Zeitschrift wendet, für verbindlich erachtet werden. Hier hätte eine qualitative und quantitative Analyse des Inhalts einzusetzen. Die Ergebnisse dieser Untersuchung wären mit den Ergebnissen aus Leseranalysen zu konfrontieren. Die Gegenüberstellung von effektivem und fiktivem Publikum muß dann deutlich machen, wie und in welche Richtung eine Zeitschrift das Selbstverständnis ihrer Lesergruppe ausrichtet und prägt.

Ein Vergleich der Leserschaften und Inhalte verschiedener Zeitschriften könnte wiederum den Unterschied in der Kommunikationsstrategie von Zeitschriften je nach sozialem Stand des Adressatenkreises deutlich machen. Hier erst könnte festgestellt werden, ob bestimmte Normen quer durch unsere Gesellschaft Geltung haben und in welcher verschiedenen Ausprägungen sie auftreten.

Da eine so ausführliche vergleichende Untersuchung in diesem Rahmen nicht geleistet werden kann, soll exemplarisch eine Frauenzeitschrift untersucht werden. Der Markt an Frauenzeitschriften ist inzwischen auf fünf große Blätter zusammengeschrunpft. Zur Auswahl stehen also: „Freundin“, „Brigitte“, „Petra“, „Für Sie“, „Madame“ und „elegante welt“.

Die „Freundin“ ist ein Burda-Produkt mit einer Auflage von etwa 700 000 Exemplaren. Zunächst ein reichlich biederer Jung-Mädchen-Blatt, hat sie sich für die 70er Jahre mit einer neuen Aufmachung ein salopp-frivoles Image gegeben und propagiert das „Leben im jungen Stil“ — so der Untertitel. „Freundin“ — das ist ein junges Mädchen in Beruf oder Ausbildung, das Pop- und Sex-beflissen ist, ein bißchen mit dem Underground kokettiert, und nach einer verbummelten Nacht durch Spezial-Kosmetik und im „freundin-Hit-Modell“ wieder top aussieht und fit fürs Büro ist.

Für ältere, oder auch nur traditioneller strukturierte Leserkreise hält Burda die „Für Sie“ in einer Auflage von ca. 1,3 Millionen bereit. Jede Frau, die heiratet, erhält gratis vier Probenummern; mit „Für Sie“ kann sie sich in ihren neuen Ehe- und Hausfrauen-Stand einleben, Mode- und Haushaltsprobleme, bieder gehandhabt, beherrschen das Blatt.

Hält eine Frau mehr auf Bildung und allgemeines „standing“, hat sie eine höhere oder zumindest eine Mittelschule besucht, dann ist „Petra“ die richtige Zeitschrift für sie. An die 800 000 Leserinnen bevorzugen diese Frauenzeitschrift.

Sind die gesellschaftlichen Ansprüche noch höher gesteckt, etwa einmal auf dem Madame-Ball mit dem Fürsten zu Thurn und Taxis oder dem Verfasser eines gehobenen Boulevardstückes zu tanzen, sich über exklusive Ferienorte, Golf und Short-Stories zu unterhalten, während man die Nerzstola etwas enger um die bloßen Schulter zieht, dann muß man „Madame“ und „elegante Welt“ abonnieren. Wie man Koteletts besonders saftig brät und in einer Stunde die Wohnung adrett putzen kann, interessiert nicht mehr, man ist unter sich (oder will es sein), in dem Kreis der ca. 93 000 „Madame und elegante Welt“-Leser.

Es bleibt BRIGITTE. Für eine Analyse empfiehlt sich diese Zeitschrift nicht nur, weil die angesprochene Leserin nicht schon einer im vorhinein fixierten Gruppe

zugehört, sondern weil sie — jahrelang nach „Für Sie“ die auflagenstärkste Frauenzeitschrift — diese nun endlich nach Zusammenlegung mit der auf die Dauer weniger erfolgreichen „Constance“ überrundet hat. Mit einer Druckauflage von fast 1,7 Millionen Exemplaren hat „Brigitte“ sogar „Jasmin“ überholt; „Jasmin“, als Zeitschrift für das Leben zu zweit deklariert, ist eigentlich an „Aktualität“ schon einen Schritt voraus, indem sie mit dem avantgardistischsten Layout einer modernen, scheinbar vorurteilslosen Generation das Wort redet und nicht mehr die Frau allein anspricht — was unwillkürlich die Assoziation von Haushaltsarbeit und langweiliger Familie hervorrufen könnte — sondern Mann und Frau „zu zweit“ und ein ständig mit Sex und Lebensgenuß geschwängertes Klima stimuliert, was durch die vielen Pseudo-Aufklärungsserien à la Kolle noch unterstützt wird. — Dagegen erscheint die etwas konventionelle und prude „Brigitte“ ein ganzes Stück näher an der gesellschaftlichen Realität zu liegen, wofür auch der für eine Frauenzeitschrift relativ große Anteil an Beiträgen mit gesellschaftspolitischer Thematik spricht.

#### *Schenklappen für die Frau*

Gemeinsam mit allen Publikationen, die für die Frau geschrieben und gedruckt werden, ist ihr, daß sie nicht nur die Frau als spezifisch biologisch konstituiertes Wesen auffaßt, sondern — davon ausgehend — auch als besonderes gesellschaftliches Wesen herausstellt, dessen Bedürfnisse und Interessen vor allem von dieser Besonderheit bestimmt sein sollen. Entsprechende Zeitschriften für den Mann, die vorgeben, die Totalität männlicher Lese- und Informationsbedürfnisse zu befriedigen, gibt es kaum. Das einzige deutsche Magazin dieser Art — „M“ vom Burda-Verlag — ist nach knapp einem Jahr mangels Nachfrage wieder eingestellt worden. Das bedeutet, daß in unserer Gesellschaft der Mann sehr viel differenzierter, geprägt von unterschiedlichen Aufgaben- und Interessenbereichen, gesehen wird als die Frau. Frauen hingegen glaubt man unter einen Hut bekommen zu können. Wie sieht dieser Hut aus? Fest steht, daß er das weibliche Blickfeld einengt.

Der Anspruch von Frauenzeitschriften des Typs „Brigitte“, ein Organ der Frauen zu sein, geht einher mit dem Verzicht auf politische Aktualität. Auch wirtschaftliche Fragen werden weitgehend ausgeklammert; hier begnügt man sich damit, die Preise von Tomaten oder Herbstmänteln zu konstatieren. Preisschwankungen erscheinen — als Frage der Saison hingestellt — in den ewig gleichen Kreislauf der Natur eingebettet und somit unabänderlich.

Welche Bereiche gesellschaftlichen Lebens erscheinen hingegen als Domäne der Frau? Das Inhaltsverzeichnis der BRIGITTE — aufgeteilt in Rubriken — gibt darüber Auskunft. Die einzelnen Beiträge sind verzeichnet unter: Mode — Schönheit — Er, Sie, Es — Gesundheit — Unterhaltung — Haushalt — Wohnen.



„Brigitte“ und ihre große Familie

Will die Leserin sich über dieses Angebot orientieren und ist ihr der Abstraktionsgrad der Inhaltsangabe zu groß, empfiehlt sich als Einstimmungs-Lektüre auf der gleichen Seite der Brief, den Brigitte an ihre ‚liebe Leserin‘ schreibt. Hier werden in der persönlich gehaltenen Ansprache thematische Akzente gesetzt. Gleichzeitig wird die Leserin scheinbar am Produktionsprozeß der Zeitschrift beteiligt, indem über drollige oder komplizierte Zwischenfälle bei der Zusammenstellung von Serien oder Interviews berichtet wird. Damit soll ein intimer Rapport zwischen der Redaktion und den Leserinnen hergestellt werden. Darauf deutet ein Vokabular, das einer privaten Sphäre entnommen, diese scheinbar wiederherstellt („Ihre Brigitte“ „herzlichst“ „unsere Redakteurin“ usw.). Die Anonymität des Verlagapparates wird scheinbar aufgehoben, indem man Persönliches über Redakteurinnen, Fotografen und Fotomodelle berichtet. So wird ständig an einer großen Brigitte-Familie gearbeitet und der Leserin ein Gefühl der Zugehörigkeit vermittelt. Bindeglied ist nicht nur die „Brigitte“ als Kommunikationsmedium, sondern auch das, was diese kommuniziert. Interessen, Sorgen, Probleme werden als gemeinsame dargestellt.

Die Leserin soll die Chance bekommen, sich mit Redakteurinnen und Fotomodellen zu identifizieren. Deshalb bekommt sie diese vorgestellt: „Unser Titelmädchen, Karin Mossberg, ist zum Beispiel ein besonders sympathisches Modell, ohne exzentrische Launen und Starallüren.“ Oder: „Brigitta Romang... die zum dritten Mal unser Titelblatt ziert... wünscht sich drei Buben und ein Mädchen.“ Oder: „Denn auch Fotomodelle... haben manchmal Kummer mit ihrer Frisur... Nur kennen sie im Gegensatz zu ihren Leidensgenossinnen mancherlei Tricks und Kniffe, mit denen man sich helfen kann. Und die haben sie uns verraten“. Auch ein Fotomodell ist also ein Mensch wie du und ich. Positiv erscheint zunächst die Entmystifizierung, die da geleistet wird. Konsequenz daraus ist aber, daß modische Schönheit und Gepflegtheit, als erreichbar hingestellt, auf die normal ausgestattete Frau einen Leistungszwang ausüben, dem nur durch großen Zeit- und Konsum-Einsatz entsprochen werden kann.

Die Brigitte-Familie hat teil an Freude und Aufregung, sie erfährt auch, wann und weshalb beispielsweise eine Redakteurin seelisch lädiert ist (Helga Leeb nach Besuch des Münchner antiautoritären Kindergartens!). Das alles wird der Leserin in salopp-naivem Plauschton mitgeteilt. Das Image der Spontaneität, das sich „Brigitte“ Briefe so geben, wird formal dadurch betont, daß sich in der in Schreibmaschinentypen gesetzten und mit Mini-Fotos verzierten Spalte scheinbar flüchtig mit buntem Filzstift unterstrichene Passagen finden und bunte Kreuzchen auf Randbemerkungen in kindlicher Schrift hinweisen. — Da fühlt sich jeder persönlich angesprochen. Bei der hergestellten Familien-Intimität fällt es auch nicht mehr schwer, anzukündigen, daß das einzelne Heft im Preis gestiegen ist. Das hört sich dann folgendermaßen an: „Nur selten und höchst un-

gern geben wir hier schlechte Nachrichten bekannt. Diesmal müssen wir es tun: Vom nächsten Heft an wird Brigitte 1 Mark 50 kosten. Wir sagen es Ihnen jetzt schon, also 14 Tage vorher, weil wir gerade unseren ständigen Leserinnen fair gegenüber sein wollen.“ Die faire „Brigitte“ erzählt bekümmert, daß die Verlagskaufleute eine Preissteigerung für unumgänglich ansahen, „wir hätten sonst Einsparungen auch am redaktionellen Teil der Brigitte vornehmen, also das Heft verschlechtern müssen. Das wollten wir auf keinen Fall. Brigitte soll nicht weniger, sondern — wie in den letzten Jahren — immer mehr bieten. Sie soll auch ihre 1 Mark 50 wert sein, das versprechen wir Ihnen.“ — So sieht das also aus, wenn Gruner & Jahr glaubt, eines seiner Produkte auch teurer absetzen zu können. Da setzen sich Redakteure und Verlagsleute besorgt zusammen und schließlich entscheidet die Redaktion zu Gunsten der Kunden.

Verschleiert wird, daß die Zeitschrift ‚arbeitendes‘ und somit gewinnbringendes Kapital darstellt, daß es die lebenswürdige „Brigitte“ nicht gibt, sondern statt dessen einen hierarchisch aufgebauten Redaktionsstab, der sich nach den profitversprechenden Richtlinien des Verlages auszurichten hat. Und daß Redaktionsmitglieder, die der schicken, naiven, spontanen „Brigitte“ ins Werk pfuschen wollen, geschäftet werden können. Diese Bedingungen ihrer Produktion spiegeln sich nicht im Selbstverständnis der Zeitschrift. Im „Brigitte“-Brief artikuliert sich dieses Selbstverständnis als das eines unverwechselbaren Produktes mit individuellen Zuschnitt, der auch als Anspruch auf die Leser übertragen wird. Die Konkurrenz anderer Zeitschriften wird nicht unter ökonomischen Gesetzen verstanden, sondern aus dem Selbstverständnis einer großen Familie, deren Originalität gespeist wird durch die Präsentationsform der Zeitschrift.

Nachdem „Für Sie“ im Abstand von einigen Wochen ein ähnliches Titelbild wie „Brigitte“ brachte, meint diese: „Dazu braucht man nur dasselbe Fotomodell, den gleichen farblichen Hintergrund und einen Fotografen, dem sonst nichts einfällt. Auf diese Weise hat man zwar nicht den originalen Brigitte-Titel (was natürlich die ideale Lösung wäre!) aber eine ganz brauchbare Kopie (wenn man nicht allzu anspruchsvoll ist)“. Damit wird der Leserin suggeriert, daß sie anspruchsvoll ist, wenn sie „Brigitte“ wählt. Nicht nur die Zeitschrift ist imitationswürdig, nein auch die Leserin, wenn sie den Anregungen des Blattes entspricht und damit das gewisse Brigitte-Etwas annimmt.

Was es mit dem gewissen Brigitte-Etwas auf sich hat und auf welche Bereiche es sich erstreckt, muß eine Untersuchung des Inhalts der verschiedenen Rubriken klären. Um den gesellschaftlichen Einfluß, den die Zeitschrift ausüben kann, zu ermessen, soll bei der Analyse der einzelnen Beiträge beachtet werden, in welcher Form sie verfaßt sind, welche Sprache und welcher Stil vorherrscht. Von hier aus muß auf die Funktionen, die die einzelnen Beiträge zu erfüllen vorgeben, sei es der Orientierung, Hilfe, Unterhaltung, eingegangen werden.

Wichtig ist dabei, daß der redaktionelle Teil nicht isoliert gesehen wird: Er macht nur ca. 57 Prozent des Heftes aus; der Rest wird von der Werbung be-



stritten. Diese muß daher verstärkt in die Untersuchung einbezogen werden, mögliche Entsprechungen zwischen Werbung und redaktionellen Teil sind aufzuzeigen.

### *Mode — kaufen und schneiden*

Der Modeteil ist der erste und umfangreichste des Heftes. Er nimmt durchschnittlich ca. 70 Seiten ein, selbst wenn der Gesamtumfang des Heftes zwischen 120 und 350 Seiten schwankt. Mit ihm und der in ihm präsentierten Werbung werden an die 30 Prozent der Zeitschrift bestritten.

Die Mode-Rubrik gliedert sich in Beiträge, die Bekleidung zum Kaufen vorführen, und in solche, die Anleitungen zum Nähen, Häkeln, Stricken geben. Es überwiegt bei weitem das Angebot käuflicher Modelle. Sie werden auch zuerst gezeigt. Unter großen Überschriften, in denen das Wort „neu“ dominiert, finden sich große, oft bunte, immer suggestive Fotos, die mit einer kurzen, erklärenden Bildlegende versehen sind, in denen auch Herstellerfirma und Preis verzeichnet sind. Die direkten Bezugsquellen erfährt man in einer Extra-Spalte. In den auf Aktualität angelegten Berichten fallen werbende und orientierende Funktion zusammen. Nach welchen Kriterien die Firmen, deren Erzeugnisse vorgestellt werden, ausgewählt sind, ist nicht ersichtlich. Sicher ist, daß die Vorstellung unter dem Deckmantel der Information mehr Kauflust erzeugen dürfte als jede Werbung, die sich als solche ausgeben muß.

Die Modelle werden präsentiert nach Methoden, die auch in der Werbung verwandt werden. Dazu gehört, daß die Leserin (Konsumentin) zu den Modellen (der Ware) in einen intimen Rapport gebracht wird. Da heißt es z. B. „Dieser Mantel macht sie größer, schlanker und schöner.“ Die Ware wird assoziiert mit dem Zustand der Befriedigung, den die Käuferin durch die Wirkung des Mantels erfahren soll. Diese Wirkung ist nach außen hin angelegt. Sie entscheidet mit über die gesellschaftliche Anerkennung. „Brigitte“ setzt bestimmte Formen des gesellschaftlichen Verkehrs als selbstverständlich voraus — mit dem Anspruch, die Bedürfnisse der Leserin zu kennen: „In diesem Winter werden sie für den Abend sicher einen langen Mantel brauchen, denn die meisten Abendkleider sind lang“. Nicht nur die Formen gesellschaftlichen Verkehrs bestimmen die Mode, sondern auch umgekehrt. Ein bestimmtes modisches Angebot, das als notwendiges Requisit einer Dame hingestellt wird und damit als Garant für Anerkennung fungiert, muß gekauft, dann aber auch getragen werden. Das Abendkleid im Schrank erzwingt gleichsam die Opernpremiere.

Zweifel an der Notwendigkeit einer solchen kostspieligen Anschaffung räumt die Versicherung vielfältiger Verwendungsmöglichkeiten und zeitloser Eleganz aus dem Weg: „Dieser Mantel ist teuer, aber sie werden lange etwas von ihm haben. Der klassische Schnitt und das schöne Material überdauern jede Mode und passen zu jedem festlichen Kleid“ (560—600 DM). Wie finanzkräftig eine

Leserin ist, wird als Nebensache behandelt. „Wenn sie sich einen teuren Mantel leisten können, kaufen sie sich einen mit Pelz“ — so als ob es letztlich gleichgültig sei, ob man in Pelz oder Wollstoff rumläuft, eine Haltung, die die Zeitschrift selbst aber immer wieder torpediert. Man erfährt, was eigentlich zu Pelz- und Lederbekleidung paßt: eine Krokotasche für 460 DM (hat man nicht soviel, kann man ja eine aus Kunstleder kaufen, allerdings dann mit einem schlechten Gewissen. Und ein Kleidungsstück zieht das andere nach sich, jede Saison neu trotz zeitloser Eleganz!). Hauptsache, es fällt nichts aus dem modischen Rahmen. Das richtige Gefühl für die richtige Linie wird einem in Beiträgen wie „Die neue Mode: was trägt man dazu“ beigebracht. Hier wird entwickelt, wo welcher Gürtel wie locker sitzen muß, wie lang die Jacke des neuen Straßenkostüms zu sein hat und welche der einzige dazu tragbare Schuhstil ist. Hier werden die Normen der Saison geprägt. Diese Sprache will Normen des Verhaltens setzen: „in diesem Kleid geht man aus“, „der Rock muß sehr schmal, sehr weich fallen“, „zu beachten ist“, „wichtig für die Kombination“, „richtige Schuhe“, „zur kniebedeckten Länge“ usw.

Die Aktualität der modischen Produkte wird als absoluter Maßstab gesetzt. Das täuscht darüber hinweg, daß es sich letztlich um nichts Neues, sondern nur um Neuinszenierung handelt. Die Notwendigkeit der Neuinszenierung wird als losgelöst von den ökonomischen Bedingungen gesehen. Mode wird aus sich selbst erklärt: „Die neuen Muster wirken am schönsten, am natürlichsten auf weichen Jerseys. Deshalb gibt es viel Jersey in der neuen Mode“. Operiert wird mit logischen Zirkeln und scheinbaren Naturgesetzmäßigkeiten. Das legitime Bedürfnis nach Vielfalt und Variation wird durch die Aufforderung zur Anpassung an die aufgestellten Normen in feste Bahnen gelenkt. Die Einhaltung aller Normen garantiert einen optimalen Absatz; Resultat ist die Saison-Schablone, in der das ursprüngliche Bedürfnis nach individueller Kleidung in sein Gegenteil pervertiert wird. Das gilt nicht nur für Bekleidung, sondern wirkt auch bis zu Objekten, die für eine intime Beziehung Zeichencharakter tragen: „Verlobungsringe kommen heutzutage nicht mehr zu zweit sondern zu dritt: Zum traditionellen Reif bekommt die Braut einen Extraring mit Diamanten, dem Symbol für Unvergänglichkeit.“ Von hier bis zur Diamanten-Reklame, bei der das Glück einer Ehe in Karat gemessen wird, ist es nicht mehr weit.

Diese Tendenzen gelten auch für die Seiten, auf denen Mode für Herren, Teenager und Kinder vorgestellt wird. Was beispielsweise sechsjährige Schüler alles notwendig brauchen, erfährt man in „Die kleine Brigitte“. Da steht dann „Je hübscher die Uhr, desto pünktlicher der Schüler“. Da keine Mutter die Verantwortung für die Unpünktlichkeit ihres Sohnes tragen will, muß sie in die Geldbörse greifen. — Oder: „Die erste Tasche ist fällig“ — gemeint sind damit nicht etwa Schultasche oder -ranzen, sondern vielmehr Handtaschen, denn „kleine Schulumädchen freuen sich über die erste eigene Handtasche“. Meint die Mutter, daß ihre Tochter darauf vielleicht verzichten kann, wird sie eines besse-

ren belehrt, schließlich kann man die Tasche „auch als Brotbeutel benutzen“. Auch die Wildledertasche mit echtem Fuchsschwanz empfiehlt sich, denn „das Trägerband kann man aushaken“. Hier wird vorgesorgt. Bereits die Kinder werden zu einem sich an Konsumgütern ausrichtenden Konkurrenzdenken herangezogen. Und „Brigitte“ leistet dabei bessere Arbeit als die Werbung, indem sie suggestiv einen Gebrauchswert anführt, der der tatsächlichen Funktion oft Hohn spricht, aber als Kaufmotiv unersetzlich ist.

Aber — nicht nur die „Brigitte“ hat sich dem Werbungsstil angepaßt, sondern die Werbung dem „Brigitte“-Stil. Kaum mehr als das kleingedruckte Wort „Anzeige“ unterscheidet die neue Form der Sammelwerbung vom redaktionellen Teil. Eine Frau wird vorgestellt: „Sie könnte Personalchefin sein oder Einkäuferin für ein großes Geschäft. Sie ist tüchtig und gut gelaunt. Jung und makellos gepflegt und zu jeder Gelegenheit richtig angezogen“. Auf den fünf folgenden Seiten wird diese Idealfrau in verschiedenen Kleider-, Strumpf-, Schuhmodellen der fünf inserierenden Firmen gezeigt. Der Vorteil dieser Werbung ist, daß nicht ein Detail übertrieben herausgestrichen werden muß, sondern daß ein Leitbild ganz entwickelt werden kann, indem scheinbar der „ganze“ Mensch, das „ganze“ Leben eingefangen und damit die Anpassung an die beschriebene Präsentation der „Brigitte“ geleistet wird.

Den Abhub dazu bilden die Spalten, in denen Anleitungen und Schnittmuster zum Stricken und Nähen gegeben werden. Dort wird von der „Brigitte“ ganz die Hilfe-Funktion herausgekehrt. Sollen diese Seiten ein Beweis für die laueren Absichten der Zeitschrift sein, oder wird hier — vielleicht unbewußt — noch viel subtiler an dem Bild der Frau gehäkelt, das sie wiederum zur Konsumentin der kurz vorher vorgestellten Produkte prädestiniert? Denn eine Frau, die ihre freie Zeit beim Schneidern verbringt, ist ein Anachronismus, weil sie sich so die Zeit nimmt, in der sie sich weiter ‚bilden‘ oder ausbilden, oder gar politisch betätigen könnte. Indem durch frauliche Handarbeit versucht wird, das modische Ziel zu erreichen, ist in den meisten Fällen die Chance verspielt, ein distanzierteres, kritisches Verhältnis zur Mode zu bekommen.

### *Schönheit zu kaufen*

Hat die „Brigitte“-Leserin in dem Mode-Teil erfahren, wie sie sich dem neuen Saison-Ideal gemäß kleiden muß, plagt sie aber noch der Gedanke, daß sie in den vorgeschriebenen Modellen nicht ganz so attraktiv wie die abgebildeten Fotomodelle aussieht, findet sie Zuflucht in der Rubrik Schönheit. „In der Ideologie der Illustrierten erscheint die Schönheit der Frau — als deren Charakteristikum bestätigt — zwar als von ihrer Verknüpfung mit dem Privileg befreit, aber nicht als demokratisiert, eher als totalitarisiert. In ihr wird Chancengleichheit vorgetäuscht, um alle am Wettlauf um den Erfolg via Konsum zu beteiligen“ (Horst Holzer, Illustrierte und Gesellschaft, Freiburg, 1968). Auch die ästhetischen Bedürfnisse, die sich als Freude am eigenen Körper artikulieren könnten,

werden normiert. Die „Brigitte“-Leserin erfährt: „Ihr Make-up sollte zu den neuen Modifarben passen“. Daß sie sich für die inzwischen entschieden hat, wird impliziert vorausgesetzt. Deshalb wird sie sich auch die Haare umfärben lassen, sagt ihr doch „Brigitte“, „ein sanftes Rostrot macht Sie hübscher“. Die Feststellung „Wimpern hat man nie genug“ geht einher mit Tips zum Umgang mit Zweitwimpern. Entspricht das Aussehen immer noch nicht den postulierten Erfordernissen — ist der Körperumfang beispielsweise zu groß, dann hilft „Brigitte“ Diätclub mit Vorschriften und Rezepten. Halbjährlich werden stolz die abgemagerten Leserinnen auf „Vorher-Nachher“-Bildmaterial vorgezeigt.

So operiert auch die Spalte „Machen Sie das Beste aus ihrem Typ“, wo über Verschönerungen, die „Brigitte“ an Leserinnen vorgenommen hat, berichtet wird. Mitleiderregend sehen diese einem auf Schwarz-weiß-Fotos in einer alltäglichen Garderobe und „ungepflegter“ Frisur entgegen. Bunt leuchtet dann das Bild, das das Versuchskaninchen nach der „Brigitte“-Kur zeigt. Kosmetikerin und Friseur haben gewirkt, eine vollkommen neue Garderobe tut das Übrige. Unterschlagen wird, daß die Verschönerung nicht lange anhält und nur durch neue „Investitionen“ aufrecht erhalten werden kann. An der finanziellen und sozialen Lage kann aber auch die Verschönerung nichts Grundsätzliches ändern. Das wird besonders deutlich, wenn nach der „Vorher-Nachher“-Methode ein ganzes Büro bearbeitet wird: 8 Datentypistinnen zwischen 16 und 31 Jahren, die zwischen 700 und 800 DM verdienen, wurden mit einem neuen Look ausgestattet. Das Resultat „Fleißig geblieben, aber schicker geworden“. Die Arbeitssituation bleibt die gleiche; indem nicht sie, sondern Äußerlichkeiten problematisiert werden, wird die Unzufriedenheit mit entfremdeter Arbeit kanalisiert, und somit durch Ersatzbefriedigungen aufhebbar.

Immerhin überwiegen in der Rubrik Schönheit die Funktionen Information und Hilfe. Sie verhilft dadurch einer Anzahl von Frauen zu einem neuen Selbstbewußtsein. Daß dieses Selbstbewußtsein politisch nicht relevant werden kann, liegt am Verschweigen gesellschaftlicher Zusammenhänge.

### *„Brigitte“ — gesund und informiert*

Information und Hilfe stehen auch bei den Beiträgen in der Rubrik Gesundheit, die ca. 6 Prozent des Heftes einnimmt, im Vordergrund. Hier kann die Leserin Detailweise akkumulieren und gleichzeitig Eigenaktivität entfalten. In jedem Heft erscheinen vier Seiten aus einem populärwissenschaftlichen Werk „Die Frau — ihr Körper — ihre Krankheiten“. Richtig ausgeschnitten, zusammengeklebt und mit dem Original-Brigitte-Einband versehen, den man per Nachnahme bestellen kann, ergibt das ein gutes Buch. Also jede Nummer der Zeitschrift kaufen, denn — wer wird schon auf ein vollständiges Lexikon verzichten wollen, wenn gar ein vitales Eigeninteresse damit angesprochen ist?

Die gleiche aufklärerische Wirkung strebt die Spalte „Medizin — Fragen + Antworten“ an. Es handelt sich um einen Briefkasten, in dem „medizinische Aus-



künfte von allgemeinem Interesse veröffentlicht“ werden. Die Spalte ist vorwiegend auf die Familie ausgerichtet: Ratschläge darüber, wie man seinem Kind am besten die Nase putzt, damit die Gehörgänge nicht verstopfen usw.

„Er, Sie, Es“ — wo bleibt die Gesellschaft?

Es handelt sich um die „anspruchsvolle“ Rubrik, die durchschnittlich 12 Prozent der Zeitschrift einnimmt. Mit diesem Teil und den darin ab und zu erscheinenden sozial-politischen Beiträgen spielt sich die „Brigitte“ auf den Platz der progressivsten Frauenzeitschrift. Das soll nicht bedeuten, daß die Beiträge eine ausgesprochen progressive politische Linie verfolgen würden. Progressivität bedeutet im Zusammenhang mit Frauenzeitschriften bereits der Ansatz zur Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Und „Brigitte“ erörtert mit milder Kritik das Lehrlingsproblem, erklärt das Modell der Gesamtschule, bringt etwas über antiautoritäre Kindergärten, fragt sich, ob Abtreibung noch strafbar sein soll und berichtet über den „Aufstand der Frauen“ in verschiedenen Ländern. Die sozialen und ökonomischen Grundlagen für diese Probleme werden allerdings nie analysiert. Typisch ist jene Form, in der verschiedene Fachautoritäten oder „Brigitte“-Leserinnen sich zu einem Thema äußern. Damit werden nicht nur die Probleme, sondern auch die politischen Positionen personalisiert und dadurch relativiert. Es geht pluralistisch zu, extreme Meinungen neutralisieren einander, der Grundtenor pendelt sich bei einem „gesunden“ Gleichgewicht zwischen Detailkritik und Systemkonformität ein. Dafür sorgt auch „Brigitte“, die immer das letzte Wort hat. Sie meint z. B. in Fragen Frauenempanzipation: „Es könnte allerdings sein, daß nur Staub aufgewirbelt wird, weil die Frauen die neue Gesellschaft, nach der sie streben, weder sich selbst vorzustellen noch anderen zu schildern vermögen. Viele ihrer Argumente sind so unklar und verwirrend, daß sie Frauen verschrecken, die beim Kampf um eine bessere Gesellschaft gern mitmachen würden.“ Eins ist sicher, „Brigitte“ verschreckt die armen kleinen verwirrten Frauen nicht. Jede Frau kann sich beruhigt im Vollbewußtsein, ja auch eine bessere Gesellschaft zu wünschen, einer anderen Beschäftigung zuwenden, nachdem sich direkt zu engagieren zumindest als fragwürdig abgetan worden ist.

Ernster als gesamtgesellschaftliche werden „individuelle“ psychische Probleme gesehen. Die Gesamtheit sozialer Verhaltensweisen wird dabei vorwiegend auf erotische Beziehungen eingengt. Unter dem Motto „Eine Frau spricht sich aus“ führt eine Diplompsychologin Gespräche mit Frauen und veröffentlicht anschließend den psychologischen Befund. Über ein spätes Mädchen, das plötzlich Spaß an Intim-Beziehungen gefunden hat, sagt sie: „Ihr gesundes Empfinden und ihre Bildung werden sie, so glaube ich, davor bewahren, daß sie grobe Fehler macht und ihr Gleichgewicht verliert.“ Was hier mit „gesundem Empfinden“ und „Bildung“ bezeichnet wird, ist in Wirklichkeit die Verinnerlichung gesellschaft-

licher Normen; was als „ihr“ Gleichgewicht apostrophiert wird, ist das Gleichgewicht des Systems, das durch Menschen, die sich nicht an die fixierten Verhaltensformen halten, gefährdet wird. Hier wird die Fragwürdigkeit einer Psychologie manifest, die letztlich immer nur dem System nützt — das System „heilt“ — und nicht den Patienten. Das bedeutet, daß sich bei der psychologischen Beratung die gleiche Tendenz wie bei der modischen Beratung zeigt: Die Orientierung innerhalb des Vorhandenen führt zur Anpassung an das Vorhandene.

Besonders deutlich wird dieser Sachverhalt an dem psychologischen Ratschlag, der einer Frau gegeben wird, deren Familie nicht nur unter finanziellen Schwierigkeiten leidet, sondern auch an der Lustlosigkeit und Frustration des Mannes, die aus seiner entfremdeten Arbeit resultiert. „Damit Elke die Kraft zu einer hoffnungsvollen, bestärkenden Haltung aufbringt, muß sie sich bewußt gegen den Vergleich mit dem Wohlstand wenden, der ihr von Nachbarn und Reklamen (und „Brigitte“ — D. P.) als scheinbar selbstverständlich vorgeführt wird. Sie muß sich auf ihr persönliches Leben mit seinen Möglichkeiten und Aufgaben konzentrieren. Dann wird sie auch die Gegenwart von Leuten ertragen, denen es angeblich besser geht als ihr.“ Der angebotene Regreß in die Privatsphäre kann der Frau gerade nicht helfen, weil ihr Problem ein gesellschaftliches ist. Nur politische Arbeit, die die Schuldgefühle und das Ungenügen an den „persönlichen“ Schwierigkeiten eben aus der Privatsphäre wieder herausträgt, indem die gesellschaftlichen Ursachen für solche scheinbar privaten Probleme aufgedeckt würden, könnte hier zu einem neuen Selbstbewußtsein von Mann und Frau führen. Aber politische Arbeit kann die Zeitschrift „Brigitte“ nicht anraten, da sie von der Manipulation — gegen die Interessen ihrer Leserinnen lebt.

Orientierung zur gesellschaftlichen Anpassung bieten auch die Spalten „Benimm: wie ist es richtig?“, „Brigitte — Er“ und „Die Eltern-Frage“. Die Leserin erfährt, warum man Rosen nur in ungerader Zahl verschenkt, was sie zu dem Seitensprung ihres Freundes sagen soll und wie ihr Kind sich behaupten lernt.

Aus der Privatsphäre heraus führen nur eine Spalte mit allgemeinen Informationen (wann ist Herrenbesuch bei Untermietern erlaubt, wo gibt es psychotherapeutische Beratungsstellen), sowie die Beiträge „Im Berufsgespräch“. Hier werden bestimmte Berufe und ihre Möglichkeiten vorgestellt, indem man eine Frau, die in dem jeweiligen Beruf tätig ist, interviewt. Auffallend ist dabei, daß es sich fast immer um Berufe handelt, in denen die Frau im Beamten- oder Angestelltenverhältnis steht und assistierende Funktionen hat. Positiv ist, daß hier die Leserschaft auch über relativ unbekannte Berufe informiert wird und sich damit die Auswahlmöglichkeiten vermehren. Würde diese Spalte regelmäßig erscheinen, kritischer und umfangreicher sein, könnte sie durchaus eine gesellschaftliche Funktion erfüllen.

Ausführliche Berichte erscheinen aber nur selten. Die Zielgruppe soll nicht strapaziert werden. Hauptsache bleiben soll nicht das Lesen, sondern das Schauen. Dafür spricht, daß sich „Brigitte“ in einem ihrer Briefe entschuldigt: „Bei diesem

Heft kommen Sie aus dem Lesen nicht heraus — hoffentlich haben Sie ein bißchen Zeit.“

#### Unterhaltung — John Wayne und Theodor Storm

Dennoch soll die literarische Bildung nicht zu kurz kommen. In der Rubrik „Unterhaltung“, die durchschnittlich ca. 16 Prozent der Zeitschrift einnimmt, verzichtet man auf den üblichen Roman in Fortsetzungen und bringt stattdessen ein bis zwei verspielt illustrierte Kurzgeschichten, die sich präntiös und besinnlich-gefühlvoll geben. Da tauchen dann auch hin und wieder Namen wie Storm oder Hemingway auf, deren Aura auch auf die anderen schwachen literarischen Erzeugnisse ausstrahlt. Die „Brigitte“-Leserin ist also nicht nur modisch-verspielt, schön und informiert, sondern auch belesen und gebildet. Sie wird nicht nur an Belletristik, sondern auch an die Werke der „großen Maler“ herangeführt. Der letzte Beitrag in jedem Heft besteht aus der Reproduktion eines bekannten Gemäldes, zu dem Dr. Gottfried Sello — dessen Artikel sonst in der „Zeit“ zu lesen sind — Kunstgeschichtliches festhält. Der Bildungsanspruch, der sich in den literarischen und kunstgeschichtlichen Beiträgen manifestiert, ist, im Gegensatz zum Rest des Heftes, nicht auf Aktualität ausgerichtet. Zeitgenössische Malerei wird ausgeklammert und was an Literatur neueren Datums ist, verwendet traditionelle literarische Inhaltsschemata und Formen. Kunst — das ist für „Brigitte“ nicht ein Medium, in dem die Gesellschaft sich reflektiert, ein Teil des gesellschaftlichen Ganzen, in dem politisch gearbeitet werden kann, sondern ein nebulöser, zeitloser Bereich, der schöne Gefühle und gesellschaftliche Anerkennung vermittelt und einen gewissen Gebrauchswert gerade darin hat, daß er scheinbar so zweckfrei ist.

Die Sparte „Unterhaltung“ ist aber nicht nur kunstbeflissen, sondern bietet — gleichsam als profanes Gegengewicht — außer dem üblichen Test, bei dem man erfahren kann, ob man egoistisch oder selbstlos ist, ein Rätsелеcke und die Kolumne der Heilwig von Mehden, wo zum Beispiel Heiratsanzeigen oder Bauernregeln durch den Kakao gezogen werden, also meistens Phänomene, an denen nicht mehr viel zu entlarven ist.

Darüberhinaus bietet die „Brigitte“ regelmäßig bis zu drei Interviews mit Rampenlicht-Persönlichkeiten wie Heidi Brühl, Anneliese Rothenberger oder John Wayne. Hier findet die direkte Vermittlung von Leitbildern statt. Die Leserin erfährt, wie Personen, deren Ruhm und gesellschaftliches Prestige sie zu Objekten der Imitation prädestinieren, zu individuellen, gesellschaftlichen und weltanschaulichen Fragen stehen. Ihre ideologiebildende Wirkung tun diese Interviews auch oder vielleicht gerade dann, wenn die Reporterin kritisch zu sein scheint. Wenn etwa scheinbar sachlich bemerkt wird, „Tochter Nicole war erst knapp zwei Monate alt, aber Heidi war mit den Gedanken schon wieder bei der Arbeit“, dann zeigt sich darin keine emanzipatorische Intention, sondern man bestätigt

indirekt jene Leserin, die meint, eine Mutter müsse nur für ihre Kinder da sein. Männer kommen da meistens besser weg, da macht es nichts, wenn John Wayne, der für das heldenhafte Killen der Green Berets in Vietnam wirbt, patriarchalische Allüren hat — Hauptsache er ist „ein aufrechter Mann, der sich für das einsetzt, was er für gut hält — im Film und im Leben“. Auffallend ist, daß laut Interview fast alle berühmten Frauen gerne kochen. Das bedeutet für die Leserin eine Möglichkeit zur Identifikation. Die Unterschiede zwischen Opernsängerin und Hausfrau werden geringer, denn kochen kann diese ja schließlich auch — und „Brigitte“ hilft dabei.

#### Haushalt — 14 Tage nach Plan

Im Haushaltsteil, der ca. 12 Prozent der Zeitschrift einnimmt, geht es vor allem um die Küche. Ein 2-Wochen-Plan mit Rezepten entbindet die Hausfrau von der Pflicht, sich jeden Tag etwas Neues einfallen zu lassen. Angeschlossen ist ein Sonderteil mit Spezialrezepten, wo suggestive große Buntfotos die fertigen Speisen raffiniert garniert zeigen und die Frauen dazu anreizen, gleichfalls ästhetisch reizvoll zu kochen, und die sie damit wiederum darin bestätigen, daß Kochen eine Kunst ist, die eine Frau ganz beschäftigen kann. Denn man braucht ja nicht bei den Mahlzeiten aufzuhören, mit „Brigitte“-Tips kann man auch Gemüse in Essig einlegen (hält sich fast ein Jahr!) und Marmeladen einkochen. Will man „Brigitte“-Ratschläge immer griffbereit haben, sammelt man das „Brigitte“-Rezeptbuch. In jedem Heft erscheinen davon 8 Seiten. Dazu gehört — ähnlich wie beim medizinischen Lexikon — die weiße abwaschbare Sammelmappe, die mit Porto nur 3,80 DM kostet. Ein weiterer Anreiz, kein Heft der „Brigitte“ zu verpassen.

Dafür, daß diese Haushaltskritik sich großer Beliebtheit bei den „Brigitte“-Leserinnen erfreut, spricht, daß die Werbung für Nahrungsmittel und Haushaltsgegenstände pro Heft mehr Platz einnimmt als die für modische oder kosmetische Produkte. Der Bezug zur Familie, deren Wohlergehen das Gewissen der Hausfrau Tag und Nacht auf Trapp hält, ist hier am engsten.

#### Wohnen — kaufen und schreinern fürs eigene Nest

Der Betonung der Privatsphäre in der ganzen „Brigitte“ entspricht der besondere Wert, der auf eine optimal eingerichtete Wohnung gelegt wird. Kostspielige Inneneinrichtungen werden angepriesen. Moderne Designs und Orientierungshilfen für die Einrichtung verstärken den Anreiz zum Kauf. Da die meisten Möbel zu teuer sind, als daß eine „Brigitte“-Leserin sie ohne weiteres auch nur in Einzelstücken kaufen könnte, werden auch immer wieder praktische Tips gegeben, wie man sich die Sachen selbst schreinern oder basteln kann. Es werden Anleitungen gegeben, wie man Betten und Regale fabriziert, Teppichfliesen und Holzverschalungen anbringt. Das do-it-yourself, das hier neben dem Kaufen



propagiert wird, erfüllt mehrere Funktionen. Einmal vermittelt es die Vorstellung, daß es nicht nötig ist reich zu sein, um eine schöne Wohnung zu haben, man also auch so ganz zufrieden sein kann, jeder gleichermaßen an dem Wohlstand teilnehmen kann, nach jenem Sprichwort, das ein Unternehmer erfunden haben könnte: Jeder ist seines Glückes Schmied. Zum anderen regt es — hat man erst ein, zwei mondäne Sachen selbst verfertigt — dazu an, sich das dazu Passende zu kaufen, da kaum die nötige Zeit vorhanden sein dürfte, um alles selbst zu machen. Darüberhinaus dient es als Beschäftigungstherapie, die den Werkelnden noch mehr an die Familie bindet. Schließlich handelt es sich um eine Beschäftigung, die unmittelbar Befriedigung einbringt, weil sie nicht nur sichtbare Resultate hervorbringt, sondern auch die Kreativität, die bei den meisten Berufen und alltäglichen Beschäftigungen verschüttet wird, freisetzt (allerdings auch gleich wieder durch die Anleitungen steuert). Hergestellt wird ein intimer Objektbezug zwischen Person und Einrichtung, der das Heim zu einem Ort individueller Erfüllung werden läßt, der für die Frustration in der Arbeitswelt entschädigt.

#### „Brigitte“ und die Folgen — für wen?

Gekennzeichnet wurde die Kommunikationsstrategie, mit der „Brigitte“ bestimmte Inhalte ihren Leserinnen vermittelt. Wer ist aber die „Brigitte“-Leserin? Laut Leseranalyse von 1969 findet sich der größte Teil an „Brigitte“-Leserinnen in der Altersgruppe zwischen 20 und 29 Jahren. 60 Prozent der Leserinnen sind verheiratet, 44 Prozent haben ein oder mehrere Kinder. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen liegt bei ca. 1100 DM netto. Ein Haushalt umfaßt durchschnittlich 3 bis 4 Personen. Mehr als die Hälfte der Leserinnen haben nur die Volksschule besucht. Beruflich sind die Leserin oder die Haushaltsvorstände vorwiegend (40 Prozent) als kleiner bis mittlerer Beamter und Angestellter tätig. Facharbeiter oder Arbeiter sind mit 32 Prozent unterrepräsentiert (gegenüber ihrem Bevölkerungsanteil), Unternehmer, Freiberufliche, leitende Angestellte und Beamte liegen mit 22 Prozent dagegen über ihrem Bevölkerungsanteil. Das statistische Bild, das die Daten vermitteln, läßt auf eine „Brigitte“-Leserin schließen, die dem Frauenbild aus der Zeitschrift, das eine idealisierte Version jener liefert, tendenziell entsprechen kann. Die konsequente Privatisierung, die sich durch Präsentation und Inhalt der Zeitschrift einstellt, fixiert die Frau in einer Rolle, die der spätkapitalistischen Situation entspricht. — Die „Brigitte“-Leserin strickt keine Socken und wäscht sich erst recht nicht mehr mit Kernseife, sie erfüllt die von ihr geforderten Modernismen, was der Industrie einen optimalen Absatz an Konsumgütern garantiert. Redaktioneller und Werbe-Teil der „Brigitte“ stimulieren das.

Die Frage, warum sie sich schick kleidet, taucht allenfalls beiläufig auf und wird dann beantwortet — natürlich für den Mann! Tatsächlich allerdings für die

Industrie. Daher braucht die Industrie eine Frau, die auf den Mann ausgerichtet ist und durch ihn auf die Familie. In der Familie laufen die Haushaltskosten im wesentlichen über die Hausfrau. Damit stellen die Frauen in ihrer Fixierung auf den privaten Bereich einen idealen Absatzmarkt dar. Zugleich ist die Hausfrau für die Industrie diejenige, die zu Zeiten der Hochkonjunktur leicht in den Arbeitsprozeß eingegliedert werden kann, besonders dann, wenn sie vor der Ehe berufstätig war. — Die Preise steigen, „Brigitte“ schraubt aber ihre Konsumanforderungen nicht herunter: Die Frau muß mitarbeiten. — Bei einer wirtschaftlichen Rezession ist sie es wiederum, die am leichtesten aus dem Arbeitsprozeß entlassen werden kann — ohne Streik und ohne rote Fahnen kehrt sie an den heimatlichen Herd zurück, also zu ihrem — nach „Brigitte“ — ureigenen Wirkungskreis.

Diese Rolle der Frau wird von den Frauenzeitschriften grundsätzlich nicht in Frage gestellt, weil sie sich sonst selbst in Frage stellen müßten. Sie bestätigen die Rolle der Frau, indem sie die private Selbstbestätigung vor die öffentliche Selbstbetätigung schieben. Dadurch werden Reibungen vermieden, bei denen das System heiß laufen könnte. Denn die Frau, die ihr ganzes Augenmerk auf den Hasenbraten in der Röhre richtet, bekommt die „politischen Köche“ nicht in den Blick.

## Barbara Weinmayer Frauenromane in der BRD

### I

„Bastei-Romane — jetzt optimierungsreif“, resümiert das Gustav Lübke-Unternehmen aus einer Marplan Untersuchung vom Jahr 1969. „Die beherrschende Rolle, die der Bastei-Verlag auf dem Romanheftmarkt einnimmt, wird durch dieses Zahlenmaterial bewiesen.“ Solchem Erfolg auf dem Abnehmermarkt, erkämpft vor allem von Jerry Cotton und der „Silvia“-Reihe, können sich nach Ansicht des Produzenten auch jene Firmen nicht länger verschließen, die für ihre Markenartikel bisher das „seriöse“ Umfeld der Glanzpapierpresse bevorzugten und Romanhefte eher als Werbeträger für „Schwimmkerl“ oder „aufblasbare Gefährtin“ fungieren ließen.

Daß vom Romanheft nach wie vor Profite großen Stils zu erwarten sind, zeigt auch der Zugriff der Hamburger Bauer-Gruppe (Quick, Revue, Praline, Hören und Sehen). Seit Oktober 1970 gehören ihr der Münchener Moewig-Verlag (u. a. Perry Rhodan, Geliebte Mutti), der Verlag Erich Pabel, Rastatt, und der kleinere Semrau-Rätselheft Verlag an, — womit sie insgesamt über 35 Prozent der Marktanteile im Romanheftgeschäft verfügt. Von den ehemals fünf Großen der Branche sind damit noch Lübkes „Bastei“, der Kelter-Verlag in Hamburg und der Kölner Marken-Verlag im Rennen; daneben produzieren fünf kleinere Unternehmen ein paar Serien, die insgesamt kaum ins Gewicht fallen; denn von den 357 Millionen Heften, die im Schnitt jährlich geliefert werden, kamen bisher 313 Millionen aus den Druckereien der fünf Spitzenreiter.<sup>1</sup>

Heinrich Bauers Eingriff in diese Konstellation ist vorläufiger Endpunkt einer 1954 in Gang gesetzten Konzentrationsbewegung, in deren Verlauf die Zahl der Heftserien sich von 162 (1953) auf rund die Hälfte reduziert hat. „Halten“ konnten sich die von vorneherein potentesten Verlage, denen mit geringsten Reibungsverlusten die Anpassung an Gesetze optimaler Kapitalverwertung im Rahmen privatwirtschaftlicher Organisation gelang — Auffangen der steigenden Kostenrate durch Massenproduktion, -vertrieb, -einkauf; entsprechende Reorganisation und Rationalisierung von Produktions- und Vertriebsmethoden; Verkürzung der Umschlagzeit durch rechtzeitige Einstellung auf den Wochenrhythmus.

Mit der Erhöhung der Produktionsrate steigt der Werbewert — nicht umsonst warnt Marktbeherrscher Lübke: „Es versteht sich von selbst, daß man von diesen (Bastei-)... Daten nicht Rückschlüsse auf x-beliebige andere Romanheftserien ziehen kann“. Dabei hängt jedoch der Erlös von Romanheften weit weni-

<sup>1</sup> Zahlenangaben nach Klaus Ziermann, *Romane vom Fließband*. Bln. 1969, S. 112.

ger von Werbeeinnahmen ab als etwa bei Illustrierten und Tageszeitungen. Eine Anzeigenseite kostet bei Lübke in schwarz-weiß 4800 DM, dreifarbig 10 000 DM. — Romanhefte zahlen sich an erster Stelle durch Verbreitbarkeit aus: Man baut — zu Recht — auf „die Massen“ als Abnehmer. 39 Prozent aller Westdeutschen zwischen 10 und 65 Jahren lesen zumindest hin und wieder „Gro-schenhefte“ — durch alle Altersgruppen, aber vor allem zwischen 16 und 20; durch alle Schichten, jedoch mit zunehmender Frequenz „nach unten“; und am liebsten „nach der Arbeit“ und „vorm Einschlafen“.<sup>2</sup>

Insgesamt verbreiten Romanheftproduzenten über Kioske, Supermärkte, Papierläden, Bahnhofsbuchhandlungen oder per Nachnahme jährlich ca. dreimal so viel Literatur wie der ganze Jahresabstoß an belletristischen Büchern/Taschenbüchern. Und sie können sicher sein, daß ihre Erzeugnisse, anders als die „qualifizierten“, buchstäblich verschlungen, jedesmal restlos aufgebraucht werden. Zwar ergeben sich durch Auflagenhöhe und Vertriebssystem hohe Erstremissionen (zwischen 35 und 70 Prozent) aber auch sie sind, neuerlich auf in- und ausländischen Märkten vertrieben, in kürzester Frist verschwunden.

### II

Aus dem ökonomischen Erscheinungsbild dieser „Massenliteratur“ läßt sich deren grundlegender Widerspruch ableiten: Die Produkte selbst werden von den Konsequenzen optimaler Kapitalverwertung nur scheinbar nicht getroffen. Massenproduktion und Rationalisierung wirken verändernd ein auf Organisationsformen, Vertriebsapparat, aber sie erstellen gleichsam ein sekundäres Steuerungssystem, das nicht heranreicht an den „eentlichen“ Prozeß der Literaturerzeugung. Da wird noch immer Wert darauf gelegt, daß das Werk selbst ein Unverwechselbares sei, bestimmt zu „stiller Zwiesprache“ in „einsamen Stunden“ (Eigenwerbung des Kelter-Verlages). Dem schadet auch die Normierung des Werkes durch zahlreiche Kontroll- und Aufbereitungsinstanzen zwischen Autor und Abnehmer nicht. Die Fertigung nach Maßgabe tradierter Standards und den Richtlinien der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften tut der angeblich „privaten“ und individualistischen Qualität der Romane keinen Abbruch. Die Diskrepanz zwischen Quantität und vorgetäuschter Einmaligkeit entspricht dem Mißverhältnis zwischen Massenproduktion und den Wenigen, die über sie verfügen. Daher darf Quantität hier nicht umschlagen in Qualität<sup>3</sup> und kann „Massenliteratur“ nicht im Auftrag der Massen handeln. Denn so dürfte sie nicht Frustrationen nach Feierabend — in doppelter Weise — vergolden, sondern

<sup>2</sup> Zu diesen Ergebnissen vgl. die Angaben der intermarket-Umfrage im Auftrag des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen. Angeführt bei J.-U. Davids, *Das Wildwest-Romanheft in der Bundesrepublik*, Tüb. 1969.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*, Ffm. 1963, S. 45.



mußte Ursachen für sie benennen; dann müßte sie das Recht auf Teilhabe an den Produktionsmitteln artikulieren, und zu Aktivität und Produktivität ermutigen. Darum laden die Hersteller lieber zu isolierter Versenkung ein:

„Lesen ist das schönste Hobby! Das bestätigten in diesen Tagen 80 Prozent aller Befragten im Rahmen eines großangelegten Tests — trotz Massenmedien und sonstigen Reizen, die uns die Umwelt bietet! 80 Prozent — ein erfreuliches und überwältigendes Ergebnis! Und es beweist, daß sich auch die modern eingestellten Menschen immer noch nach stiller Zwiesprache sehnen, die das Urlaubserlebnis bereichert, die einsamen Stunden ausfüllt und den Feierabend zu einem glücklichen Tagesausklang werden läßt.“ (Eigenwerbung Kelter)

Maßgeblich ist der Bedürfnisstand am Ende eines öden und zermürbenden Tages- oder Jahrespensums; er wird ausgedeutet im Sinn der Produktionsbedingungen und diese somit zum Gesetz der Nachfrage essentialisiert: ein Prozeß wechselseitiger Beeinflussung, der die Bedürfnisse des Kapitals voll und ganz, die der Angesprochenen zum Schein befriedigt.

Die „Unbeflecktheit“ der Romane von den Umständen ihrer Herstellung, ihre privatschulische Naivität, ist Ideologie. Wenn Rücksicht auf den zweiten Markt, das Inserentengeschäft, zum offenen Verrat an den Abnehmern zwingt, geben auch die Produzenten die Unschuld ihrer Erzeugnisse preis, indem sie sich auf die zweckdienliche Abhängigkeit und „kritiklose Akzeptanz“ (Bastei) der Verbraucher berufen. Diese fungieren so in eben der Rolle, die sowohl ihren „Hobby“-Gestalter wie den Wunschfüllern auf dem gehobenen Konsumgütermarkt maximalen Profit verspricht.

Gustav Lübke packt aus: (Marplan-Analyse, qualitativer Teil)

- Eigen-Image: „Das Romanheft ist in hohem Maß geeignet, den Bedürfnissen nach einer heilen Welt, nach Ersatzbefriedigung Rechnung zu tragen... Romanhefte bieten aus der Sicht ihrer Leser keineswegs Schmutz und Schund, keineswegs trübende Sentimentalität, keineswegs primitive Lektüre...“
- Insertion in Romanheften: „Bei dem hohen Vertrauen zum Romanheft würden Insertionen im Sinne von Beratung und Hilfe aufgegriffen werden... Entscheidend für den Inserenten darf nicht das Image des Romanheftes aus der Sicht des Nichtlesers sein, sondern das Eigen-Image des Romanheftlesers...“

Die Lesehaltung ist unkritisch, was im Romanheft steht, nimmt man an.“

Was die Marplan-Analyse „Sicht des Nicht-Lesers“ nennt, entspricht dem Sprachgebrauch, der die nützliche Essentialisierung von „Massenliteratur“ mitmacht, weil er „Masse“ als abwertende Qualität führt. Indem so die systematisch betriebene Regression deren Opfer zur Last gelegt wird, leistet sich der herrschende Literaturbetrieb eine Einsparung, die Bornierung auf die Probleme „qualifizierter“ Literatur und eine Position verständnisvoller Herablassung gestattet. Hersteller und Abnehmer eines der mächtigsten Produktionszweige auf dem Literaturmarkt sind somit praktisch von der kulturellen Szene exkommuniziert,

wirtschaften als Dunkelmänner und rezipieren per Nachnahme oder im Tauschhandel unter Gleichgesinnten.

Solche Vereinfachung trifft vor allem die Roman-Reihen, die „an die Frau“ adressiert sind und — quantitativ wie qualitativ — das Profil der Gesamtproduktion prägen. 70 Prozent aller Leser sind Frauen und lesen bevorzugt das Frauen-Genre. Entsprechend werden fast 50 Prozent der Reihe von Liebes-, Heimat-, Arzt- und „mutti“-Romanen bestritten. Während aber Jerry Cotton, Western Star und Pabels Landserhefte immer einmal wieder zu Sorge um Verrohung der Jugend und zum Faschismus-Vorwurf veranlassen, siedelt man die Frauenromane gern im Abseits an, als Abglanz der wilhelminischen Zeit, die ihnen den ersten Boom bescherte, und stilles Reservat älterer Alleinstehender, denen man solche — zugegeben grobgewirkten — Träumereien gönnen sollte.

### III

Zum Vergleich Ergebnisse von Leserbefragungen im Auftrag von Bastei (Marplan), Moewig, und der Tübinger Vereinigung für Volkskunde (intermarket); sämtlich aus den letzten zwei Jahren.

Romanheft-Adressatinnen leben zu 85 Prozent in Haushalten mit zwei und mehr Mitgliedern.

Nach Marplan kommen 21,4 Prozent der „Silvia“-Leserinnen aus der „Oberschicht“, 29 Prozent — bzw. deren „Haushaltsvorstände“ — sind nicht-leitende Angestellte, untere Beamte; 31 Prozent gehören zu Facharbeitern; „sonstige Arbeiter“ sind zu 14,5 Prozent repräsentiert. „intermarket“ testet zusätzlich die soziale Selbsteinschätzung. Demnach stellt die Gruppe, die ihren Status „mittel“ findet mit 45 Prozent den größten Anteil an Leserinnen; gefolgt von „Einfachen“, die zu 39 Prozent, und „Gehobenen“, die zu 36 Prozent zumindest gelegentlich zum Romanheft greifen.

Nach Fernsehseher (schwarz-weiß) und Radio, deren Besitz selbstverständlich ist (90 Prozent), werden als „Besitzmerkmale“ der Reihe nach z. B. Kühlschrank, Waschmaschine, Photoapparate, Plattenspieler, PKW, Handrührgeräte vermerkt; dringlichste „Anschaffungsabsichten“ sind Zweit-PKW (53,3 Prozent), Erst-PKW (27,1 Prozent), Tiefkühltruhe.

Fast die Hälfte geht wenigstens zeitweilig — zumeist lohn- oder gehaltsabhängig — einem Beruf nach oder ist in der Berufsausbildung.

Vorherrschender Bildungsstand ist „Volksschule mit Lehre“ (43 Prozent); fast 40 Prozent haben die Volksschule ohne weitere Ausbildung verlassen; 17,2 Prozent Mittelschulbildung genossen.

42 Prozent sind noch nicht 30 Jahre alt<sup>4</sup>; und davon wieder mehr als die Hälfte

<sup>4</sup> Dieses Verhältnis verschiebt sich noch in Untersuchungen, die die Altersgruppe zwischen 11 und 14 dazunehmen. Dann ergibt sich, daß 65 Prozent der Leserinnen zwischen 11 und 20 Jahren Romanhefte verschlingen, zum großen Teil wohl als Mit-Leser kaufkräftiger Familienmitglieder. Den Erhebungen von Bastei und Moewig sind entsprechend die ganz Jungen nicht interessant.

zwischen 14 und 20. Auf die Leser-Jahrzehnte zwischen 30 und 70 entfallen im Schnitt ca. 15 Prozent.

Der Marplan-Befund „die Leser bezeichnen Romanhefte als modern, sympathisch, zeitgemäß“ (qualitative Analyse) beweist sich triumphal an der Erhebung der „Doppelleserinnen“. Die Konkurrenz täglicher massenmedialer Beeinflussung bestätigt den Hefroman als unersetzliche Institution, die sich mit „aktuellen“ Mitteilungen bruchlos zu arrangieren vermag. Er fungiert als Komplement zur Soraya-Presse, Bravo, Burda; bestätigt, was in „Bild am Sonntag“ steht, behauptet sich gegen den Hochglanz von Jasmin wie gegen Stern- und Spiegellexiküre.

#### IV

In diesem Abnehmerkreis finden die Frauen-Genres in besonderem Maß Anknüpfungspunkte und Vermittlungsmöglichkeiten für jene Strategie der Isolierung und Immobilisierung, die als allgemeinste Zielfunktion von „Massenliteratur“ bestimmt werden kann.

— Sie findet überwiegend Frauen aus „mittleren“ Familien vor, die jenen Anteil an „Gütern“ anstreben, der sie die Standards der Großen illusionär nachempfinden läßt.

— Sie spricht einen Teil der Leserinnen in einem Alter beträchtlicher Verhaltensunsicherheit und charakterlicher Formbarkeit an; zudem oft unter den Bedingungen der als einförmig und sinnlos erlebten Ausbildungszeit.

— Mehr als einem Drittel hängt die Tradition geschlechtspezifischer Ausbildungsdefizienz („Volksschule ohne Lehre“) an.<sup>5</sup>

— Eine große Angriffsfläche bietet die „Verwertbarkeit“ der Frauen aus der Unter- und Mittelschicht. Das annähernd gleiche Verhältnis von zuhause und „in fremdem Betrieb“ (Moewig) Tätigen reflektiert die Erfordernisse einer sozio-ökonomischen Situation, in der die ausschließliche Bindung der Frauen an Haus und Familie überflüssig und — zumal in Zeiten der Hochkonjunktur — wirtschaftlich nicht opportun ist; in der zum anderen aber die Familie noch immer benötigt und definiert wird als Stätte der Reproduktion von Arbeitskraft (vgl. Schlagzeile der Abendzeitung vom 21. 10.: „Familienväter sind doch am glücklichsten“); als Verbraucher-Gemeinschaft; zum Aufbau eines soliden Über-Ich in der primären Sozialisationsphase.

Da der erhobene Prozentsatz „Alleinstehender“ gering ausfällt, liegt nahe, daß ein Teil der „Berufstätigen“ doppelt gebunden und damit in einer Situation ist, die — zumal in den „einfachen“ Schichten — subjektiv doppelte Unterdrückung, objektiv optimale Nutzung als Familienzentrum, Lohn- oder Gehaltsabhängige, Konsumentin beinhaltet.

Mit dieser Möglichkeit der Doppelbindung und -verwertung hängt die aprio-

<sup>5</sup> Die überwiegend männliche — allerdings auch im Durchschnitt jüngere — Leserschaft von Jerry Cotton und „Wildwest“ weist nur halb so viele Volksschüler ohne Lehre und 15 Prozent mehr mit abgeschlossener Lehre auf.

rische Vorläufigkeit zusammen, die die Möglichkeit von Frauenarbeit zumeist aller progressiven Brisanz beraubt. An der Fixierung dieses Aushilfscharakters wirken zu gleichen Teilen — und wieder mit wachsender Selbstverständlichkeit „nach unten“ — kleinbürgerliche Erziehung zur Passivität und Anpassung; mangelhafte Ausbildung; der Bedarf an jederzeit rückrufbaren Arbeitskräften mit. Passivität, Unbeweglichkeit, Anpassungsfähigkeit sind somit jene Erziehungsergebnisse, die Verteilung von Frauen auf „weibliche“ Tätigkeiten, abgeschnitten von produktiven Entfaltungsmöglichkeiten, rechtfertigen und zum anderen deren Funktionsfähigkeit in der Familie als eigentlich-fraulicher Domäne garantieren.

Die Orientierung am eingeengten Wahrnehmungsfeld allenthalben unfrei gehaltener Adressatinnen, denen sich das Genre als „Rat und Hilfe“ (Marplan) anbietet, schlägt sich nieder in wöchentlichen Millionenauflagen; kalkulierte Gefühlsromantik kann sich dabei berufen auf massenhaften Bedarf an Flucht aus der Wirklichkeit, Beschwichtigung, Verdrängung.

Diese aus realen Mangelsituationen geborene Bedürfnislage ist zu erhalten, da sie den Markt für deren imaginäre Aufhebung schafft. Zur Garantie erforderlicher „kritikloser Akzeptanz“ sind Seitenblicke auf die Bedingungen von Frustrationserlebnissen zu vermeiden, erst recht deren Benennung als Emanzipationskonflikt. Dank seiner geglückten Selbstdefinition als „Literatur“ darf sich das Genre jegliche Annäherung an soziale Realität und die Lebenspraxis der Betroffenen versagen und auf merkantile Ausbeutung der alten Gartenlaube zurückgreifen.

#### V

So extrapoliert Frauenliteratur eine Fluchtwelt aus der vorfindlichen Situation; deren Widersprüche, Versagungen, Normen werden vorgeführt als Institute für Wunscherfüllung und „Glück“.

Hier ist ein erprobtes strategisches Konzept die Darbietung der Verantwortlichen und Verfügungsmächtigen als Identifikationsobjekte. Ihre Vorherbestimmung zur Herrschaft, ihre fraglose Autorität ist immer ein Moment äußerer Darstellbarkeit, geknüpft an Status, Auftreten, Attribute der Person. Besonders eignet sich der weiße Chefarzt-Mantel zum Signal glänzender Herausgehobenheit, Herrschaft über Leben und Tod, technische Apparaturen, Unterärzte, Schwestern; jedoch ist auch das originäre Reservat von Pracht und Gepränge noch repräsentationsfähig: Schlösser und Höfe des feudalen Geburtsadels mit geordneten, patriarchalischen Verhältnissen; Vollblut und Rasse bei Mensch und Tier.

Daneben gibt es den „Star“, der die Massen zu verzaubern vermag; komplizierte technische Berufe (etwa: „Staudammspezialist“; Moewig 922); und immer wieder den „Unternehmer“, dessen Bild im vorkapitalistisch-feudalen Gewand nur gewinnen kann: Ein Possessivpronomen vor (Lebens-) „Werk“ und „Leu-



ten"; diese, als „brave Seele“ zu Diensten, dauernd salutierend, gehen für ihn durchs Feuer. Dafür hat er „immer ein gutes Wort“ für sie übrig. Leitende Angestellte stehen für die Unternehmerstochter Initialriten durch, wie früher bei der Minne-Herrin.

Jeder Stand breitet eine eigene Begriffs-Aura über sein Tun, die in vielen Fällen von spezialisierten Ghostwritern angeliefert wird.

Der Chefarzt zelebriert eine komplizierte Operation:

„Einwärts der Marmillarlinie durchschnitt Wiemann die fünfte Rippe, bog sie in ihrem Sternalansatz nach innen um.“ (Kelter „Erika“, 1416)

Und verrät eine Krebstherapie auf der Basis des Aethylesters der Carbaminsäure; mit hemmender Wirkung bei chronischer, myeloischer und lymphatischer Leukämie sowie Lymphgranulomatose.

In der Bastei-Reihe „Bekenntnisse“ (3) erzählt Unternehmer O. v. Werla („er lebt unter uns“) aus dem Nähkästchen der Unternehmensführung:

„Aber wer in der Wirtschaft heute nicht den Mut zum Risiko hat, der geht unter. Die Konkurrenz ist hart und gnadenlos.“

Technische und wirtschaftliche Zusammenhänge werden mitgeteilt wie Kochrezepte; aber die vorgebliche Information ist bloß eine sprachliche Geste, die sich der lesenden Volksschulabsolventin andient, als gebe es Bildungs- und Erfahrungsgemeinsamkeiten.

Von solcher Vereinfachung profitieren die Autoritäten.

Ihr „Wirken“ bleibt im Halbdunkel und läuft so wie ein magisches Ritual ab. Es gesellt sich so zu alle den anderen Klassenprivilegien, mit deren gestischer Vorführung in „Benimm“, Repräsentieren, Zeremoniell viel Aufwand getrieben wird; oder die in Bildern wie dem folgenden zum Verbauch angeboten werden:

„Die faszinierend männliche Erscheinung und die wirklich ebenso elegante wie schöne Dame glitten mit dem Wagen davon, der förmlich in das Sonnenlicht hineinfuhr, das von einem klaren Himmel herabströmte und die ganze Welt in ein gleißendes Lichtbad tauchte. Eine Welt, in die sie (die Zuschauerin) offenbar nicht hineingehörte.“ (Erika, 1443)

Der geradezu apotheotische Charakter dieser Darbietung drängt dem Leser die gleiche staunende Zuschauerrolle auf wie der Heldin der Geschichte; nur daß diese am Ende durch Einheirat wirklich „dazugehört“.

Geschichten vom Aufstieg kleiner Mädchen sind die Regel.

Eine kümmerliche Bürogehilfin macht mit „Vitaminschaumhaarkur“ und „leichter Dauerwelle“ mehr aus ihrem Typ; gefällt damit ihrem Chef, Daniel Graf Marlow; arriviert. (Silvia 321)

Solche Einladung zur Identifikation rechnet mit kleinbürgerlichem Verbrauch; mit Wunschvorstellungen, die von den Segnungen des Spätkapitalismus zu profitieren vermeinen und in den Besitzenden hierfür die Garanten sehen.

Das Genre nistet sich in diesen Wunschvorstellungen ein, indem es ihnen die historische Grundlage entzieht, Zusammenhänge verschweigt oder vereinfacht.

Ein Konflikt zwischen Angestellter und Unternehmer stellt sich als Generationsproblem dar: „Ihr Erwachsenen ... lebt uns doch dieses Leben vor, und dann beschwert ihr euch, wenn wir mitmachen wollen“. O. v. Werla ist schon älter und kann deshalb mehr Geld ausgeben.

Oder er konzediert: Jedermann war am „Aufbau“ beteiligt.

„... Die einfachen Arbeiter und Angestellten, die Abteilungsleiter und die Buchhalter und Prokuristen. Im Grunde ist unser sogenanntes Wirtschaftswunder doch nur deshalb zustande gekommen, weil alle in die Hände gespuckt und zugefaßt haben.“

Dieser Appell an eine Gemeinsamkeit, die es gar nicht gibt, zieht sich aus der Affäre, indem er kleinbürgerliche Illusionen als allgemein menschliche Erfahrungstatsachen offeriert. Ein voreiliger Konsens kommt zustande.

Völlig risikolos funktioniert der ad hoc-Konsens jedoch über den Gefühlshaushalt, der bei Chefarzt Dr. Hagemann genauso eingerichtet ist wie bei Bürogehilfin Kopanski. Für beide gilt, was auch bei Marlitt und Courths-Mahler unumstößlich war: „Richtige Liebe“ widerfährt nur einmal im Leben und schlägt dann ein wie der Blitz. Sie ist des Schicksals Stimme; sauber, auch heute noch, wo alle bloß vom Sex reden; nicht in Worte zu fassen oder gar sezierbar. Sie verzichtet gern, sie vermag alles; sie versöhnt alle.

Bei aller Liebe ist jedoch darauf zu achten, daß Fluchtwelt und Wirklichkeit einander nicht zu nahe rücken; Wünsche dürfen nicht in Forderungen ausarten, und die Beteiligung der Angesprochenen soll den Bereich des Gaffens und der Akklamation nicht zu weit überschreiten. Daher immunisiert sich die Fluchtwelt, indem sie Stückchen von ihrer Aura preisgibt.

Geldausgaben und Highlife machen nicht den „wahren Sinn“ des Lebens aus. O. v. Werla hat keinen Achtstundentag und dazu noch das Risiko. Arzttum strengt an. Im Showgeschäft „ist auch nicht alles Gold was glänzt“. Dieser Bereich, „die Welt des Scheins“, dient überhaupt oft als Folie für die Einsicht, zuhause sei es doch am schönsten.

Die Reduzierung des Lesers auf interpretationsunfähige Zustimmung vollendet sich durch die „Macht des Schicksals“. Sie riegelt die Fluchtwelt ab. Erklärungen lassen sich verweigern durch Hinweis auf Leben, Schicksal, Evidenz.

Um Auflehnung völlig auszuschließen, will aber die Hermetik dieser Einrichtungen nicht bloß ohnmächtig geduldet, sondern auch noch als tröstlich akzeptiert werden. Das Schicksal schmettert nicht bloß zu Boden, sondern belohnt auch Ergebenheit in seine Wechselfälle:

„Warum also weinen? Das Schicksal hatte alles so gefügt, dagegen konnte man sich nicht auflehnen. Am Ende meinte das Schicksal es doch eben immer gut.“ (Kelter Arzt, 251)

So beschwichtigt ärztliche Anteilnahme eine depressive Patientin: „Es gibt kein sinnloses Leben. Jeder hat seine Aufgabe zu erfüllen. Man darf sich nicht einfach



treiben lassen. Dazu ist das Leben doch viel zu schön . . . Das Leben geht weiter, Ursula, und das Leben ist schön.“

Ergebnis: „Ein junger Mensch sagte wieder ja zum Leben, nachdem er erst allen Mut verloren hatte.“

Gerade die hartnäckige Unkonkretheit solcher Sätze wirkt normativ. „Rat und Hilfe“ erweist sich als vordefinierter Situationstyp, den es rhetorisch zu bewältigen gilt. Er wird somit gegen mögliche Nachfragen abgeschirmt und kann dann wieder beiseite gelegt werden: „Leben“ nimmt im gezielten begrifflichen Leerlauf Signalwirkung an, die zudem durch die insistente Wiederholung affektiv aufgeschaukelt wird.

Solcher Signalwirkungen bedient man sich häufig. Kinderlieb, impulsiv, unkompliziert signalisieren etwa einen „positiven“ Menschen; herzlos, ironisch, geschminkt sind Warnsignale. Entsprechend ist der Hang zu festen Beiwörtern, die den Akteuren als Markenzeichen anhaften und so mechanische Klassifizierung gewährleisten.

Sie erhält zusätzliche Unterstützung durch das ständige Angebot getarnter Zitate. Gesichter sind, wenn man sie bewundern soll, apart, markant, rassig, gut geschnitten, interessant; was sich damit als individuelle Beschreibung ausgibt, ist längst abgepacktes Verbrauchsgut aus dem Repertoire von Werbung, Kino, Schönheitspflege: eine Metasprache. Sie liefert keine unmittelbaren Beschreibungen oder Mitteilungen der Dinge, sondern schiebt jeweils deren schon akzeptierte, offizielle Version unter.

Die Beschreibung von Vorgängen ist daher meist schnell fertig mit ihren Objekten:

„Und da war plötzlich Herr Racker neben ihr. Es mußte ein Komplott sein. Er zerterte sie in sein Auto und machte Anstalten, sie zu entführen.“ (Erika 1443)

„Wie ein Pfeil schoß ein silberblaues Kabriolet an Jürgen vorbei — auf den nächsten Baum zu. Es gab einen dumpfen Knall, dem ein klirrendes Geräusch folgte. Der arbeitslose Arzt umklammerte seine Tasche und jagte in großen Sprüngen auf die Unglücksstelle zu.“ (Erika, 1416)

Sie bietet standardisierte Momentaufnahmen vom Situationstyp „kidnapping“ oder „Autounfall“, die jedem irgendwie bekannt vorkommen.

Viele Mitteilungen treten als Sprichwörter auf: „Leider muß man eben mit den Wölfen heulen“; „Zeitungsleute sind ein Völkchen für sich“; „Eine Frau denkt eben mit dem Herzen. Daher ist es so verflucht schwer, ihr mit Logik beizukommen“.

Solche Paraphrasen von gesundem Menschenverstand versammeln die Leser zur kleinbürgerlichen in — group.

## VI

Sie ist es, die man sich als Entscheidungsinstanz über anstehende und zu verordnende Wertsätze denkt. Deren Polarisierung in schlecht/richtig wird betrieben

nach dem in-out-Mechanismus, der dann, aufgehoben in der Hermetik von „Leben“ und Schicksal, seine Maßgaben als Natur/Unnatur deklarieren darf. Wertvorstellungen werden so zu Instituten, plazierte in einem bipolaren System, wo sie scheinbar selbsttätig auseinanderstreben. Beide Pole sind in zweckdienlicher Weise besetzt:

Fraglos im Positiven siedelt, wie schon ausgeführt, „die Autorität“, ausgestattet mit Attributen für „höhere Gewalt“. Sie ist vorrangig Privileg der Herrschenden und Besitzenden; jedoch haben an der Aura dieser Prototypen auch Familien- und Bürovorstände teil. Sie umgibt „den Mann“ überhaupt, vorausgesetzt, er versammelt die entsprechenden Signale auf sich: markant, hochgewachsen, energisch, willensstark.

Ilona Marquadt (23) wünscht sich vom Ehepartner:

„Sie mußte zu diesem Mann aufsehen können. Er mußte über ihr stehen . . . dürfte niemals die Beherrschung verlieren, sondern mußte stets die Kontrolle über sich behalten.“ (Erika 1416)

Ein trauriger Fall ist demgegenüber Ted Wagner:

„Abgesehen davon, daß Ted Wagner keine dieser von den vorausgesetzten Eigenschaften besaß, war ihr sein ganzes Wesen nicht sympathisch.“

„Paps“ Marquadt, Unternehmer, pflichtet bei:

„Mir will nämlich scheinen, daß dieser Wagner — statt dich zu führen — geführt werden muß“.

Der Mann, zu dem man aufblickt, ist von unbeirrter Honorigkeit-Synonym für Konventionalität und rigiden Normenkonformismus. Er weiß, daß man „ . . . Pflichten hat, nicht nur Rechte . . .“ (Erika 1443); daß man „nicht allein auf der Welt“ lebt, sondern daß es stets „ . . . Gesetze, denen wir uns unterwerfen mußten“ gab. Er verlangt eine „frauliche“ Frau und belegt die Andere, die emanzipiert Auftretende mit Sanktionen:

„Du hast mich mit allen Listen meiner Frau entfremdet. Du hast es fertiggebracht . . . daß auch ich sie plötzlich unerträglich langweilig fand.“ Aber: „Inzwischen habe ich wieder gelernt, diese fraulichen Eigenschaften zu schätzen, die du mir verächtlich gemacht hast. Diese Eigenschaften sind es, die wir Männer als Ergänzung unseres Wesens brauchen. Sie sind das Ewigweibliche, was uns vor euch in die Knie zwingt.“ (Moewig-Roman 922)

In solch festen Wert- und Ordnungszusammenhängen werden wieder nur kurze Signale zur Entfaltung einer Typologie der Frau benötigt.

Die Feminine ist still; schön erst auf den zweiten Blick; der erste konstatiert fälschlich „hausbacken“. In jedem Fall zart, weich, sanft — muß also geschützt werden. Dafür ist sie anspruchslos, anpassungsfähig; unkompliziert und — manchmal damit kurzgeschlossen — (ethisch) sauber.

Diese Eigenschaften sind weder individuelle Tugenden noch Charakterzüge, sondern normative Zitierungen fraulichen Verhaltens, die sich als ergänzende Werte zur patriarchalisch-männlichen Autorität gesellen.



Jedoch ist die Idealität solcher Zuordnungen niemals Selbstzweck:

„Jede Frau hat die Pflicht, ihre Ehe zu hüten. Eine intakte Ehe ist die Voraussetzung für die Erziehung der Kinder.“ (Moewig 922)

Jeder Mann hat Anspruch auf volle Entfaltung seiner Patriarchenrolle: „Warum arbeitet man sonst? Warum müht man sich ab, wenn es nur für das kleine Selbst geschieht?“ (Moewig 922)

Und überhaupt:

„... kein noch so häufiges Zusammensein kann gemeinsame Kinder ersetzen. Sie sind es, die ein Ehepaar aneinander binden ...“ (ebenda)

Sie sind „das Schönste im Leben einer Frau“ (Kelter Arzt 251); „Lebensinhalt genug“ (Kelter Mami 326); erfordern „den ganzen Menschen“ (Erika 1427).

Das emotionsgeladene Signal „kinderlieb“ wird mißbraucht zum Transport kleinbürgerlicher Normen. Es demonstriert die Unantastbarkeit der Ehe als Fortpflanzungsgemeinschaft; die Notwendigkeit, Besitz zu häufen für die Sicherung der Familie; es besiegelt Passivität, Unterwerfung, Vereinzeln der Frau. „Mutterliebe“ ist die Domäne des Verzichts! Jede Mutter „ist dazu da, für ihr Kind alles zu geben, ohne je eine Gegenleistung zu erwarten“. (O. v. Werla) Der Titel „Frau und Mutter“ ist unentrinnbar und beinhaltet totale Inanspruchnahme.

Wenn die Möglichkeit von Geburtenregelung überhaupt je ins Blickfeld gerät, wird ihr abscheulicher Egoismus bescheinigt. (Mami 326; Moewig 922)

Dafür wird positive Werthaltung mit Reklamebildern wie diesen belohnt: „Trinken wir unser zweites Glas auf deine Zukunft ... Auf deine Zukunft als Hausfrau und Mutter. Und vor allem als zukünftige Hausbesitzerin. Gunnar legte einen Moment seine Linke auf Irinas Hand. Liebe strahlte aus seinen Augen.“ (Erika 1427)

„Fünf Fingerchen klammerten sich in das blonde Haar Marlenes, fünf Fingerchen gruben sich in dunkles Männerhaar. Und dabei krächte Michaela zufrieden und vergnügt. Ihre kleine Welt war in Ordnung. So soll es immer bleiben, Marlene, flüsterte Werner.“

Solche Idylle sieht sich bedroht von der Anderen; deshalb gilt es sie unschädlich zu machen.

Zunächst wird sie sorgfältig aufgebaut: gefährlich schön — rothaarig, Raubtiergebiß; katzenhafte Bewegungen; wirft „herausfordernd die Mähne zurück“. Gesamteindruck: „Wie die wunderschöne Tigerin im Zoo“. (Moewig 922)

Diese Attribute signalisieren etwas, was für die Feminine tabu ist: Aggressivität. Die Andere weigert sich, dem Schicksal für alles dankbar zu sein. Sie „liebt ihre Freiheit über alles“, „bringt ihr eigenstes Wesen zur Entfaltung“ (Moewig) — als Journalistin oder im eigenen Immobilienbüro.

Eine viel schlechtere Startposition hat sie als aufsässige Hausfrau und Mutter, die nicht in ihren „vier Wänden veröden“ will (Mami 326). Bei ihren Äußerun-

gen von Aggressivität ist von Anbeginn sichergestellt, daß sie oberflächlich sind, „hysterisch“ und den „Ernst des Lebens noch nicht begriffen“ haben.

Die Autorität des Patriarchen gerät durch sie in Bedrängnis:

„Sie ballte die Fäuste. Oh, ich kenne dich! Ich kenne diesen rücksichtslosen, egoistischen und brutalen Tyrannen, der nichts anderes will, als alle Menschen unterdrücken! ... Ich habe dir vertraut und mich dir blindlings untergeordnet. Du aber hast mich eingesperrt!“

Oder gar:

„Unser Kind ... das war ja auch nur einer deiner schäbigen Tricks, mit denen du mich einsperren wolltest! Ich habe das Kind niemals gewollt.“

Damit ist ihr Fall hoffnungslos. Man entledigt sich ihrer durch „Scheidung“ — einem Mittel, zu dem im übrigen äußerst ungern gegriffen wird.

Die Karrieristinnen werden umständlicher abgeschossen.

Eine Möglichkeit ist die Exotisierung. Man führt die Emanzipierte vor als Star, läßt sie agieren in der Welt des Scheins und der Show, die nach völlig anderen Regeln funktioniert als die bürgerliche.

Oder man versucht es mit schleichernder Reintegration.

Erste Stufe: „Emanzipation“ bleibt grundsätzlich stecken beim gleichberechtigten Gebrauch von Ellbogen gegen die männliche Konkurrenz. Alles andere läßt sich denunzieren als intellektuelles und libertinöses Getue. Sexualleben kommt hier so wenig vor wie bei allen anderen Akteuren des Genres:

„... so modern ich sonst denke, in diesem Punkt gibt es für mich Grenzen. Der einzige Mann, der meinen Körper besitzt, wird mein Ehemann sein“.

Das trifft sich mit den Richtlinien der Bundesprüfstelle und bereitet der in-group die Genugtuung, daß über sie verhängte Triebeinschränkung auch für die Andere gültig ist, ja, daß diese „in mancher Beziehung dümmer ist als viele kleine Mädchen“. (Erika 1427)

Ab hier ist der Weg frei für das Ressentiment von der fraulichen Unterwertigkeit der Erfolgreichen und Intellektuellen.

„Frauen, die beruflich hart um Anerkennung kämpfen müssen, verlieren etwas Wesentliches“.

„Rosmarie besaß einen wachen Intellekt ... Aber er hatte eigentlich nie die Frau in ihr gesehen, dazu war sie einfach zu geistvoll“. (Erika 1427)

Damit steht die Erfolgreiche kurz vor der Absorption: „Sie war es müde, eine selbständige Frau zu sein“. Und: „Im Grunde sehnte sie sich nach dem, worüber sie sich sonst mokierte: Nach dem bürgerlichen Leben.“ (Erika 1427)

Die letzte und endgültige Konsequenz der Anverwandlungsstrategie wird nur gegen verheiratete Karrieristinnen eingesetzt: Man macht ihr ein Kind.

Vor diesem Schicksalsschlag kapituliert auch die Show-Künstlerin und remigriert aus der Welt des Scheins zur Ordnung der Natur (Kelter Arzt 251). Wo die Einsicht in deren objektive Notwendigkeiten bis zum Schluß fehlt, bleibt nur-

mehr zu konstatieren: „Sie hatte aus ihrem Leben einen einzigen Scherbenhaufen gemacht“ (Moewig 922).

Die Feminine macht solche Schwierigkeiten niemals; auch dann, wenn sie als Berufstätige in die Erzählung eintritt. Man trifft sie als Krankenschwester, Unterärztin, Fürsorgerin, im freundlichen Bürobetrieb; oder sie geht Vater im Werk zur Hand.

Immer handelt es sich um überschaubare Konstellationen; unselbständige aber unentfremdete „sublime Betätigung“, hinter der wieder „der ganze Mensch“ stehen darf und muß.

„Ich wollte Ärztin werden . . . Nun bin ich Krankenschwester, auch so kann ich hilflosen Menschen beistehen“ (Moewig 922)

Oder die Fürsorgerin: „Ich liebe meinen Beruf, auch wenn er mich manchmal mit recht traurigen Verhältnissen konfrontiert. Immerhin, man kann viel helfen und lindern“ (Mami 334).

Solche Verlautbarungen an die Menschheit werden jedoch im Fortgang der Handlung stets eingeschränkt auf emotionale Bindung an exquisite Einzelfälle. In grotesker Häufung begibt sich der Fall, daß irgendjemand die Feminine einfach einkauft und zum Privatbesitz mitnimmt. Die Berufung der Krankenschwester erfüllt sich im Haushalt der first-class-Patientin, auf die sie auch nach der Genesung all ihren sozialen Impetus konzentriert. Nicht aus Profitmotiven, sondern weil sie wirklich eine treue Seele ist.

Die hingebungsvolle Fürsorgerin wird nach Schloß Willenforst abgezogen, um sich dort ganz der Erziehung des jungen Grafen zu widmen.

Genauso aber darf der Chef bedingungslosen Einsatz und gläubige Hingabe für sich fordern. Seine Sekretärin läßt sich lieber von Räubern halb tot schlagen, als ihnen die Wertsachen im Safe zu überlassen. Die Ärztin leistet ein tägliches Übersoll im Bann der Chefarztaura.

Von Belang ist nicht, was und wozu man arbeitet, sondern für welche Persönlichkeit. Daher vollzieht sich auch der Übergang in die Familie immer konfliktlos, zumal ja die Autoritätsperson damit häufig überhaupt nicht wechselt. „Beruf“ und „Familie“ sind positiv besetzte Abhängigkeitsverhältnisse und als solche einander gleichgestellt.

Wichtigste Qualität der Femininen ist somit die Geste des Anklammerns, eine Art apriorischer Leibeigenschaft, die aus dem Primat des „Engagement“ vor jeglicher inhaltlicher Bestimmung erwächst.

Sie funktioniert in der Familie so aufopferungsvoll wie im Sozialberuf oder als Hausdame bei Unternehmern.

Oder bei Siemens im Akkord; oder im Großraumbüro, von Man-Power vermietet; oder in der Cafeteria von Hertie.

Aber davon sagen diese Frauenromane nichts.

## Georg Veloudis Der „Mensch“ und die Zeit

### *Kritische Bemerkungen zum absurden Theater am Beispiel von Samuel Becketts „Das letzte Band“*

*„Die Individuen, die nicht mehr unter die Teilung der Arbeit subsumiert werden, haben die Philosophen sich als Ideal unter dem Namen der Mensch vorgestellt, und den ganzen, von uns entwickelten Prozeß als den Entwicklungsprozeß des Menschen gefaßt, so daß den bisherigen Individuen auf jeder geschichtlichen Stufe der Mensch untergeschoben und als die treibende Kraft der Geschichte dargestellt wurde.“*  
Karl Marx<sup>1</sup>

Joachim Kaiser, einer der empfindsamsten bürgerlichen Kritiker, bringt das bisherige herrschende Bild von Beckett auf einen Nenner:

„Beckett weiß eben mehr vom Menschen, seiner Schwäche, seinem ohnmächtigen Aufbegehren und seinem Erstarren, als alle unsere trefflichen Schauspieler und Regisseure zusammen . . . Das Stück (Das letzte Band) scheint sich also mit der Hinfälligkeit des Menschen zu verbünden gegen den Hochmut des geistigen Prinzips.“<sup>2</sup>

Und mit den Worten des Autors schildert Kaiser das Spiel des einzigen Darstellers im „Letzten Band“: „Sein Schaudern, sein Frösteln vor Leere und Einsamkeit: im Fernsehen war es Theater, im Theater war es kein Theater, sondern Ausdruck.“<sup>3</sup>

Jede Auseinandersetzung mit dem absurden Theater, ob in seiner Ganzheit oder in der Person eines seiner Vertreter, setzt notwendigerweise eine Kritik seiner Kritiker voraus. Die bisherige Kritik über Beckett läßt sich in folgende Grundhaltungen gliedern:

a) *Kritik als Selbstauflösung der Kritik.* Der Kritiker verkündet die Unmöglichkeit einer rational-kritischen, und zwar objektiven Auseinandersetzung mit dem Werk Becketts: „Es (das Endspiel) verstehen“ — beteuert uns Theodor Adorno — „kann nichts andres heißen, als seine Unverständlichkeit verstehen, konkret den Sinnzusammenhang dessen nachkonstruieren, daß es keinen hat.“<sup>4</sup> Schärfer formuliert ein anderer Beckettianer, John Fletcher, diese Selbstauf-

<sup>1</sup> Karl Marx, Die deutsche Ideologie, in: MEW, Bd. III, S. 69.

<sup>2</sup> Joachim Kaiser, Beklemmende Lektion über Stolz und Altern: in: Samuel Beckett, Das letzte Band, Regiebuch der Berliner Inszenierung, Edition Suhrkamp 389, Frankfurt a. M. 1970, S. 144 und 147 f. Im Folgenden wird auf diese Ausgabe mit „R“ verwiesen.

<sup>3</sup> J. Kaiser, „Das letzte Band“, — in Ewigkeit, SZ v. 15. 6. 70

<sup>4</sup> Th. Adorno, Versuch, das Endspiel zu verstehen, in: Noten zur Literatur II, Bibliothek Suhrkamp 71, Frankfurt a. M. 1961, S. 190.



lösung der Kritik: „Was Beckett betrifft, so besteht die Aufgabe der Kunst darin, Probleme zu betrachten, nicht zu lösen, ebenso wie die Kritik Kunstwerke zu betrachten hat, nicht zu erklären.“<sup>5</sup> Ein dritter, Hugh Kenner, beginnt mit demselben Bekenntnis: „Dieses Buch, das Samuel Beckett nicht erklären, sondern dem Leser das Nachdenken darüber erleichtern will ...“<sup>6</sup> und „konkretisiert“ seine These: „Der Autor der Theaterstücke und Romane (Beckett) hat überhaupt keine Aussage zu machen. Vielmehr zeigt er uns einen sprunghaften Geist, der in Unwissenheit befangen ist, ganz ähnlich wie unser eigener.“<sup>7</sup>

b) *Kritik als Kritik der reinen Form.* Von Dissertationen, die ausschließlich die Sprache Becketts behandeln<sup>8</sup>, kann man vielleicht absehen — die akademischen Gepflogenheiten haben uns schon längst daran gewöhnt. Daß aber ein Buch wie das des schon erwähnten John Fletcher, das seinem Ansatz nach dem gesamten Werk Becketts zugedacht ist, nicht über eine formalistische Analyse hinausgehen kann, ist für eine Menge derartiger Literatur- und Theaterkritik allzu symptomatisch. Konsequent scheint es dann, wenn Fletcher die Kritik nicht darauf richtet, was Beckett uns zu sagen hat, sondern wie er (was?) sagt.<sup>9</sup> Die Absurdität solcher Kritik offenbart sich unter anderem auch darin, daß selbst der Inhalt des Beckettischen Werkes zur Form degradiert wird: Beim vornehmsten dieser Kritiker, Martin Esslin, läuft die Beschäftigung mit dem „Inhalt“ der einzelnen Stücke Becketts in eine prosaische Wiedergabe deren „Inhalts“ (= Stoffs) hinaus.<sup>10</sup>

In einem ähnlichem „kritischen“ Klima bewegen sich die journalistischen Theaterkritiker in ihren impressionistischen Besprechungen von Beckett-Aufführungen. Die in einem Bändchen abgedruckten Kritiken von vier westdeutschen Journalisten zu „Das letzte Band“ erschöpfen sich größtenteils in der naturalistischen Beschreibung des Bühnen-Geschehens, wobei der Sinn dieses Geschehens nicht im geringsten vermittelt wird.<sup>11</sup>

Seinen Höhepunkt erreichte dieser kritische Formalismus bei der Beschäftigung mit der Enträtselung der Beckettischen Heldenennamen. Angefangen hat dies mit der Etymologisierung von „Godot“, worunter theologisierende Kritiker ein Diminutiv von „God“ zu hören glaubten, bis M. Esslin denselben Namen, wie wohl in orthographisch abweichender Form, in einer Komödie Balzacs auf-

spüren konnte.<sup>12</sup> Paradoxerweise vergnügte sich aber derselbe Kritiker mit den gleichen etymologischen Spielereien — diesmal in bezug auf die Namen Hamm und Clov im „Endspiel“.<sup>13</sup> Ein anderer Kritiker, Dieter Wellershoff, spekulierte mit der Etymologie des Namens eines Romanhelden von Beckett und entdeckte hinter „Malone“ die Wörter „mal“ und „alone“,<sup>14</sup> und ein Neojungianer, Ado Tagliaferri, „vertiefte“ sich in den verborgenen Sinn eines anderen Namens, Molloy, und gelangte dabei sorglos bis zum lateinischen „mollis“ und zum homerischen „moly“.<sup>15</sup> Beide Spekulationen wurden bloßgelegt, als ein nüchterner Kritiker nachweisen konnte, daß beide Namen lediglich aus einem irischen Volkslied übernommen waren.<sup>16</sup>

c) *Kritik als Betrachtung des Menschenschicksals.* Was sich in den Stücken Becketts abspiele, betreffe das Schicksal der „Menschheit“. Die Personen seien keine konkreten Menschen, die in bestimmten Gesellschaftsverhältnissen und in einer bestimmten Zeit leben, sondern der „Mensch“ überhaupt. So versteht z. B. Wolfgang Hildesheimer das absurde Theater folgendermaßen: „Absurdes Theater aber bedeutet: Eingeständnis der Ohnmacht des Theaters, den Menschen läutern zu können und sich dieser Ohnmacht als Vorwand des Theaterspiels zu bedienen. Ohnmacht und Zweifel, die Fremdheit der Welt, sind Sinn und Tendenz jedes absurden Stückes, das somit ein Beitrag zur Klarstellung der Situation des Menschen wird. Es verschmäht die Darstellung der Realität, da auf dem Theater ohnehin nur ein winziger Teil der Realität dargestellt werden kann, der niemals stellvertretend für ihre Gesamtheit steht, und naturgemäß in keinem Verhältnis zur Stellung des Menschen in der Welt ...“ Und: „Denn für das Absurde gibt es keine Propaganda als die Existenz des Menschen.“<sup>17</sup>

Jean-Jacques Mayoux sieht wiederum in den Hauptpersonen von „Warten auf Godot“ die ‚symbolischen‘ Vertreter der ganzen Menschheit: „Das ist also die Menschheit: der Prostatiker Wladimir; der hinkende Estragon, beide stinkend, der eine aus dem Mund, der andere an den Füßen.“<sup>18</sup> Und: „Der Mensch ist allein; er ist nicht nur seines Gottes, sondern der Welt beraubt. Auch in

<sup>5</sup> John Fletcher, Die Kunst des Samuel Beckett, Bibliothek Suhrkamp 224, Frankfurt a. M. 1969, S. 32.

<sup>6</sup> Hugh Kenner, Samuel Beckett. Eine kritische Studie, Carl Hanser Verlag, München 1965, S. 11.

<sup>7</sup> H. Kenner, a.a.O., S. 54.

<sup>8</sup> S. etwa Niklaus Gessner, Die Unzulänglichkeit der Sprache. Eine Untersuchung über Formzerfall und Beziehungslosigkeit bei Beckett, Diss., Zürich 1957.

<sup>9</sup> J. Fletcher, a.a.O., S. 58.

<sup>10</sup> Martin Esslin, Das Theater des Absurden, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1965, S. 19–65. Eine nur formale Analyse des Beckettischen Werkes bietet uns auch die Dissertation von Hildegard Seipel, Untersuchungen zum experimentellen Theater von Beckett und Ionesco, Romanisches Seminar der Universität Bonn, Bonn 1963 (S. 232–241: Das letzte Band).

<sup>11</sup> Samuel Beckett, Das letzte Band, a.a.O., S. 119–148.

<sup>12</sup> M. Esslin, a.a.O., S. 34–35. Günther Anders, Being without Time: On Beckett's Play Waiting for Godot, in: Samuel Beckett. A Collection of Critical Essays, ed. by M. Esslin, Prentice-Hall, Englewood Cliffs, N. J., 1965, S. 145 führt diese Godot-Theologie unfreiwillig ins Absurde, wenn er meint, Godot habe nicht mit Gott, sondern mit dem Begriff Gottes zu tun.

<sup>13</sup> M. Esslin, a.a.O., S. 46.

<sup>14</sup> Dieter Wellershoff, Der Gleichgültige, Versuch über Hemingway, Camus, Bennis und Beckett, Kiepenheuer und Witsch, Köln-Berlin 1963, S. 111.

<sup>15</sup> Ado Tagliaferri, Beckett e l'iperdeterminazione letteraria, Feltrinelli, Mailand 1967, S. 38. Daß man mit solchen Etymologie-Versuchen uneingeschränkt spekulieren kann, zeigt unter anderem Ihab Hassan, The Literature of Silence, Henry Miller and Samuel Beckett, A. A. Knopf, New York 1968, S. 184, wenn er die Namen „Nagg“ und „Nell“ aus dem deutschen „Nagel“ bzw. aus dem englischen „knell“ ableitet.

<sup>16</sup> Ludovic Janvier, Pour Samuel Beckett (= Arguments, 27), Les Editions de Minuit, Paris 1966, S. 272.

<sup>17</sup> Wolfgang Hildesheimer, Wer war Mozart? Becketts „Spiel“. Über das absurde Theater, Edition Suhrkamp 190, Frankfurt a. M. 1966, S. 93 und 95.

<sup>18</sup> Jean-Jacques Mayoux, Über Beckett, Edition Suhrkamp 157, Frankfurt a. M. 1966, S. 58.



dieser Hinsicht ist das Beckettsche Werk eine Kritik der Erfahrung.“<sup>19</sup> Auch John Fletcher entdeckt in Becketts Werk keine bestimmten Menschen, sondern „den Menschen“: „Keine Frage, Becketts Werk wirkt zunächst wie eine gnadenlose Anklage gegen den menschlichen Körper und gegen Gott.“<sup>20</sup> Oder: „Um die törichte Eitelkeit des Menschen noch wirksamer bloßzustellen, setzt Beckett an ihrer Wurzel an: er macht den menschlichen Körper lächerlich.“<sup>21</sup> In der Person Krapps in „Das letzte Band“ entdeckt er wieder den Menschen schlechthin; denn: „Das Tonbandgerät führt Krapp in eine Vergangenheit, die die Erinnerung allein nicht zu vergegenwärtigen vermag, denn bei Beckett übernimmt ein technisches Gerät jene Funktion, die Proust einer geheimnisvollen Gabe des Menschen zuschrieb.“<sup>22</sup> Und der Höhepunkt dieser Duselei: „Der Mensch ist ein Schauspieler in der kosmischen Farce.“<sup>23</sup>

Für Hellmuth Karasek „war nie deutlicher, daß das Stück (Das letzte Band) noch so allgemein, so den Menschen umfassend gemeint ist.“<sup>24</sup> Ein anderer westdeutscher Theaterkritiker, Georg Hensel, wiederholt formalistische Gemeinplätze, wenn er über die Figur des anhang- und heimlosen Landstreichers in Becketts Werk sagt: „Er ist ein Bild für die Unfähigkeit des Menschen, auch die einfachen Fragen über sein Leben zu beantworten: Woher er kommt, wohin er geht; was er weshalb tut; welchen Sinn dies alles hat. Der Landstreicher, eine spezielle Variante des Menschen, ist wie jeder Mensch . . . nie irgendwohin unterwegs, sondern nur unterwegs.“<sup>25</sup> Hensel kann dennoch die Bedeutung seiner und ähnlicher „Kunstabhandlungen“ von Becketts Werk nicht verheimlichen, hatte er sich doch auf der vorangehenden Seite seines Buches über Beckett ohne Verbrämungen geäußert: „Dem Leid, das sich in solcher Lebensverzweiflung äußert und in solche Zynismen steigert, wäre weder durch eine evolutionär verbesserte Sozialversicherung noch durch eine Revolution gesellschaftlicher Verhältnisse abzuwehren: dieses Leid bedarf weder der Historisierung noch der gesellschaftlichen Konkretisierung, um körperlich und laut zu werden, denn es ist eine der Bedingungen der menschlichen Existenz, wann und wo auch immer sie sich abspiele.“<sup>26</sup>

Es kann doch nicht verwundern, wenn sich auch Ernst Fischer in diese Reihe von Theater- und Literaturkritikern einreihen läßt. Denn auch er sieht im „Endspiel“ nichts als ein Analogon zu Solschenizyns „Iwan Denissowitsch“; bei beiden gehe es um „die Deformationen des Menschen, um das Negativ seiner

<sup>19</sup> J.-J. Mayoux, a.a.O., S. 90.

<sup>20</sup> J. Fletcher, a.a.O., S. 14.

<sup>21</sup> J. Fletcher, a.a.O., S. 22–23.

<sup>22</sup> J. Fletcher, a.a.O., S. 93.

<sup>23</sup> J. Fletcher, a.a.O., S. 94.

<sup>24</sup> Hellmuth Karasek, Beckett inszeniert Beckett, in: Samuel Beckett, Das letzte Band, a.a.O., S. 141.

<sup>25</sup> Georg Hensel, Beckett (= Friedrichs Dramatiker des Welttheaters, 62), Velber bei Hannover 1968, S. 20–21.

<sup>26</sup> G. Hensel, a.a.O., S. 19.

Würde und um diese Würde selbst, um ihre Zerstörung oder Bewahrung . . .“<sup>27</sup> Wie kann dann Fischers Beckett-Analyse über eine bürgerliche Betrachtung abstrakten Menschenschicksals hinausgehen? Und was nutzt die Proklamierung der Geschichtlichkeit der Beckettschen Roman- und Theaterhelden durch Adorno<sup>28</sup>, wenn er bei seiner Analyse von Becketts „Endspiel“ die historische Bedingtheit eben der Personen dieses Stücks konkret nicht nachweisen kann?

Sind die Personen Becketts abstrahierte Repräsentanten der Gattung „Mensch“ und ihre Problematik die ewige, sich über Zeit und Ort bewegende Geschichte vom Leiden des Menschen, oder sind sie Menschen, die einer historisch bestimm- baren Gesellschaftsformation in einer bestimmten Zeit angehören, woraus auch ihr „Leiden“ — und welches „Leiden“ — abzuleiten ist?

Hier wird versucht, aufgrund einer eingehenden Analyse von „Das letzte Band“ diejenigen Elemente der historisch-gesellschaftlichen Realitäten in Becketts Werk anschaulich zu machen, die die Frage in ihrem zweiten Teil positiv zu beantworten erlauben. Eine Inhaltsangabe des Einakters „Das letzte Band“ wird dem Leser die Lektüre meiner Analyse erleichtern:<sup>29</sup>

Das Stück wurde 1958 geschrieben. Die Handlung wird irgendwann in die Zukunft verlegt. Die Bühne stellt einen dunklen, leeren Raum dar, die Bude Krapps, eines 69 Jahre alten, alleinstehenden Schriftstellers. Die Leere und Dunkelheit des Raumes wird nur in einem Punkt unterbrochen: Auf der rechten Seite ein Tisch, hinter dem Krapp — mit dem Gesicht zum Zuschauerraum — sitzt.

Beleuchtet werden Krapp, der Tisch und — später — darauf liegende Gegenstände. Krapp steht auf, holt aus einer Schublade nacheinander zwei Bananen und ißt sie langsam.<sup>30</sup> Dann stürzt er sich in einen Nebenraum und holt der Reihe nach ein Tonbandregister, ein paar Blechdosen mit Tonbändern und ein Tonbandgerät und stellt sie auf den Tisch.<sup>31</sup> Er setzt sich auch hin. Seiner Gewohnheit gemäß hört er immer wieder Tonbänder an, die er in seinen früheren Lebensjahren mit seinen Erlebnissen und Gedanken besprochen hatte. Das erste Band enthält Aufnahmen, die er als 39jähriger gemacht hatte.<sup>32</sup> Das Band läuft und bringt Erinnerungen des 39jährigen, die 10 oder 12 Jahre zurückliegen: Liebe zu einem Mädchen, Bianca. Dann kam das „Erlahmen der Jagd nach Glück“ und das Aufgeben der Hoffnungen auf das „opus magnum“, das Ende der Jugend.

Krapp unterbricht das Tonband. Er holt aus dem Nebenraum eine Flasche,

<sup>27</sup> Ernst Fischer, Kunst und Koexistenz, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1966, S. 13.

<sup>28</sup> Th. Adorno, a.a.O., S. 210.

<sup>29</sup> Nach dem Regiebuch der Berliner Inszenierung; s. oben, Anm. 1. Änderungen gegenüber den älteren Fassungen werden, soweit es für meine Analyse notwendig ist, dazu berücksichtigt.

<sup>30</sup> I. Hassan, a.a.O., S. 194, stellt sich vor, Krapp hole die Bananen aus seinen Taschen!

<sup>31</sup> In der ersten Fassung liegen Tonbandgerät, Bänder und Mikrophon von Anfang an auf dem Tisch; s. Samuel Beckett, Dramatische Dichtungen, Bd. II, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1964, S. 85.

<sup>32</sup> Noch ein aufmerksamer Leser Becketts, Jean Onimus, Beckett, Desclée de Brower, o. O., 1968, S. 126 spricht vom 20jährigen Krapp!



trinkt und singt ein Abendlied vor sich hin. Dann hört er das Band weiter an: Bericht vom Tod seiner Mutter „nach ihrem langen Witibtum“. Er stürzt nochmals ins Nebenzimmer, holt ein dickes Wörterbuch und sucht darin das zuletzt gesprochene Wort „Witibtum“ auf, liest dessen Erläuterung. Dann hört er dasselbe Band weiter: Erinnerungen an eine „junge, dunkelhaarige Schönheit“. Zunächst auf einer Bank, am Wehr, dann in einem Zimmer mit ihr, einem Hund und einem Ball; ein Jahr später, in einer Märznacht, in einem „Äquinoktium“, „am Ende der Mole“, die „Erleuchtung“: Liebe in einem Boot. Neue Unterbrechung. Krapp holt aus dem Nebenraum ein Mikrophon, setzt sich wieder hin und bespricht ein neues Band: Er wendet sich selbstironisch und höhnisch gegen sein früheres Ich, das er eben abgehört hatte. Zum Glück sei das alles zu Ende. Weitere Ironie gegen den jetzigen, 69jährigen, „erfolgreichen“ Schriftsteller, der er ist, in der Gesellschaft einer Lektüre, oder einer Dirne oder mit dem Besuch der Vespermesse. Er singt wieder das Abendlied. Krapp hört schließlich den letzten Teil vom ersten Band noch einmal an.

Es versteht sich nun von selbst, daß jede Interpretation des Stücks von der Bestimmung der Person Krapps auszugehen hat. Die Tatsache, daß der ungewöhnliche, ja höchstwahrscheinlich von Beckett erfundene Name nicht zum erstenmal in „Das letzte Band“ auftaucht, sondern zunächst in einem 10 oder 11 Jahre zuvor geschriebenen, aber bisher unveröffentlichten Stück, „Eleutheria“, als Familienname — wenn auch in leicht veränderter Form (Herr Krap, Frau Krap) — benutzt wurde<sup>33</sup>, soll weiter unten in einem anderen Zusammenhang erörtert werden. Hier möchte ich zunächst den sozialen Status dieser Person näher bestimmen, und einer solchen Konkretisierung leistet diese Gestalt Becketts viel weniger Widerstand als andere Figuren seines Theaters und besonders seiner Prosa, obwohl auch diese letzten, trotz der herkömmlichen Meinung seiner Kritiker, in ein historisch und sozial „bestimmtes“ Milieu eingefügt werden können.

Die Figur Krapps weist viele autobiographische Charakteristika auf, die bisher nicht eingehend behandelt wurden. Krapp ist ein Schriftsteller — wie Beckett. Daß diese Identifikation stimmt, wird noch von folgenden Übereinstimmungen der Lebensdaten des Helden mit denen seines Autors bekräftigt: Krapp ist 69 Jahre alt, aber „in der Zukunft“. Beckett wurde im Jahre 1906 geboren, er wird im Jahre 1975 69jährig sein. Der 39jährige Krapp war dem Texte nach ein erfolgloser Schriftsteller: das bezieht sich genau auf den Autor Beckett, dessen Werk bis vor „Warten auf Godot“ (1948) von dem ihn später beweihräuchernden Publikum unbeachtet blieb. Das 39. Lebensjahr Krapps, aus dem die Erinnerungen des vom 69jährigen angehörten Tonbandes stammen, ist auch für den Autor Beckett von einer hohen autobiographischen Bedeutung: Mit seinen 39 Jahren wandte er sich von seiner Muttersprache ab und begann, in

französischer Sprache zu schreiben. Aber auch das dritte Datum im Leben Krapps läßt sich zwanglos auf Beckett beziehen: Die Erinnerung an den 27-jährigen Krapp, der seine Mutter eben verloren hatte, spielt meiner Meinung nach auf das 27. Lebensjahr Becketts an, also 1933, in dem Becketts Vater starb. Die Referenzen auf Becketts Leben in diesem Stück ließen sich um ein paar Verbindungsglieder noch vermehren<sup>34</sup>, das autobiographische Substrat des Werkes ist dennoch schon durch die obigen Berührungspunkte offenkundig geworden. Es geht aber vor allem darum, aufzuzeigen, daß die Welt, in der Krapp lebt, keine dichterische Utopia, sondern soziohistorisch bestimmbar und bestimmt ist. Krapp *fühlt sich allein*, wie alle Personen in Becketts Werk. Es kommt nun darauf an, das Verhältnis seiner subjektiven Einstellung zur Welt der Objekte zu untersuchen; denn Krapp *ist objektiv nicht allein*. Der Autor Beckett hat seinen Helden, ob gewollt oder nicht, in eine existierende Welt gesetzt: in die Welt der Waren. Die einfachen „Requisiten“, die er *mit* der Person Krapps auf die Bühne gestellt hat, weisen notwendigerweise auf diese Welt hin — eine Welt von bestimmten Produktionsverhältnissen: Seine armselige Bude, die er bewohnt, zeugt von einem Mietverhältnis zwischen Krapp und einem Hausbesitzer — ein Privatbesitz Krapps an der Bude ist theoretisch denkbar, sollte jedoch angesichts seiner Mittellosigkeit praktisch ausgeschlossen werden. In Krapps Welt gibt es darüber hinaus mindestens einen Obsthändler, bei dem er sich die Bananen besorgt, die er so genießerisch ißt, eine Buchhandlung, bei der er ein Lexikon, wie dieses, das er gerade auf seinem Tisch aufschlägt, kaufen konnte, und eine Elektro-Geräte-Firma, die das Tonband produziert hat, das Krapp für seine Lebensaufzeichnungen verwendet. Wenn man noch eine Herren-Bekleidungs-Fabrik hinzufügt, von der Krapp sich seine Kleidung bezog, dann hat man ein äußerst kompliziertes und fortgeschrittenes Produktionssystem vor sich: das kapitalistische — dem weder die Theater-Figur Krapp noch der Theaterautor Beckett, nicht einmal in seiner Phantasie, entfliehen können, genauso, wie die klassischen Politökonomen mit ihren „Robinsonaden“ eine vollendete kapitalistische Produktionsweise eher voraussetzten als aufhoben.<sup>35</sup>

Denn beide, sowohl die dichterische Figur als auch der mit Fleisch und Blut vor uns stehende Autor, sind mit einem Arbeitsverhältnis an dieses Produktionssystem untrennbar gebunden: Der Schriftsteller Krapp *verkauft* seine Arbeitskraft an einen Verleger, er veräußert seine Geistesprodukte. Die selbstironische Betrachtung dieses Arbeitsverhältnisses durch den Schriftsteller Krapp (von seinem Buch habe er „siebzehn Exemplare verkauft, davon elf zum Großhandelspreis... an öffentliche Leihbüchereien... in Übersee“, R94), die gleich-

<sup>33</sup> Das „Witibtum“ der Mutter Krapps entspricht dem Verwitwetsein der Mutter Becketts (sie starb 1951, 18 Jahre nach dem Tod des Vaters von Beckett). Beckett lebte noch damals als Junggeselle, genauso wie Krapp. Der Ortsname „Connaught“ (R 50) und die „Kedar Street“ (R 54), die in Krapps Erinnerungen auftauchen, sind in der Heimat Becketts lokalisiert und stellen seine eigenen Jugenderinnerungen dar.

<sup>34</sup> Karl Marx, Das Kapital. Erster Band, in: MEW, Bd. 23, S. 90–91.

<sup>35</sup> H. Kenner, a.a.O., S. 130.

zeitig eine Selbstironie des Autors Beckett ist, kann an diesem Arbeitsverhältnis zunächst nichts rühren — sie macht es einfach tragischer, sie deckt erst recht die Kluft zwischen Subjekt und Objekt auf.

Und es ist eben diese Kluft, die den Inhalt, die innere Spannung im Leben Krapps ausmacht. Sein ideologisches und seelisches Verhältnis zur Welt drückt diese Disharmonie aus — wir könnten sie gleich Entfremdung oder Verdinglichung nennen, es kommt nur darauf an, sie konkret im Werk Becketts nachzuweisen, indem wir die sozialen Teilverhältnisse Krapps untersuchen:

Zunächst ist sein Verhältnis zur Frau ausschließlich auf das Sexuelle bezogen, das heißt aber: Die Frau ist auf ihr biologisches Dasein reduziert. Außer seiner Mutter (bezeichnenderweise kommt auch ihr kein anderes Attribut zu als das der Mutter, was ein rein biologisches ist) und einer alten Jungfrau, Miss Mc Glome („fabelhafte Frau“ ist die Bezeichnung, die ihr Krapp gibt, wobei zu bemerken ist, daß die Bezeichnung „Frau“ im Sinne von „Weib“ steht, denn sie bezeichnet nichts anderes als ihre „Weiblichkeit“), kommen noch zwei Frauen gestalten in Krapps Erinnerungen vor: Bianca, eine „echte“ Liebe aus seiner Jugendzeit, und eine Dirne, mit der es der alte Krapp trotz seiner 69 Jahre „schafft“. Beide Verhältnisse haben einen provisorischen Charakter (das mit der zweiten notwendigerweise), was erstens zu einer Identifizierung beider Frauen im Bewußtsein des Mannes führt und zweitens das Fehlen einer nicht momentan-sexuellen Beziehung zur Frau bezeugt. Das ist keine Ausnahme-Erscheinung in Becketts Werk — ganz im Gegenteil. Die Männer seiner Roman-Trilogie „Molloy“, „Malone stirbt“ und „Der Namenlose“ etwa unterhalten zu den Frauen eine ausschließlich sexuelle Beziehung, und zwar keine dauerhafte<sup>36</sup>, oder sie drücken ihre starke Abneigung gegen sie aus: „Was ist von der Theorie zu halten, wonach Eva nicht aus einer Rippe Adams, sondern einer Geschwulst an seinem Oberschenkel (Hinterteil?) hervorgegangen ist?“ — fragt Molloy.<sup>37</sup> Auch im ganzen Theater Becketts steht die Frau ausschließlich in diesem Verhältnis zum Mann. Im „Spiel“ etwa, einem Einakter mit drei Personen, gibt es neben einem Mann zwei Frauen, seine Ehefrau und seine Maitresse — letztere wird übrigens mit „Hure“ beschimpft — eine weitere Identifikation von „Frau“ und „Hure“ im Werk Becketts.

Das alles sollte nicht als eine primär sexuelle Abneigung des Mannes gegen die Frau, jedenfalls nicht als eine solche des Autors Beckett — er ist inzwischen mit einer Französin verheiratet und führt eine normale kleinbürgerliche Ehe — verstanden werden. Das sollte vielmehr als eine sozial bedingte Reaktion gegen die sich seit Ende des 19. Jahrhunderts durchsetzende Emanzipation der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft und ihre Integrierung in den kapitalistischen Produktionsprozeß verstanden werden. Im gesamten Werk Becketts gibt es

keine Frau, die ihr Dasein außerhalb des Verhältnisses „Mutter-Liebesobjekt“ durchzukämpfen hat. Eine Angestellte, eine Arbeiterin, gar eine Vorgesetzte haben in der phantastischen Welt Becketts keinen Platz, obwohl sie eben in der realen Welt Becketts einen Platz schon längst eingenommen haben. Die Haltung des Beckettschen Helden zur Frau ist genau das umgekehrte Pendant zu derjenigen des mittelalterlichen Ritters. Die unter den Feudalverhältnissen tatsächlich versklavte Frau wurde, wie Engels bemerkte<sup>38</sup>, in der Ritterdichtung abstrakt idealisiert und besungen, in der spätbürgerlichen Gesellschaft dagegen (ein frühes Beispiel dafür mag „Zarathustra“ sein), in der sich die Frau eine *reale* Stellung erringen kann, verweigert ihr die spätbürgerliche Dichtung *ideell* diesen Platz. An die Stelle der feudalen Heuchelei ist als deren legitimer Erbe der spätbürgerliche Zynismus getreten.

Dieser „Zynismus“ sollte in Becketts Werk auch etymologisch verstanden werden: Der „Mensch“ ist im gesamten Werk Becketts zum „Hund“ herabgesetzt. Die „Vertierung“ des Menschen ist im ganzen Werk Becketts nachweisbar. Die „tierische“ Gier, mit der Krapp seine Bananen ißt, die unartikulierten Töne, mit denen er seine Reaktion auf die Stimme seines früheren Ich begleitet, sind Merkmale dieser „Vertierung“, die schon von früheren Kritikern Becketts bemerkt worden sind. Auch Willie, eine der beiden Personen in „Glückliche Tage“ (1961), „ein Mann um die sechzig“, ist vertiert: „Er bewegt sich auf allen vieren“.<sup>39</sup> Seine Frau, Winnie, befiehlt ihm: „Kriech' zurück in dein Loch“.<sup>40</sup> Aber der Gedanke von der Vertierung des Menschen bei Beckett wird durch konkrete Symbole aus dem Tierreich ausgedrückt: Das „Witibum“ seiner Mutter ruft mit Hilfe eines Lexikons in Krapps Erinnerungen das Bild vom Witwenvogel hervor (R 68). Krapp vergleicht sich selbst mit einem Dachs (R 56).

Der Hund ist aber ein verblüffend oft wiederkehrendes Symbol für das Menschenleben in Becketts Werk. In Krapps Erinnerungen kommen „nur ein paar Vertraute, Dienstmädchen, Kinder, Greise, Hunde“ (R 70) vor; daß hier die „Hunde“ mit den Menschen gleichgestellt werden, geht aus dem vorangehenden „Kaum eine Menschenseele“ hervor. Im Zimmer erlebt er mit seiner Jugendliebe ein paar glückliche Momente: „Ihre Momente, meine Momente. Des Hundes Momente“ (R 74). Auch die Syntax, die auf Anweisung Becketts in dieser neuen Fassung des deutschen Textes verbessert wurde, suggeriert die Gemeinsamkeit von Menschen- und Hundeschicksalen. Im übrigen Werk Becketts kommt das Symbol „Hund“ so häufig vor, daß ich mich hier auf eine kleine Auswahl beschränken muß: In einem frühen Essay über Joyce („Dante... Bruno... Vico... Joyce“, 1929) empfiehlt Beckett Miss Rebecca West, „ihre Speicheldrü-

<sup>36</sup> J. Flechter, a.a.O., S. 24–29.

<sup>37</sup> J. Flechter, a.a.O., S. 16.

<sup>38</sup> Friedrich Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates, in: MEW, Bd. 21, S. 72.

<sup>39</sup> S. Beckett, Stücke. Kleine Prosa. Auswahl in einem Band, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1967, S. 308.

<sup>40</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 283.



sen bemerkenswerter zu kontrollieren, als es Pawlows unglückliche Hunde vermögen.<sup>41</sup> Wenn der Held der Erzählung „Das Ende“ (1945) austreten muß, tut es ihm „hundemäßig weh“.<sup>42</sup> In „Warten auf Godot“ (1952) singt Wladimir einen Rundgesang von einem Hund.<sup>43</sup> Daß der Hund hier stellvertretend einen Menschen meint, wird aus dem ganzen Zusammenhang ersichtlich (Grab mit Grabstein, von den anderen Hunden errichtet). Im „Endspiel“ (1957) schließlich begegnen wir noch einmal der Dreiergruppe Mann (Vater), Frau (Mutter), Hund: „Mein Vater? Meine Mutter? Mein ... Hund? Oh, ich kann mir wohl denken, daß sie soviel leiden, wie solche Wesen leiden können“,<sup>44</sup> sagt Hamm, wobei der letzte Satz die Gleichstellung von Hund und Menschen im Vorangegangenen anschaulich macht. Diese „Vertierung“ des Menschen ist in der bürgerlichen Literatur des 20. Jahrhunderts eine immer wieder auftauchende künstlerische Umschreibung für die Verdinglichung des Menschen in kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Ihren erschreckendsten Ausdruck fand sie schon in Kafkas „Verwandlung“ — auf Kafkas geistige Verwandtschaft mit Beckett und dem „absurden“ Theater im allgemeinen ist schon vielfach hingewiesen worden.<sup>45</sup> Sie entspricht meines Erachtens durchaus einer parallelen Erscheinung im „nouveau roman“, einer Erscheinung, die wir „Verdinglichung“ oder „Vergegenständlichung“ nennen könnten, und deren vornehmster literarischer Repräsentant „Les choses“ von Alain Robbe-Grillet ist. Lucien Goldmann hat die Beziehungen von „Les choses“ mit der „Dinghaftigkeit“ und dem Warenfetischismus in der spätbürgerlichen Gesellschaft einwandfrei klargelegt.<sup>46</sup> Alain Robbe-Grillet hat sich zu seiner geistigen Verwandtschaft mit Beckett mehr als einmal bekannt.<sup>47</sup> Von einem weiteren, wesentlichen Berührungspunkt zwischen diesem und jenem werde ich noch unmittelbar zu sprechen kommen: Der Auffassung und der künstlerischen Wiedergabe des Zeitproblems.

Beachtenswerterweise gibt es gerade in diesem Stück Becketts — und in einem auffallenden Gegensatz zu seiner übrigen Produktion — eine Anzahl konkreter Zeitbestimmungen. Zunächst einmal die drei Jahresangaben aus dem Leben Krapps: 69, 39 und 27 Jahre. Dann jenes „denkwürdige Äquinoktium“<sup>48</sup>, in einer Märznacht, in der der 27jährige Krapp sein Liebesabenteuer hatte. Dieses Äquinoktium kann, wenn meine Identifizierung Krapps mit Beckett angenom-

<sup>41</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 19.

<sup>42</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 89.

<sup>43</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 186—187.

<sup>44</sup> S. Beckett, Fin de partie. Endspiel, Edition Suhrkamp 96, Frankfurt a. M. 1957, S. 11.

<sup>45</sup> S. etwa Tagliaferri, a.a.O., S. 9 und 30—31, wo aber die „Verwandlungen“ bei Beckett psychoanalytisch gedeutet werden.

<sup>46</sup> Lucien Goldmann, Pour une sociologie du roman (Idées, 93), Gallimard, Paris 1964, S. 281 ff. Goldmanns Analyse beruht offenkundig auf Georg Lukács, Die Verdinglichung und das Bewußtsein des Proletariats, in: Geschichte und Klassenbewußtsein, Der Malik Verlag, Berlin 1923, S. 94—228.

<sup>47</sup> Alain Robbe-Grillet, Pour un nouveau roman (Idées, 45), Gallimard, Paris 1963, S. 121—136.

<sup>48</sup> Auch in „Schluß jetzt“ (S. Beckett, Auswahl . . ., a.a.O., S. 371): „Die Nacht. Lang wie der Tag in diesem endlosen Äquinoktium. Sie bricht herein, und wir machen weiter. Wir brechen vor Tagesanbruch wieder auf“.

men wird, auf den 21. März 1933 genau festgelegt werden. Bis zu jenem Datum lebte Beckett jedenfalls noch in Dublin: Die geographischen und topographischen Elemente in Krapps Erinnerungen beziehen sich alle, wie schon gezeigt, auf Becketts Heimat.

Der alte Krapp konfrontiert sich mit seiner eigenen Existenz in der Zeit. Mit formalem Geschick bedient sich Beckett eines dramaturgischen Kunstgriffs, um der Problematik seiner Figur freie Entfaltung zu erlauben: Er läßt sie die verschiedenen „Momente“ ihres Lebens auf ein Tonband aufnehmen. Gleichzeitig verlegt er die Handlung in die Zukunft, nicht etwa weil das Tonbandgerät eines 39jährigen Krapp ein Anachronismus gewesen wäre, wie mancher geglaubt hat, sondern, wie ich zeigen werde, aus inneren, dramaturgischen Gründen.

Das Mittel, wodurch Krapp imstande ist, die Zeit zu erleben, ist die Erinnerung, der Rückblick auf die Vergangenheit. Nicht nur der 69jährige Krapp hört am Tonband den 39jährigen Krapp, auch dieser 39jährige Krapp spricht vom 27jährigen Krapp. Krapp ist buchstäblich „auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ (Prousts Werk hat bei Beckett tiefe Spuren hinterlassen).<sup>49</sup>

Was in Krapps Erinnerung bleibt, sind ein paar „Glückliche Tage“, wie der Titel eines anderen Stücks Becketts lautet. Auch in diesem Stück beschwört Winnie ihre „glücklichen Erinnerungen“<sup>50</sup> oder sie fragt sich, ob sie sich erinnern kann, oder sie stellt dieselbe Frage an Willie, ihren Mann.<sup>51</sup> Auch die Figur M (ein Mann) im „Spiel“ (1963) wird von „glücklichen Erinnerungen“ geplagt.<sup>52</sup> Die Elemente der Vergangenheit, die ins Gedächtnis zurückgerufen werden, sind Fragmente eines nie als Ganzes erlebten Ganzen: „Was bleibt von all diesem Elend? Ein Mädchen in einem schäbigen grünen Mantel, auf einem Bahnsteig?“ (R 60), fragt sich Krapp.

Dieses Fragmentarische der Erinnerung wird auch formal veranschaulicht — auch in diesem Punkt versteht es Beckett, seine Kunstmittel seinem Inhalt in den Dienst zu stellen: Unterbrochene Wörter, unterbrochene Wiedergabe des auf dem Tonband Aufgenommenen. Dies entspricht weiterhin der Fragmentarität der Zeit in Becketts Werk.

Die Zeit besteht bei ihm nicht als Dauer; sie ist in „Momente“ zerstückelt: „Eintausendsiebenhundert Stunden von den achtausendundsundsoviel verflossenen ausschließlich in Kneipen verplempert. Mehr als zwanzig Prozent, sagen wir vierzig Prozent seines Lebens in wachem Zustand“ (R 58); oder: „Ihre Momente, meine Momente. Des Hundes Momente“ (R 74); oder: „Glücklichster Moment der letzten fünfhunderttausend“ (R 94).

Dieser „Momentanismus“, diese „collection de moments“, wie ein Literatur-

<sup>49</sup> Zur Beziehung Beckett — Proust s. Ross Chambers, Beckett's Brinkmanship, in: Samuel Beckett. A Collection . . ., a.a.O., S. 152 und Ronald Haymann, Samuel Beckett, Heinemann, London 1968, S. 15-16.

<sup>50</sup> S. Beckett, . . . Auswahl . . ., a.a.O., S. 277.

<sup>51</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 291.

<sup>52</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 324.



historiker diese Haltung genannt hat<sup>53</sup>, ist ein Topos in einer Literatur des 20. Jahrhunderts, deren bedeutendste Repräsentanten Gide, Valéry, Claudel und Proust sind. Es geht dabei um eine „saisie d'un moment détaché de tous les autres moments“<sup>54</sup>, um eine Zerstückelung der Zeit, um eine Individualisierung der Zeit als „Zeiterlebnis“, um eine Enthistorisierung der Zeit.<sup>55</sup>

Das Verhältnis Krapps zur Zeit ist, wie das aller Gestalten des Beckett'schen Theaters, durch die Verwirrung der Zeit-„Momente“ vollkommen gestört. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehen im Bewußtsein Krapps ineinander über, vermischen sich, werden zu etwas Unbestimmtem, Zeitlosem. Hier wird noch einmal die dramatische Form zum besten Ausleger der „Situation“ der Personen des Dramas: Die Möglichkeit, durch das Tonbandgerät sich selbst anzuhören, als dieses „sich selbst“ nicht mehr dasselbe ist, wird, theater-technisch betrachtet, vom formalen zum inhaltlichen Element des Theaters („Hier ist die Form der Inhalt, der Inhalt ist die Form“, hatte Beckett über Joyce geschrieben,<sup>56</sup> und diese Feststellung trifft auch für Beckett selbst zu).

Dieses Ineinandergehen der drei Zeitpunkte, die Vorstellung von einer zeitlosen Zeit, führt uns noch einmal zum geistigen Lebensraum Becketts, zum „nouveau roman“, zurück. Ich erinnere nur an „Letztes Jahr in Marienbad“ (1961), dessen Drehbuchautor Alain Robbe-Grillet war. Und über Robbe-Grillet führt es direkt zum geistigen Vater des „Geworfenseins in der Welt“, Martin Heidegger, hinüber: Winnies Worte in „Glückliche Tage“: „Was für ein glücklicher Tag für mich ... es gewesen sein wird“<sup>57</sup> oder diejenigen des Erzählers von „Schluß jetzt“ (1966): „Die Zukunft gab ihm recht. Jedenfalls jene, aus der wir Vergangenheit machen sollten“<sup>58</sup> scheinen einfach Heideggers Spruch: „Dasein kann nur eigentlich gewesen sein, sofern es zukünftig ist“<sup>59</sup> zu paraphrasieren. Zwischen Heidegger und Beckett entlockt der Eliot der „Four Quartets“ seiner Leier nur eine Akkordmelodie.

Bei Beckett klingt das jedenfalls wie ein Leitmotiv durch sein ganzes Werk. Seine Gestalten haben kein Zeitgefühl mehr: „Aber an welchem Samstag? Ist heute denn Samstag? Kann nicht auch Sonntag sein? Oder Montag? Oder Freitag?“, fragt Estragon in „Warten auf Godot“.<sup>60</sup> Und Ada bekennt im Hörspiel

<sup>53</sup> Georges Poulet, *L'instant, point de départ du temps. Essai sur le temps dans la littérature contemporaine en France*, in: *Das Zeitproblem im 20. Jahrhundert*, hsg. von R. W. Meyer, (Sammlung Dalp, 96), Francke Verlag, Bern-München 1964, S. 122.

<sup>54</sup> G. Poulet, a.a.O., S. 123.

<sup>55</sup> Ein früher „Zerstücker“ der Zeit war Eugen Dühring; s. Fr. Engels, *Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft*, in: MEW, Bd. 20, S. 51.

<sup>56</sup> S. Beckett, ... Auswahl ..., a.a.O., S. 20.

<sup>57</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 289.

<sup>58</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 368.

<sup>59</sup> Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, 8. Aufl., Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1957, S. 326.

<sup>60</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 142.

„Aschenglut“ (1959): „Ich habe das Gefühl für die Zeit verloren“.<sup>61</sup> „Kann man immer noch von Zeit sprechen?“<sup>62</sup> oder „An jenem Tag. An welchem Tag?“, sind noch die Aporien Winnies in „Glückliche Tage“.<sup>63</sup> Und der „Namenlose“ (1953) spricht es eindeutiger aus: „... ich verstehe nichts von der Dauer, ich kann nicht darüber sprechen, ich spreche zwar darüber, ich sage nie und immer, ich spreche von den Jahreszeiten und von den verschiedenen Teilen des Tages und der Nacht...“.<sup>64</sup>

In einer enthistorisierten, zeitlosen Zeit ist die einzig denkbare „Bewegung“ die der Wiederholung: „Was ist schon ein Jahr, heutzutage?“, fragt sich Krapp und beantwortet seine Frage selbst: „Bitteres Wiederkäuen und steinharter Stuhl“ (R 94). Er träumt vom Wiedererleben der alten, „glücklichen Momente“: „Sei wieder auf dem Hügel ... Sei wieder, sei wieder ... Ein Mal war nicht genug für dich“ (R 100). Darüber hinaus ist der Name „Krapp“ innerhalb des Beckett'schen Werkes eine Wiederholung. Krapp wiederholt seine früheren Ichs, indem er auch als 69jähriger ein neues Band bespricht, er wiederholt sich auch, indem er das so macht, wie der 39jährige oder 27jährige Krapp. Er wiederholt das kurze Abendlied (R 98). Er wiederholt das Anhören seines alten Tonbandes. Hier zeigt sich noch einmal die konsequente Anwendung bestimmter dramaturgischer Mittel durch Beckett zur Darstellung eines Inhalts. Das bekannteste Beispiel dafür stammt aus „Warten auf Godot“: Der zweite Akt ist in ihm nur eine Variante des ersten.

Läßt es sich in dieser Welt leben? Krapp kennt nur eine Antwort: Er zieht sich einfach von ihr zurück: Als 39jähriger „feierte (er) das verhängnisvolle Geschehnis (seinen Geburtstag), wie in den letzten Jahren, ruhig in der Weinstube“, allein: „Keine Menschenseele“ war neben ihm (R 46). In seiner Bude, wohin er kehrt, ist er wieder allein: „Froh, wieder in meiner Bude zu sein, in meinen alten Klamotten“ (R 48).

In seiner Einsamkeit stellt er sich die ganze Erde, die ganze Welt leer vor: „Nie erlebte ich solche Stille. Die Erde könnte unbewohnt sein“ (R 78) — das wird noch einmal wiederholt (R 102) — oder: „Saß schauernd im Park, in Träumen ertrunken, und brannte darauf zu enden. Keine Menschenseele“ (R 96). „Stille“ wird als Symbol für „Tod“, „Leere“ oder „Unbewohntsein“ der Erde verwendet. Das zeigt außer dem ersten Satz auch folgende Äußerung Adas in „Aschenglut“: „Es ist nur an der Oberfläche so, weißt du. Darunter ist alles so still wie im Grab. Den ganzen Tag, die ganze Nacht, kein Geräusch“.<sup>65</sup> Dieser Katastrophismus ist im „Endspiel“ bis auf die äußerste Spitze getrieben — es

<sup>61</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 263.

<sup>62</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 300.

<sup>63</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 301.

<sup>64</sup> S. Beckett, *Der Namenlose*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1959, S. 255.

<sup>65</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 264.



ist im ganzen eine Vision vom Weltuntergang: „Draußen ist der Tod“, sagt Hamm,<sup>66</sup> wobei mit „draußen“ die Welt gemeint ist. „Es gibt keine Natur“ mehr, bemerkt Clov.<sup>67</sup> Es gibt keine Sonne mehr.<sup>68</sup> „Es gibt keine Flut mehr“.<sup>69</sup> „Das ganze Haus stinkt nach Kadaver. Die ganze Welt“.<sup>70</sup>

Welche Welt ist aber damit gemeint? Die Welt der Objekte ist in ihrer *Materi-  
alität* objektiv unzerstörbar: „Wieviel Millionen Sonnen und Erden auch ent-  
stehen und vergehen mögen; wie lange es auch dauern mag, bis in einem Sonnen-  
system nur auf einem Planeten die Bedingungen des organischen Lebens sich  
herstellen; wie zahllose organische Wesen auch vorhergehen und vorher unter-  
gehen müssen, ehe aus ihrer Mitte sich Tiere mit denkfähigem Gehirn ent-  
wickeln und für eine kurze Spanne Zeit lebensfähige Bedingungen vorfinden,  
um dann auch ohne Gnade ausgerottet zu werden — wir haben die Gewißheit,  
daß die Materie in allen ihren Wandlungen ewig dieselbe bleibt, daß keines  
ihrer Attribute je verlorengehen kann, und daß sie daher auch mit derselben  
eisernen Notwendigkeit, womit sie auf der Erde ihre höchste Blüte, den den-  
kenden Geist, wieder ausrotten wird, ihn anderswo und in anderer Zeit wieder  
erzeugen muß“.<sup>71</sup>

Welche „Welt“ geht also mit Becketts Helden unter? Sie leben in ihrer „Welt“,  
und am Beispiel Krapps habe ich konkret nachgewiesen, wie diese „Welt“ aus-  
sieht: Sie ist die spätbürgerliche Gesellschaft mit ihrem kapitalistischen Produk-  
tionssystem.

Daß nun die Insassen dieser „Welt“, wie Krapp-Beckett, seit etwa 70 Jahren  
unartikulierte Schreie stoßen, weil sie sich wie die Passagiere auf einem sinken-  
den Schiff vor dem „Welt“-Untergang sehen, und daß diese Schreie auch zur  
„Kunst“ werden, bedeutet nicht etwa, man sollte diesen Untergang mit Beckett  
bejammern; man sollte ihn vielmehr beschleunigen!

<sup>66</sup> S. Beckett, *Fin de partie*. Endspiel, a.a.O., S. 21.

<sup>67</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 23.

<sup>68</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 51.

<sup>69</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 97.

<sup>70</sup> S. Beckett, a.a.O., S. 73.

<sup>71</sup> Fr. Engels, *Dialektik der Natur*, in: MEW, Bd. 20, S. 327.

## Michael Buselmeier Zur Ästhetik des Formalismus

*Am Beispiel der Essays von Peter Handke*

„Eine lange Zeit hindurch hatten Schriftsteller einen großen Anteil  
an der Befreiung von der herrschenden Meinung der Religion und  
der mit der Religion verbündeten Herrschaftsschicht. Schriftsteller  
haben mitgearbeitet an der Selbstbefreiung des Bürgertums. Jetzt  
stimmen sie als bürgerliche Schriftsteller, die sich selbst als nicht  
bürgerlich verstehen, durch ihre Abstinenz der jeweils herrschenden  
Meinung — und das ist die Meinung der Herrschenden — zu.“<sup>1</sup>

„Zum Sehen geboren,  
Zum Schauen bestellt,  
Dem Turme geschworen,  
Gefällt mir die Welt.“<sup>2</sup>

Zwischen 1966 und 1969 schrieb Peter Handke rund 20 Aufsätze, in denen er  
sich zur Theorie des Films, des Theaters, der Literatur und der Gesellschaft  
äußerte. Die Aufsätze wurden fast alle in den Zeitschriften „film“, „Theater  
heute“ und „Die Zeit“ publiziert. Liest man sie heute, einen nach dem ande-  
ren, kritisch durch, so läßt sich zunächst eine durchgängige Monotonie konstati-  
ieren. Die Methode, die Handke anwendet, und die Absichten, die er verfolgt,  
sind in jedem Aufsatz dieselben. Dies mag für Reinhard Baumgart der Grund  
gewesen sein, Handkes ästhetische Theorie „so konsequent und schlagfertig“ zu  
nennen, „wie sie kaum ein lebender Autor vorgelegt hat“<sup>3</sup>, ein Urteil, das nach  
Erklärung verlangt. Handkes Aufsätze wirken deshalb so schlagfertig und  
konsequent, weil in ihnen die Anwendung ganz bestimmter Techniken und  
dogmatischer Sentenzen auf jeden beliebigen Gegenstand vorgeführt wird.  
Wo immer man diese Texte aufschlägt, wird einem dieselbe, alles formalisie-  
rende Methode offeriert. So liest man im Aufsatz „Theater und Film“ etwa  
folgendes: „Das Dilemma des Films ist es, daß seine Syntax sich immer mehr  
verhärtet — der Ausweg des Films aus diesem Dilemma scheint es zu sein, daß  
diese Syntax bedacht wird, daß sie mit dem Film bewußt gemacht wird, daß sie  
hergezeigt wird, ja daß die Syntax des Films dermaßen abstrahiert erscheint,  
daß sie selber als der Film gezeigt wird.“<sup>4</sup> Einige Seiten weiter verkürzt  
Handke das Bread and Puppet Theatre, das sich selber politisch versteht, auf

<sup>1</sup> Martin Walser: „Über die Neueste Stimmung im Westen“, in: „Kursbuch“ 20/1970, S. 21.

<sup>2</sup> Goethe: „Faust“ II, 5. Akt.

<sup>3</sup> R. Baumgart in „Der Spiegel“ Nr. 27/1969.

<sup>4</sup> P. Handke: „Prosa Gedichte Theaterstücke Hörspiel Aufsätze“, Ffm. 1969, S. 320.

seine Formen: „Die herkömmliche Theaterdramaturgie, die nur Handlungen und Wörter kennt, die einer Geschichte dienen, wird reduziert auf Handlungen und Wörter, Geräusche und Klänge selber: sie werden Vorgänge, die nichts anderes zeigen, sondern sich selber vorzeigen als theatralische Vorgänge.“<sup>5</sup> Schließlich eine Passage aus dem Aufsatz „Probleme werden im Film zu einem Genre“: „Die Rettung der Problemfilme wäre es, sie zu Genrebildern zu formalisieren: das inhaltliche Problem würde auf diese Weise zum Formmodell... der Schmerz würde zu einem Genre... die zwischenmenschlichen Beziehungen würden endlich aufhören, in einem Film etwas zu bedeuten und wären zu einem Genre geworden.“<sup>6</sup>

# I.

Die Mehrzahl der Handke-Aufsätze beschäftigt sich mit dem Thema Film, was seinen Grund primär darin hat, daß Handke über ein Jahr als Kolumnist der Zeitschrift „film“ fungierte. In diesem Organ erschienen ab November 1967 insgesamt sechs Handke-Kolumnen. Während sich aber die Zeitschrift im Lauf des Jahres 1968 unter dem Eindruck der Studentenbewegung zunehmend politisierte, indem einige profilierte Mitarbeiter entschieden für die Studenten Partei ergriffen und eine linke Filmpolitik praktizierten (was endlich den Rausschmiß des leitenden Redakteurs zur Folge hatte), blieb Peter Handke als formalistischer Gegenpol unverändert und wurde dadurch unbewußt zum Vertreter der Interessen des Verlegers. Seinen Höhepunkt erreichte der Widerspruch zwischen Handke und den linken Publizisten im Märzheft 1969, in welchem sowohl Handkes letzte Kolumne erschien, die mit dem Wunsch endete, auf die „linke Scheiße“, die ihn durch Zwischenrufe beim Konsumieren eines Western gestört hatte, eine Bombe schmeißen zu dürfen, als auch eine umfassende Analyse der Funktion des Films im Klassenkampf zu lesen war, die vier SDS-Mitglieder geschrieben hatten.

Was Handkes Filmkritiken kennzeichnet, ist eine sensibilisierende Kunstbeschreibung, die auf einer herkömmlichen Wahrnehmungsästhetik basiert. Dabei gelingt es Handke immer wieder, scheinbar Nebensächliches zu fixieren, das der normale Kinogänger in der Regel nicht registriert, und die Blicke der Kenner auf die Machart eines Films zu lenken, dessen formale Mittel er reflektiert. In „Blow up“ zum Beispiel faszinieren ihn die Farben, der grüne Antonioni-Rasen, die Haltungen des Fotografen, ein in Bilder übersetztes narzißtisches Bewußtsein. Der „fanatisierte Kinogehrer“ Handke — so kennzeichnet er sich selber — schreibt dazu:<sup>7</sup> „Ich gehe ins Kino und sehe Bilder: ich erkenne Bilder wieder oder ich sehe neue Bilder. Ich freue mich über das Bild des Grases in Blow up,

<sup>5</sup> P. Handke: „Prosa...“, S. 325.

<sup>6</sup> A.a.O., S. 329.

<sup>7</sup> P. Handke in „film“ 11/1967, S. 10.

über das Rauschen der Blätter... ich höre gern die Musik der Yardbirds, ich genieße die Formen in diesem Film, ich komme niemals auf den Gedanken, sprachliche Bedeutungen herzustellen oder mich gegen Bedeutungen zu wehren.“ Nachdem Handke so die metaphysische Dimension des „Blow up“-Films liquidiert hat, fährt er schwärmerisch fort: wir sollten doch endlich damit aufhören, zwischen Film und Wirklichkeit zu vermitteln und Filme nur mit Filmen vergleichen, etwa die immanenten „Formgesetze des Wildwestfilmspiels“ lernen, um durch neue und subtile Bilder unseren privaten ästhetischen Zeichenvorrat zu erweitern. Das hat eine fatale Umkehrung zur Folge: statt den Film als Reflexion der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu begreifen, wird diese selbst total formalisiert und der Filmästhetik angepaßt, so daß sich für Handke die Wirklichkeit schließlich aus Filmbildern zusammensetzt. Dann erst ist man nämlich in der Lage, „an Wildwestfilmen das Sterben zu erlernen“, wie Handke es zynisch fordert, den Tod zu einem formalen und fiktiven Vorgang verharmlosend, den man zurückgelehnt genießt. Ein regressives, entschieden inhumanes Film-Bewußtsein, das sich aus endlos konsumierten Kino-Erfahrungen speist, wird, weil es dem aktuellen Stand der technischen Medien angeblich entspricht, von Handke und anderen emphatisch als zeitgemäß und fortschrittlich gepriesen, obwohl es die Verdinglichung des Lebens nur verlängert, indem es jeden Hinweis auf konkrete soziale Widersprüche und deren Ursache verdrängt. Dieses Film-Bewußtsein verbindet Handke mit einigen Eskapisten des jungen deutschen Films, die sich um Klaus Lemke, Eckhart Schmidt und Marran Gosov in der Münchner Gruppe zusammengeschlossen haben. Sie predigen eine „neue Naivität“ und zeigen in ihren Filmen ausschließlich „schöne Menschen in erlesenen Dekors“. Die Stuyvesant-Reklame wird auf anderthalb Stunden gestreckt. Diese Filme sind, wie Klaus Kreimeier schreibt, Ausdruck eines „Solipsismus, der in der betont apolitischen Gebärde seine politische Entscheidung getroffen hat...; gleichgeschaltete Sensibilität, die zu den fatalen Schablonen von einst zurückkehrt und sich dabei noch vormachen muß, daß diese Rückkehr ein Fortschritt, etwas absolut Neues sei.“<sup>8</sup> So verkündet Klaus Lemke in „48 Stunden bis Acapulco“ monoton nichts anderes als die tautologische Gewißheit: ein Gangsterfilm ist ein Gangsterfilm. Das ist eine Botschaft nur für Kenner der Gattung, die an inhaltlicher Kommunikation desinteressiert sind; sie sagt nichts aus. Peter Handke hat sie verstanden. Für ihn ist der Begriff Gesellschaft eine alberne Fiktion, Kritik an der Realität eine verlogene Sache: „Nur solche Filme (wie Lemkes „Acapulco“) kritisieren nicht verlogen mit Bildern die Wirklichkeit, sondern kritisieren mit Bildern die Bilder, die bisher von der Wirklichkeit gemacht wurden. Nur diese Filme, dadurch, daß sie nicht kritisch gegenüber der ‚Gesellschaft‘ sind, sondern gegen sich als Film, machen auch kritisch, nicht nur gegenüber der mit arglosen Kritikmethoden strapazierten ‚Gesellschaft‘... Die-

<sup>8</sup> K. Kreimeier: „Zeit der Flaneure“, in „film“ 6/1968, S. 1 ff.



ser Film zeigt fast mit jedem Bild zugleich mit der Geschichte, daß dieses Bild ein Filmbild ist, daß es künstlich ist, daß es nichts darüber hinaus aussagen kann.“<sup>9</sup>

Daß Filmbilder künstlich sind, wird niemand leugnen wollen. Daß ästhetischen Produkten aber jegliche Affinität zur sozialen Wirklichkeit abzusprechen sei, wird auch dadurch nicht richtiger, daß Handke nun jahrelang dogmatisch darauf insistiert. Bürgerliches l'art pour l'art repetiert einmal wieder das Klischee von der Autonomie der Kunst.

Die ästhetische Methode der Kritik, die Handke puristisch praktiziert, hat ihre direkten Vorbilder in der deutschen Filmpublizistik. Etwa 1965 hatte die Zeitschrift „filmkritik“ um Enno Patalas die sozialkritische Methode aufgegeben und war zur reinen Deskription unter Aussparung ideologischer Implikationen übergegangen. Manche Proklamation dieser „ästhetischen Linken“ liest sich als wäre sie von Handke verfaßt. Dieselbe Verabsolutierung formaler Kategorien kennzeichnete die Zeitschrift „film“, solange Ernst Wendt ihr leitender Redakteur war. In dessen Artikeln wurde fast jeder Konsumfilm zum „schönen Phänomen“, das Anlässe bot, subjektivistische und oft bloß emotionale Reaktionen zu innervieren. Im Januar 1967 gab Wendt eine programmatische Erklärung zur Filmkritik ab: „Ein Film von Godard, einer von Kluge, einer von Resnais: die verlangen nach einer Form deskriptiver Anpassung ... Es scheint nur logisch, zunächst zu formulieren, was einer beim Betrachten empfunden hat, was in ihm evoziert wurde, ja: was er überhaupt gesehen hat.“<sup>10</sup>

## II.

Diese von der Filmpublizistik übernommene Methode der Kritik hat Handke in der Folge dogmatisch auf die Produkte anderer Medien angewandt, selbst dann, wenn diese, wie etwa das Straßentheater, eigenen Bestimmungen folgen, die den bürgerlichen Kunstbegriff ausschließen.

Es sind, wie Brecht bemerkt, „nicht die besten Nasen“, die über die Agitpropkunst gerümpft werden.<sup>11</sup> Als 1968 während der Notstandsaktionen hier und da Straßentheater gegründet wurden, war Peter Handke sogleich zur Stelle, artikuliert seinen ästhetischen Ekel vor so viel dramaturgischer Rückständigkeit und unmittelbarer politischer Agitation und fiel damit den noch naiven Studenten zum Teil erfolgreich in den Rücken.<sup>12</sup> Handkes Einwände sind sämtlich formaler Natur, während sich das Straßentheater primär inhaltlich, also politisch begreift und erst von daher seine Formen bestimmt. Handkes Argumente treffen mithin ihren Gegenstand nicht im Kern, wenngleich sie ihn diffamieren.

<sup>9</sup> P. Handke: „Ein verzweifelter Film“, in „film“ 2/1968, S. 10.

<sup>10</sup> E. Wendt in „film“ 1/1967, S. 4.

<sup>11</sup> Bertolt Brecht: „Volkstümlichkeit und Realismus“, in „Schriften zur Literatur und Kunst II“, Frankfurt 1967, S. 329.

<sup>12</sup> P. Handke: „Für das Straßentheater — gegen die Straßentheater“, in „Theater heute“ 7/1968, S. 6 f.

Eine solidarische Kritik am Straßentheater müßte davon ausgehen, daß es gegenwärtig noch nirgendwo gelungen ist, „adäquate Formen zu finden, die den Betroffenen nicht von außen aufoktroiert werden, sondern Ausdruck ihrer eigenen verschütteten Bedürfnisse sind.“<sup>13</sup> Anknüpfen könnte ein aktuelles revolutionäres Theater in der BRD sowohl an das eher asketische Agitprop der 20er Jahre als auch an neuere Formen des Straßentheaters, die die szenischen Möglichkeiten besser zu nutzen verstehen: Hoffmanns Comic Teater aus Berlin und das Bread and Puppet Theatre aus New York haben bei der letzten „experimenta“ gezeigt, wie man mit einfachen sinnlichen Methoden Straßentheater machen und dabei auch die Trennung zwischen Produzent und Konsument punktuell aufheben kann.

Als Handke 1968 anlässlich des 70. Geburtstages Bert Brechts von „Theater heute“ gefragt wurde, was er von Brecht gelernt habe, schrieb er, immer unter dem Zwang stehend, etwas besonders Originelles bieten zu müssen, mit provokantem Impetus und der ihm eigenen Selbstgefälligkeit folgendes nieder: „Brecht ist, verglichen mit Autoren seiner Zeit, etwa William Faulkner und Samuel Beckett, sicherlich ein Trivialautor. Ich konnte ihn nie leiden, weder seine früheren genialischen Kraftmeiereien noch seine vorsichtigen, gehemmten Lehrstückchen der mittleren Periode noch seine späteren aufgeklärten Weltproblemstücke noch seine letzten abgeklärten chinoiden Teekannensprüche. Seine Denkmodelle scheinen mir, wenn ich an die Kompliziertheit meines eigenen Bewußtseins denke, allzu vereinfacht und widerspruchslös.“<sup>14</sup> Im folgenden „Theater heute“-Heft sah sich Handke zwar genötigt, diese Äußerungen formal zurückzunehmen; er wiederholte sie indes in subtiler Weise und präzierte sie zugleich inhaltlich. Was wie ein Widerruf aussehen sollte, war keiner.

Handke spricht hier endlich aus, was ihn an Brecht eigentlich stört: die Tatsache nämlich, daß als Vorschlag zur Auflösung der sozialen Widersprüche „das marxistische Zukunftsmodell ins Spiel kommt.“<sup>15</sup> Aber wie immer begründet Handke seine Aversion, die in Wirklichkeit inhaltlich bestimmt ist, formal: das Theater sei als Bedeutungsraum dermaßen fixiert, daß alles, was außerhalb des Theaters Ernsthaftigkeit sei, Spiel werde; jeder Lösungsvorschlag für vorher aufgezeigte Widersprüche werde im Spielraum der Bühne verspielt. Mit solchen Tricks versucht Handke, das Theater von der Politik rein zu halten.

Sein Brecht-Aufsatz endet so: „Das engagierte Theater findet heute nicht in Theaterräumen statt, sondern z. B. in Hörsälen, wenn einem Professor das Mikrofon weggenommen wird, wenn Professoren durch eingeschlagene Türen blinzeln, wenn von Galerien Flugblätter auf Versammelte flattern, wenn Revolutionäre ihre kleinen Kinder mit zum Rednerpult nehmen, wenn die Kom-

<sup>13</sup> Hans Christoph Buch: „Von der möglichen Funktion der Literatur“, in „Kursbuch“ 20, S. 48.

<sup>14</sup> „Theater heute“ 3/1968, S. 28.

<sup>15</sup> P. Handke: „Straßentheater und Theatertheater“, in „Theater, heute“ 4/1968, S. 7.



mune die Wirklichkeit, indem sie sie ‚terrorisiert‘, theatraalisiert und sicherlich zu Recht lächerlich macht ... Auf diese Weise wird Theater unmittelbar wirksam. Es gibt jetzt das Straßentheater, das Hörsaaltheater, das Kirchentheater, das Kaufhaus-theater: es gibt nur nicht mehr das Theatertheater — jedenfalls nicht als Mittel zur unmittelbaren Änderung von Zuständen: es ist selber ein Zustand. Wozu es taugen könnte (wozu es bisher auch getaugt hat): als ein Spielraum zur Schaffung bisher unentdeckter innerer Spielräume des Zuschauers, als ein Mittel, durch das das Bewußtsein des einzelnen nicht weiter, aber genauer wird, als ein Mittel zum Empfindlichmachen: zum Reizbarmachen: zum Reagieren: als ein Mittel, auf die Welt zu kommen. Das Theater bildet dann nicht die Welt ab, die Welt zeigt sich als Nachbild des Theaters.“

Yaak Karsunke kommentiert das so: „Lustig, wie hier ein Superstar des Theatertheaters sein schlechtes Gewissen totquatscht: er ernennt großzügig die gesamte studentische Protestbewegung zu Theater, pickt sich ein paar theatraalisierte Szenen heraus (ohne nur einen der Vorgänge auch inhaltlich zu beschreiben) — und dann kann auf seinem fachidiotischen Vergnügungssektor alles bleiben, wie es ist.“<sup>16</sup> Bei Handke folgt auf die Verteidigung der Reinheit der Kunst jeweils die Ästhetisierung der Realität. Der politische Kampf wird zum Theaterspiel erklärt, wie es sich einige Kommunisten ausgedacht hatten, die inzwischen ins Pop-Geschäft eingestiegen sind, während das Theatertheater dem Peter Handke als Mittel der Verinnerlichung weiterhin zur Verfügung steht.

1969 faßte Handke in zwei Aufsätzen, die in der „Zeit“ unter dem Titel „Handkes Dramaturgie“ publiziert wurden, seine bisherigen Reflexionen zur Ästhetik des Theaters zusammen.<sup>17</sup> Es handelt sich um Beobachtungen bei den Aufführungen des Berliner Theatertreffens und der „experimenta 3“ in Frankfurt. Sie zeigen Handke auf dem Höhepunkt seines Könnens, einen Autor zugleich, der seine Berühmtheit naiv und einschüchternd auszuspielen weiß. Das zeigt sich schon äußerlich darin, daß Handke in diesen Aufsätzen selber als „man“ auftritt: man ist in ein Taxi gestiegen, man hat sich die „Welt am Sonntag“ gekauft, man ist in ein Flugzeug gestiegen, man besitzt Frau und Kind, man ist kein normaler, sondern ein überlegener Zuschauer, man steht über den anderen, den faulen und arbeitsscheuen, denn man hat etwas geleistet: Die Mehrheit der Zuschauer „kam nicht darauf, daß es an jedem einzelnen Zuschauer selber lag, statt unproduktiv und faul sich zu langweilen, sich zu einer Arbeit zu entschließen“. Handke meint also, daß es bloß der Initiative des einzelnen bedarf, sich von der Unmündigkeit zu befreien, die selbst verschuldet ist, nicht vom System bedingt. Nur wer von der eigenen Intaktheit überzeugt ist (oder sie zumindest fingiert), kann die Ideologie der Chancengleichheit so propagieren. Die elitäre Gestik, mit der Handke seine Argumente vorträgt, verurteilt die

<sup>16</sup> Y. Karsunke: „Die Straße und das Theater“, in „Kursbuch“ 20, S. 53.

<sup>17</sup> Vgl. „Die Zeit“ vom 30. Mai 1969 und vom 13. Juni 1969.

Leser seiner Artikel zu eben dem stumpfsinnigen Hockenbleiben, das Handke den Zuschauern der „experimenta“ vorwirft. Daß dies eine Funktion des bürgerlichen Rezensenten ist, wird von Handke nicht reflektiert.

Die Sprache dieser Aufsätze ist voll von Werturteilen und Metaphern, obwohl Handke dergleichen immer bekämpft. Adjektive wie „verlogen“, „erbärmlich“, „widerwärtig“, „verkommen“ werden bevorzugt, den linken Studenten wird überheblich (und überdies pleonastisch) „eine triviale Oberlehrerästhetik“ unterstellt. Feindschaft wird laut gegen alle Autoren, die nicht wie Horváth den neo-ästhetischen Normen entsprechen. So heißt es etwa: „Die Räuber“ sind ein sehr dummes Stück.“ Oder: „Das Stück ‚Philoktet‘ von Heiner Müller ist kein dummes Stück, es ist nur schlecht.“

Was Handke Autoren wie Schiller, Tankred Dorst und Heiner Müller vorwirft, ist, daß sie „Dramaturgie als Natur ausgeben“. Dagegen verlangt Handke vom Theater, daß es mithilfe der Bühnendramaturgie die für Natur genommene Dramaturgie der Wirklichkeit durchschaubar macht, daß es dem Zuschauer den „fremden Blick“ einübt, über den bislang nur besonders Privilegierte verfügen. Diejenigen nun, die von den gesellschaftlichen Zwängen derart kaputt gemacht wurden, daß sie die geforderte „ruhige, klare Reflexion beim distanzieren, angestregten Zuschauen“ nicht mehr aufbringen können, und speziell diejenigen, die es satt haben, alles passiv hinzunehmen, und Zwischenrufe wagen, werden als genormte Idioten diffamiert: „Die Zuschauer müssen endlich lernen, Natur als Dramaturgie zu durchschauen, als Dramaturgie des herrschenden Systems, nicht nur im Theater, auch in der Außenwelt. Aber im Theater sollten sie das lernen, sollten sie mit dem fremden Blick anfangen. Hier auch wäre die einzig nachprüfbar Arbeit der revolutionären Studenten, die sich sonst in seltener Denkfaulheit nur reproduzieren, schon lange selber Produkte.“ Damit schiebt Handke dem Theater eine Aufgabe zu, die es in seiner bestehenden Verfassung nicht einmal ansatzweise leisten kann. Die revolutionären Studenten haben an anderer Stelle Wichtigeres zu tun.

Das Reizwort der „experimenta 3“ hieß „Durchbrechung der Rezeptionsmechanismen“. Genau genommen sollte dabei das Publikum nicht nur von den falschen Erwartungen, die es sicher hat, befreit werden, vielmehr sollte ihm auch ein anderer Erwartungszusammenhang eingetrimmt werden. „Neue Dressurakte werden da versucht, für die alle Herrlichkeit des Theaters innerlich ist.“<sup>18</sup> Die Frage der Wahrnehmung, der Erwartung und des Blickpunkts ist aber nicht nur eine formale Frage, nicht eine Frage der Grammatik allein, sondern primär eine des gesellschaftlichen Standpunkts. Die Untersuchung bis dahin zu verfolgen und sie konkret werden zu lassen, fällt Handke nicht ein.

Einige Privilegierte sind durch Handkes hermetische Arbeiten zweifellos aufmerksam gemacht worden auf sinnlich Wahrnehmbares. Sie haben gelernt, Dinge

<sup>18</sup> Wolfram Schütte in der „Frankfurter Rundschau“ vom 2. Juni 1969.



zu beachten, die sie vorher übersehen hatten, und sind dadurch für Randerscheinungen der Realität sensibler geworden. Insofern hatte Handkes Genauigkeitsprosa eine — sehr beschränkte — Funktion. Die Annahme aber, daß über elitäre Kontemplation und Verinnerlichung eine Gesellschaft auch nur minimal verändert werden könnte, deren Macht auf der ökonomischen Ausbeutung der Massen beruht, ist absurd.

### III.

Zu spezifischen Fragen der Literatur hat Handke sich mehrfach geäußert. Aus dem Jahr 1966 stammt der Aufsatz „Die Literatur ist romantisch“ — Handkes früheste theoretische Arbeit, die bekannt wurde: ein Plädoyer für die wert- und ideologiefreie Literatur und ein braver Abitur-Aufsatz gegen das Sartre-Buch „Was ist Literatur?“, der naiv-dogmatisch mit plumpen Unterstellungen operiert. Viele der grotesken Argumente, die als Blößen diesen Aufsatz markieren und ihn zu einem bevorzugten Objekt es sich leicht machender Kritiker erheben könnten, hat Handke in der Folge zu vermeiden gewußt. Die ontologische Grundposition aber, die darin fixiert ist, prägt bis heute Handkes literarisches Werk: „Das Engagement ist also ein unliterarischer Begriff. Die Eindeutigkeit, Zweckbetonung, der Ernst des Engagements widersprechen dem Wesen der Kunst: diese ... hat überhaupt keine Bedeutung über sich hinaus.“<sup>19</sup> Als gäbe es nicht innerhalb der Grenzen dessen, was man „oppositionelle“ bürgerliche Literatur nennt, von jeher zwei verschiedene Entscheidungsmöglichkeiten: eine sich gegen die Gesellschaft abschirmende und eine sozial engagierte.

In seinem wohl wichtigsten Essay „Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms“ (1967) schreibt Handke: „Literatur ist für mich lange Zeit das Mittel gewesen, über mich selber, wenn nicht klar, so doch klarer zu werden. Sie hat mir geholfen zu erkennen, daß ich da war, daß ich auf der Welt war ... So bin ich eigentlich nie von den offiziellen Erziehern erzogen worden, sondern habe mich immer von der Literatur erziehen lassen ... Kleist, Flaubert, Dostojewski, Kafka, Faulkner, Robbe-Grillet haben mein Bewußtsein von der Welt geändert.“<sup>20</sup> Interessant ist an dieser Ahnenreihe einmal, daß sie den gehobenen Bildungskonventionen weitgehend entspricht, zum andern, daß sie wesentliche Vorbilder Handkes nicht enthält: es fehlen die Dadaisten, die Surrealisten und besonders die „konkreten Poeten“, von denen Handke direkt abhängig ist. Interessant ist das eben Zitierte auch deshalb, weil es belegt, daß Handkes Wahrnehmungssystem nichts als Literatur kennt. „Handke gehört zu den wenigen Auserwählten, die ihre wichtigsten Erfahrungen nicht nur erklärtermaßen über die Literatur gemacht haben, sondern unter deren Künstlerhänden auch alle Erfahrungen prompt zu Literatur werden. Dort zählen nur ästhetische

<sup>19</sup> P. Handke: „Prosa ...“, S. 280 f.

<sup>20</sup> Ebenda, S. 263 f.

Spitzenleistungen; Bücher, die nur Informationen vermitteln, Sachbücher also, sind laut Handke abstumpfend.“<sup>21</sup>

In „Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms“ und anderen Aufsätzen wendet sich Handke gegen eine sich realistisch nennende Literatur, gegen Fabel und Fiktion im Roman, gegen literarische Methoden, die er als veraltet ansieht, und plädiert naiv für die permanente formale Innovation, ohne selbst wirkliche Innovationen zu leisten und ohne zu reflektieren, in welchem Maß die herrschenden Marktgesetze kleinere Abweichungen von der Norm erzwingen. Über den Zustand seines gesellschaftlichen Bewußtseins äußert er sich so: „Ein engagierter Autor kann ich nicht sein, weil ich keine politische Alternative weiß zu dem, was ist, hier und woanders ... Im übrigen interessiert es mich als Autor auch nicht so sehr.“

Ein solcher Schriftsteller ist vortrefflich geeignet, in bürgerlichen Zeitungen besondere politische Ereignisse systemkonform zu kommentieren. So durfte denn Handke anlässlich der CSSR-Intervention im Feuilleton der „Zeit“ einen Artikel veröffentlichen, der anstelle politischer und ökonomischer Analyse, die damals dringend notwendig gewesen wäre, nur die übliche moralische Empörung, das grammatische Modell des Ja — aber und ein fingiertes Marx- und Lenin-Verständnis aufzubieten hatte.<sup>22</sup> Und als im November 1968 in derselben Wochenzeitung der Aufsatz „Kunst als Ware der Bewußtseinsindustrie“, verfaßt von der Berliner SDS-Gruppe „Kultur und Revolution“, erschien, war Handke sofort parat und fertigte unter dem Beifall seiner Fans die überwiegend richtige Analyse der Berliner Studenten rein formal ab, indem er einzelne Sätze isolierte und sie als Sätze bestritt, ohne nach ihrem Kontext zu fragen und ohne ein einziges Argument inhaltlich zu widerlegen. Handkes Gegenartikel besteht aus einer Kette abwechselnd spitzfindiger und tückischer Pointen, deren letzte lautet: „Warum heißt die SDS-Gruppe ‚Kultur und Revolution‘? Könnte sie nicht ebenso gut heißen ‚Helga und Michael‘? oder ‚Peter und Sabine‘?“<sup>23</sup>

Gegen Handkes Behauptung — die ihre Ursache in dessen sprachlichem Waschzwang hat — der SDS habe sich „schamlos und stumpfsinnig“ ausgedrückt, bleibt festzustellen, daß, will man überhaupt mit dem Wort „schamlos“ kritisch operieren, einzig Handkes auftrumpfende Sätze schamlos waren. Wichtiger ist aber, daß es Handke mit diesem Auftritt gelang, die Diskussion der SDS-Thesen abzuwürgen, indem er sie der Lächerlichkeit preisgab. Er bewies damit erneut, auf welcher Seite er in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen steht. Die herrschende Presse hat ihm ausgiebig akklamiert: „mit höchst origineller Brillanz“ habe er die SDS-Gruppe „blamiert“.<sup>24</sup>

<sup>21</sup> Lothar Baier: „Aus der Satzlehre des Unmenschen“, in „Text und Kritik“, Nr. 24/1969, S. 11.

<sup>22</sup> „Der Monopol-Sozialismus“, in „Die Zeit“ vom 30. August 1968.

<sup>23</sup> „Totgeborene Sätze“, in „Die Zeit“ vom 6. Dezember 1968.

<sup>24</sup> Joachim Kaiser in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 25. Januar 1969.

## IV.

Der Elfenbeinturm, in den sich Handke geflüchtet hat und in dem er eingesperrt sitzt, ist ein hermetisch abgedichteter Sprachraum, der vereinsamten Individuen eine ästhetische Scheinfreiheit garantiert. Die Texte und Aufsätze, die daraus resultieren, sind einander in der Machart sehr ähnlich und in der Absicht gleich: Exempel einer „reinen Kunst“, die sich, eigenen Bedingungen zwanghaft folgend, in streng formalisierter, einschüchternd autoritärer Gestik präsentiert. Auf die Sprache war Handkes Interesse von Anfang an nahezu ausschließlich konzentriert: „Ich interessiere mich für die sogenannte Wirklichkeit nicht, wenn ich schreibe. Sie stört mich. Wenn ich schreibe, interessiere ich mich nur für die Sprache ... Beim Schreiben lenkt mich die Wirklichkeit nur ab und macht alles unrein.“<sup>25</sup> Die formale Abstraktheit dieser Ästhetik hat Handke bis heute nicht revidiert; 1969 schreibt er in einem Kommentar zu seiner Erzählung „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter“: „In den Sätzen ist ein Flaubertsches Prinzip beobachtet: der Fortgang der Geschichte richtet sich nicht danach, was im 2. Satz geschehen könnte, sondern *was für ein Satz* der 2. Satz nach dem 1. sein müßte: jetzt muß etwa eine Folge-Satz kommen, und nach diesem ein Relativ-Satz, nach diesem notwendig ein Final-Satz.“<sup>26</sup>

Fast alles, was Handke bislang geschrieben hat, sind Reflexionen über Formen: Satzmodelle, Sprechweisen, Erzählschemata, Dramaturgien. In dieser Beschränkung aufs Formale liegt Handkes Stärke. Über das vorhandene Material hinaus auf das hin, was es bedingt, vermag Handke nicht zu reflektieren, zumal dann nicht, wenn es sich um Fragen der Kunst handelt. Ein einziges Mal, in seiner Rede bei der Verleihung des Gerhart-Hauptmann-Preises, hat Handke auf die Bedingungen gesellschaftlicher Sachverhalte hingewiesen, Widerspruch anmeldend gegen einen Rechtspositivismus, dem der Polizeibeamte Kurras den Freispruch verdankte: „Das Urteil macht aufmerksam auf die bedenkliche Haltung von Richtern, die die Gesetze als rein formale Normen über Handlungen und Unterlassungen sehen, die das Recht von gesellschaftlichen Vorgängen isolieren wollen, die das Recht rein bewahren wollen und es auf diese Weise nur schmal-spurig, statisch, absolut und absolutistisch machen.“<sup>27</sup> Wer diese Passage als indirekte Selbstkritik Handkes am eigenen Sprachpositivismus interpretieren wollte, der hätte die neo-ästhetische Theorie, die auf der absoluten Autonomie der *Kunst* basiert, nicht verstanden.

Kennzeichnend für Handkes Position ist eine naive Überschätzung formaler Lebensbestimmungen. Wo idealistisch das Bewußtsein der Menschen ihr gesellschaftliches Sein dominiert, wird folgerichtig der Sprache das Primat vor der materiellen Wirklichkeit zuerkannt; wenn jene erst verändert sei, werde diese

<sup>25</sup> P. Handke: „Wenn ich schreibe“, in „Akzente“ 5/1966, S. 467.

<sup>26</sup> P. Handke in „Text und Kritik“ Nr. 24, S. 3 f.

<sup>27</sup> „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 8. Dezember 1967.

sich schon automatisch transformieren. Die Entfremdung, die sich u. a. auch in der Sprache niederschlägt sei, meint Handke, sprachlich aufhebbar. Sprache wird hier also widersprüchlich definiert: einmal ist sie verstümmelter Ausdruck falschen Bewußtseins und bloßes Manipulationsinstrument, andererseits wird sie als Mittel der Bewußtseinsbildung und somit der Befreiung vorgestellt.

Mit den emanzipativen Möglichkeiten von Sprache, die über hilflose Selbstbefreiungsversuche hinauszielen, macht Handke freilich in seiner Praxis nur sehr bedingt vertraut, und er kann dies auch kaum mithilfe einer Methode leisten, die außerhalb gesellschaftlicher Bezüge steht; denn was könnte ein von Handke formal Befreiter, ein von falscher Syntax Erlöster mit seiner „Freiheit“ anderes anfangen als die künftigen Werke seines Erlösers mit geschärftem Blick zu studieren und ähnliche Kunststücke selber zu machen. Es fällt vielmehr auf, daß Handkes Arbeiten gerade nicht von Veränderungsimpulsen geleitet, sondern von einem asozialen Pessimismus bestimmt werden, der auf reale Befreiung nicht hofft und sich emanzipatorischer Praxis verschließt.

Handke formuliert zwar seinen Ekel vor der Verrohung der Sprache, „nicht aber vor den Bedingungen, die sie so zugerichtet haben.“<sup>28</sup> In „Kaspar“ verwirft er jede soziale Utopie und distanziert sich von Kapitalismus wie Sozialismus gleichermaßen, indem er abstrakt „die“ Gesellschaft auf Sprachfertigteile reduziert, die dann, als Formen sprachlicher Entfremdung, montiert werden. Das Stück besteht aus Satzspielen, die die Unmöglichkeit demonstrieren sollen, mit der Sprache irgendetwas aussagen zu können, das über den jeweiligen Satz hinausreicht: jeder Satz bedeutet sich selber, steht isoliert neben anderen Sätzen. Von Wittgenstein hat Handke gelernt, daß jeder Satz ein in sich komplexes Gebilde ist, ein Aussagesatz, den man zwar wiederholen oder variieren, nicht aber inhaltlich mit einem anderen Satz beantworten oder infragestellen kann. Die formale Logik dieser Sprache ist repressiv, ihre Mechanik duldet keinen Widerspruch und keinen Dialog. Hinter ihrer Kurzatmigkeit steht die resignative Ideologie der Unmöglichkeit jeder zwischenmenschlichen Kommunikation.

Als deren Kehrseite erweist sich ein rigoroser Ästhetizismus, den Handke im Zeichen der „neuen Sensibilität“ vertritt, jener Rückzug auf sich selbst, der Flucht in die Innerlichkeit vor dem letzten Gedanken an Widerstand bedeutet. Dem Narzißmus wird alles zum ästhetischen Phänomen: schön sind Western und Heimatfilme, schön ist das Flipperspiel und das Fernsehen, schön ist die Langeweile, aber auch die Revolution ist schön. Wie zynisch und elitär diese Einstellung ist, hat Martin Walser sichtbar gemacht, indem er den Unterschied „zwischen denen, die jeden Westernkerl, jede Hitparade und jede Alpenschnulze unfrei konsumieren, und denen, die darin die Verdinglichung genie-

<sup>28</sup> P. Hamm: „Der neueste Fall von deutscher Innerlichkeit“, in „Konkret“ 12/1969, S. 45.

<sup>29</sup> M. Walser in „Kursbuch“ 20, S. 32.



ßen“, betonte.<sup>20</sup> Auf die neue Sensibilität trifft die Kritik zu, die Walter Benjamin in den 30er Jahren an der Fotografie geübt hat: „Sie wird immer nuancierter, immer moderner, und das Ergebnis ist, daß sie keine Mietskaserne, keinen Müllhaufen mehr fotografieren kann, ohne ihn zu verklären. Geschweige denn, daß sie imstande wäre, über ein Stauwerk oder eine Kabelfabrik etwas anderes auszusagen als dies: die Welt ist schön . . . Es ist ihr nämlich gelungen, auch noch das Elend, indem sie es auf modisch-perfektionierte Weise auffaßte, zum Gegenstand des Genusses zu machen.“<sup>30</sup>

Handke ist nicht das Originalgenie, das er bisweilen zu sein vorgibt. Der Weg nach innen hat, ebenso wie die Mischung aus Aggressivität und Scheu, die sich in aristokratischen Dichtergebärden äußert, seine Traditionen einerseits in der frühromantischen Poesie und Kritik von Novalis, Friedrich Schlegel, Tieck und Brentano, die sich bemühten, die ihnen unheimlich erscheinende Welt mit manieristischen Mitteln privat zu rationalisieren, andererseits in spezifisch österreichischen Phänomenen wie etwa dem Pessimismus der Biedermeier-Autoren Grillparzer, Nestroy, Lenau, Stifter. Während aber Handke, indem er z. B. das Mündel Sand in eine Badewanne streuen läßt, sich solcher Traditionen kaum bewußt sein dürfte, hat er seine wichtigsten Lehrmeister, von denen er entscheidende literarische Methoden direkt übernahm, um sie selbst auf dem Markt durchzusetzen, solange es ging, vertuscht: die Autoren der Wiener Gruppe und die ihnen nahestehenden konkreten Poeten.<sup>31</sup>

Bei ihnen fand er nicht nur bestimmte Techniken der Textmaterialisation vor, sondern auch eine kommode Ideologie, die sich selbst freilich als große Verweigerung gegenüber den Ideologien ausgibt, als Versuch, in einer ideologisierten Welt ideologiefreie Räume offenzuhalten. So hat es Literatur laut Heißenbüttel mit nichts anderem als mit Sprache zu tun, und Artmann verkündet: „der poetische act ist dichtung um der reinen dichtung willen.“<sup>32</sup>

Eine Kritik an den Arbeiten der Wiener Gruppe kann sich nicht damit begnügen, die Autoren ob ihrer Formexperimente zu loben und ansonsten eine peinliche, weil hybride Selbstüberschätzung zu konstatieren; sie muß vielmehr deren forcierten Avantgardismus als rechts-anarchistischen kennzeichnen, der bedenklich faschistoide Züge trägt, selbst wenn man berücksichtigt, daß der Ruf nach Maschinengewehren und Handgranaten gegen Mitmenschen — von den Surrealisten und Futuristen über die Wiener Gruppe bis hin zu Muehl, Handke und Brinkmann artikuliert — meist bloß literarisch gemeint ist. Es handelt sich jeweils um kleinbürgerlich elitäre Artisten, reflektiert zwar in bezug auf die Mittel der Kunst, aber naiv in bezug auf deren soziale Bedingtheit, um typisch romantische Künstler, auch in ihrer spontanen Verachtung des „Spießers“, die

<sup>20</sup> W. Benjamin: „Der Autor als Produzent“, in „Marxismus und Literatur“, hrsg. v. F. Raddatz, Reinbek 1969, Bd. II, S. 270.

<sup>31</sup> Vgl. Uwe Timm: „Peter Handke oder sicher in die 70er Jahre“, kürbiskern 4/70.

<sup>32</sup> „Die Wiener Gruppe“, hrsg. v. G. Rühm, Reinbek 1967, S. 10.

nicht zu ahnen scheinen, auf wessen Rücken sie ihre parasitären Späße treiben und mit wessen Billigung das geschieht. Ihr Radikalismus ist durchaus ästhetischer Natur und schlägt um in politischen Opportunismus, bei dem sich die Mächtigen wohl sein lassen können.

Als wissenschaftliche Theorie steht sowohl hinter den Methoden der konkreten Poesie als auch hinter denen ihres Epigonen Handke der Neopositivismus, der alles als Ideologie verwirft, was über die reine Faktizität hinausgeht: ein naiver, logisch formalisierter Empirismus, den Horkheimer bereits in den 30er Jahren als Widerspiegelung bestehenden Unrechts und als Verlängerung kapitalistischer Herrschaft beschrieb. Während positivistisches Denken nur statische, geschichtslose und inhumane Gehäuse errichtet, ist die dialektische Vernunft darum bemüht, dynamische, auf die Zukunft hin gerichtete Modelle zu entwerfen und den Menschen nicht zu funktionalisieren, sondern an seiner endlichen Befreiung zu arbeiten. Das setzt die Einheit von Denken und Handeln voraus, die der analytische Positivismus ebenso negiert wie die ihm anhängenden Ingenieure und Pragmatiker der Sprache, die bloß isoliert am eigenen Medium zweifeln.

Handkes Wirkung, seine Erfolge sind zum Teil so zu erklären, daß die von ihm propagierte Ideologie der Sprache für feinsinnige Intellektuelle, die sich ebenfalls *sprachlich* ändern wollten, ohne zugleich Privilegien opfern zu müssen, in einer sich zunehmend radikalisierten politischen Situation immer attraktiver wurde. Peter Handke, der in keinem seiner Texte und Aufsätze jemals Klassenfragen gestellt hat, fällt als reiner Idealist unter jene Kritik, die Marx und Engels an den Junghegelianern geübt haben; über diese liest man in der „Deutschen Ideologie“: „Die Jüngsten von ihnen haben den richtigen Ausdruck für ihre Tätigkeit gefunden, wenn sie behaupten, nur gegen ‚Phrasen‘ zu kämpfen. Sie vergessen nur, daß sie diesen Phrasen selbst nichts als Phrasen entgegenzusetzen, und daß sie die wirkliche bestehende Welt keineswegs bekämpfen, wenn sie nur die Phrasen dieser Welt bekämpfen.“<sup>33</sup>

<sup>33</sup> Karl Marx / Friedrich Engels: Werke, Band 3, Berlin 1969, S. 20.

## Dagmar Holzer / Renate Reder / Juliane Schuhler Frauenemanzipation in der Bundesrepublik

### *Ansätze zu Analyse und Strategie*

Die in letzter Zeit in den westlichen Ländern wieder auflebende Diskussion um die Frauenfrage muß vor einem spezifischen Hintergrund gesehen werden: dem eines staatsmonopolistischen Kapitalismus, in dem die lohn- und gehaltsabhängigen Massen (zu denen direkt oder indirekt auch die Mehrheit der Frauen zählt) einem Ausbeutungs- und Unterdrückungssystem unterworfen sind, das sie prinzipiell von den Entscheidungsprozessen in Ökonomie und Politik ausschließt.

Die Spaltung der kapitalistischen Gesellschaft in Ausbeuter und Ausgebeutete, in ökonomisch und politisch Herrschende und Unterdrückte, hat ihre Basis in den kapitalistischen Eigentums- und Produktionsverhältnissen, in dem dort angelegten Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital. Dieser Widerspruch kann nur über den Klassenkampf aufgehoben werden, das bedeutet: den wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Kampf der arbeitenden Bevölkerung gegen die ökonomisch und politisch Herrschenden.

Die Stellung der direkt und — über die Ehe — indirekt lohnabhängigen Frau im kapitalistischen System ist zunächst gleich der des lohnabhängigen Mannes. Die *lohnabhängige, verheiratete Frau* muß ihre Arbeitskraft wie der Mann auf dem Markt verkaufen, damit die Reproduktionskosten für die Familie gedeckt sind. In ihrem Fall kommt aber noch die zusätzliche Ausbeutung als Frau hinzu, welche darin besteht, daß der Kapitalismus, um ständig weiter Kapital anzuhäufen, die Kosten für den unproduktiven Reproduktionsbereich niedrig halten muß und daher die nichtentlohnte Arbeitskraft der Frau in diesem Bereich bislang braucht. Zementiert wird diese doppelte Ausbeutung — zum einen im produktiven zum anderen im unproduktiven Bereich — durch die bürgerliche Familienideologie, welche der Frau primär die Funktion als Hausfrau und Mutter zuweist. Die Klassenlage der erwerbstätigen Ehefrau wird vorrangig bestimmt durch die des Mannes als „Haushaltsvorstand“, dann erst über ihre außerhäusliche Stellung in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit.

Die *Nur-Hausfrau* erfährt ihre ökonomisch bedingte Abhängigkeit zunächst vermittelt über den Mann als „Familienoberhaupt“ und daher über den privaten Bereich Familie. Dort wirkt sich in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern der für den Kapitalismus grundlegende Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital in einer spezifischen Form der Unterdrückung der Frau aus. Dieser ist aber für die Hausfrau auf Grund ihrer direkten Abhängigkeit vom Ehemann nicht offen als ökonomisch bedingt durchschaubar. Ihre Klassenlage wird ausschließlich durch die des Mannes definiert.

Die *unverheiratete erwerbstätige Frau* wird zusätzlich zu ihrer Ausbeutung im Produktionsprozeß noch auf Grund ihres Status als Unverheiratete, der nicht der gesellschaftlichen Norm entspricht, diskriminiert. Für sie gilt auch, daß die Institution Familie direkt oder indirekt die Vermittlungsinstanz ihrer *geschlechtsspezifischen* Unterdrückung darstellt.

### *I. Zur Situation der erwerbstätigen Frau im Kapitalismus*

Mit Beginn und Fortschritt der Industrialisierung in Deutschland — zugleich mit der Entwicklung eines kapitalistischen Wirtschaftssystems — waren tiefgreifende sozio-ökonomische Veränderungen verknüpft, welche sich insbesondere auch auf die Stellung der Frau auswirkten. Diese Veränderungen betrafen, was gerade für die Situation der Frauen relevant war, auch die Institution „Familie“. Stellte diese zuvor eine Produktionseinheit dar, in der einfache Gebrauchswerte hergestellt wurden, so wandelte sie sich im Verlauf der Industrialisierung und wurde mehr und mehr zu einer Konsumeinheit. Mit Entwicklung der industriellen massenweisen Produktion von Waren hatte die Familie ihre Existenzgrundlage als Produktionseinheit verloren.

Die warenproduzierende kapitalistische Wirtschaftsform bedingte die Entstehung einer neuen Klasse, des Industrieproletariats. Diese neue Klasse mußte ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen, der Lohn für den Verkauf dieser ihrer Arbeitskraft war aber so gering, daß er nicht einmal ausreichte, um die Reproduktionskosten der einzelnen Arbeiter und ihrer Familien zu decken. Folglich mußten auch die Frauen sowie die Kinder ihre Arbeitskraft auf dem Markt veräußern. Mit der Entstehung der lohnabhängigen, außerhäuslichen Erwerbstätigkeit der Frau war das Aufkommen der Frauenrechtsbewegungen eng verknüpft.

Denn von Anfang an war es das Los der Frauen, daß sie ihre Arbeitskraft im kapitalistischen System noch billiger verkaufen mußten, als die lohnabhängigen Männer. Sie dienten dem Kapitalisten stets als industrielle Reservearmee, die über die Produktion von Mehrwert hinaus dazu herhalten konnte, den Lohn des Mannes nicht über das Existenzminimum hinauskommen zu lassen. Für die Frau war und ist es zwar zutreffend, „... daß vor dem Kapital alle Menschen gleich sind“ (Marx/Kapital I, Berlin 1961, S. 263). Aber Marx hatte vorher schon festgestellt, daß es zwar nur noch Arbeitsinstrumente gibt, daß aber diese „... je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen.“ (Marx/Frühsschriften, Stuttgart 1953, S. 533). Warum verursacht die Frau, nur weil sie Frau ist, geringere Kosten für den Kapitalisten? Die Billigkeit der weiblichen Arbeitskraft resultiert aus der Bemessung des Wertes der Ware Arbeitskraft unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen. Dieser Wert ist orientiert an den für die ständige Wiederherstellung eben dieser Arbeitskraft notwendigen Reproduktionskosten, den Kosten für die erforderlichen Existenzmittel. Da nun die — ja zur Mehrheit verheirateten Frauen — vom kapitalistischen Standpunkt aus zwar objektiv notwendige, aber in der kapitalistischen Ideologie *zusätzliche* Arbeit im Produk-



tionsbereich (zusätzlich zur Arbeit im Haushalt und zu der des Mannes) verrichten, wird der Tauschwert ihrer Arbeitskraft geringer veranschlagt als der des Mannes, was sich dann im niedrigeren Lohn auswirkt. Hinzu kommt noch, daß das objektiv niedrigere Qualifikationsniveau der Frau ebenfalls den Wert ihrer Arbeitskraft vermindert; sowie die Vorspiegelung, daß im Lohn des Mannes die Reproduktionskosten für ihn und seine Familie enthalten sind. Dabei geht es nicht um die Erhaltung des Einzelarbeiters sondern des gesamten Arbeiterpotentials, da die Kosten für die Aufzucht des Arbeiternachwuchses in die Wertbestimmung der Arbeitskraft eingehen. Da der Lohn der Frau also immer in Addition zum unzulänglichen Lohn des Mannes berechnet wird, reicht er in der Regel auch nicht für ihre eigene Reproduktion aus, wenn sie unverheiratet ist.

Die eine Komponente der doppelten ökonomischen Ausbeutung ist der — im Verhältnis zum Mann — geringere Tauschwert ihrer Arbeitskraft im Produktionsbereich, die andere manifestiert sich in dem Tatbestand, daß ihre gesellschaftlich notwendige Arbeit im unproduktiven Reproduktionsbereich „Familie“ überhaupt keinen Tauschwert sondern nur Gebrauchswert hat. Aus deren bloßem Gebrauchswert folgt, daß sie diese Arbeit, die ja kein profitbringendes Mehrprodukt erzeugt, unentgeltlich leisten muß. Diese Arbeit kann auch keinen Tauschwert haben, da sie nicht über den Markt geht, die Arbeitskraft dementsprechend auch keinen Warencharakter annimmt.

Die ökonomische Ausbeutung der Frau im kapitalistischen System ist im Gegensatz zur Ausbeutung des Mannes also zusätzlich abgesichert durch ihre Rolle im reproduktiven Bereich. Daher bestimmt sich auch die berufsmäßige Verfügbarkeit der Frau unter kapitalistischen Produktionsverhältnissen: Wird ihre Arbeitskraft im Produktionssektor nicht benötigt, so kann sie jederzeit in den reproduktiven privaten Bereich zurückverwiesen werden.

#### *Die Situation der Frau in der BRD*

Einige Daten und Aspekte zu der Situation, der sich die lohn- und gehaltsabhängigen Frauen im staatsmonopolistischen Kapitalismus Westdeutschlands gegenüber sehen, sollen aufzeigen, welche spezifischen Bedingungen beim Kampf um Frauenemanzipation zu berücksichtigen sind. Zunächst muß davon ausgegangen werden, daß die Frauen auch im staatlich organisierten Kapitalismus der BRD ebenso wie im Frühkapitalismus ein wichtiges Potential von Arbeitskräften stellen, die über die Mehrwertproduktion hinaus als Lückenfüller, als Lohndrücker, etc. fungieren. Der zuvor beschriebene Zustand der doppelten Ausbeutung und Unterdrückung der Frau wird mit allen Raffinessen aufrecht erhalten, die diesen immer totaler verschleiern sollen. Die zwei Bedingungen — die unterbezahlte Arbeit außer Haus, die nicht bezahlte Arbeit im Haus-, die die Frauen im fortgeschrittenen Kapitalismus objektiv realisieren, müssen klar herausgestellt und bekämpft werden.

Die Frauen müssen erkennen, daß ihre ökonomische Ausbeutung wie ideologische Unterdrückung ein systemimmanenter Mechanismus ist, dessen Relevanz

auch innerhalb des Systems anerkannt ist; nur wird dann von „Doppelbelastung“ gesprochen, d. h. der entscheidende Aspekt der Ausbeutung wird unterschlagen. Die eine Seite ihrer Unterdrückung materialisiert sich im Produktionsprozeß, vor allem im Bereich der mehrwertschaffenden Produktion als Ausbeutung der Frau, als Abschieben auf unterbezahlte und minderqualifizierte Positionen. Die geschlechtsspezifische Unterdrückung der Frau führt stets zu einer Steigerung ihrer ökonomischen Ausbeutung, da ihre Berufstätigkeit durch die Vorrangigkeit der „Hausfrauen- und Mutterpflichten“ diskriminiert wird. Die Frauenfrage stellt sich als ein Problem des gesamtgesellschaftlichen Klassenkampfes dar; denn nach ihrem Verhältnis zu den Produktionsmitteln, nach ihrer Stellung in der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit, nach der Art ihrer Teilnahme am gesellschaftlichen Reichtum gehören die abhängig arbeitenden Frauen in der Mehrheit zum Proletariat, d. h. zur Klasse der Lohn- und Gehaltsabhängigen. Die Behauptung, die Frauenfrage sei ein Klassenproblem, läßt sich durch einige Daten zur sozio-ökonomischen Situation der Frau in der BRD belegen.

1969 betrug der Anteil der berufstätigen Frauen ein Drittel aller Erwerbstätigen, nämlich 10 Mill. Davon sind 9 Mill. Arbeitnehmerinnen, d. h. abhängig Arbeitende. (Wirtschaft und Statistik, Jahrgg. 1970/Heft 6) Von diesen 9 Millionen fällt die Mehrheit unter die Kategorie Angestellte (3,6 Mill.) und Arbeiterinnen (3,4 Mill.) (ebenda). Als mithelfende Familienangehörige arbeiten 1,7 Mill., während unter die Rubrik Selbständige nur 606 000 fallen. Teilt man die erwerbstätigen Frauen nach Wirtschaftsbereichen auf, dann befindet sich die Mehrheit im verarbeitenden Gewerbe (2,7 Mill.), im Bereich Dienstleistungen (2 Mill.), im Handel (1,6 Mill.), sowie in Land- und Forstwirtschaft (1,4 Mill.). Für die Tätigkeit der Frau sowohl in der Produktions- wie in der Reproduktionssphäre stellt sich die Frage nach ihrer Qualifikation. Aufgrund ihrer zu meist mangelhaften Ausbildung ist es objektiv begründet, daß sich die Frau zur Mehrheit in den untersten Positionen befindet. Das kann aber nicht den Frauen angelastet werden, sondern ist den schon erwähnten gesellschaftlichen Bedingungen zuzuschreiben, unter welchen es den Frauen unmöglich ist, unmöglich gemacht wird, sich fundiert auszubilden. Auch hierfür einige Daten: Die meisten Mädchen haben Volksschul- und Berufsschulabschluß, nur 37,3 Prozent aller Abiturienten sind Mädchen. Sie stellen auch nur ein Viertel aller Studierenden (Stat. Jahrb. Wiesb. 1969, S. 79). Nur ein verschwindend geringer Anteil der Studentinnen schließt z. B. das Studium in den naturwissenschaftlichen Fächern ab. Sechs mal so viele Männer promovieren; nur vereinzelt befinden sich Frauen in Forschung und Lehre. Bedeutsam ist, daß die geringste Chance zu einem qualifizierten Schulabschluß zu kommen oder ein Studium zu absolvieren die Mädchen haben, die aus Arbeiterfamilien stammen. Dies alles ist natürlich kein Zufall, sondern mit den zuvor genannten Bedingungen verknüpft.

Die Tatsache, daß der Bereich des Bildungswesens zu einem Sektor der Infrastruktur gehört, in den im bestehenden System nur ein Minimum der Haushaltsaufwendungen investiert wird (13,4 Prozent des Gesamthaushalts 1970) da dort unmittelbar kein Profit herauspringt, trifft besonders Mädchen aus Arbeiterfamilien. Die überkommene bürgerliche Frauenideologie mit ihrer Negierung der Selbstbestimmung der Frau trägt das ihrige dazu bei, die Frauen von qualifizierten Berufen fernzuhalten. Eine Folge dieser Ideologie ist, daß die Frauen selbst ihre Berufstätigkeit zumeist als vorübergehend bzw. zusätzlich betrachten: sei es als Ausfüllen der Zeit vor der Ehe, sei es als Mittel zur Aufbesserung der familiären Finanzen. 53 Prozent der verheirateten berufstätigen Frauen nennen finanzielle Notwendigkeit als Motiv für ihre Berufstätigkeit. Bei den Nicht-Verheirateten sind es sogar 86,6 Prozent. Nur 0,9 Prozent nennen Motive wie „Freude am Beruf“. (E. Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, Tübingen 1961, S. 85). Die objektiv desolate Situation unter den Bedingungen der entfremdeten Lohnarbeit wird so als erträglicher Zustand rationalisiert. Unzumutbare Ausbildung, vorrangige Zuweisung der Rollen „Hausfrau und Mutter“ sowie die Tatsache, daß im Kapitalismus die Frauen als Reservoir billiger Arbeitskräfte dienen, haben zur Konsequenz, daß die erwerbstätigen Frauen zwar wichtige Funktionen für das kapitalistische System erfüllen, selbst aber klar auf der Strecke bleiben.

Das läßt sich deutlich an der folgenden Aufgliederung der Arbeiterinnen und Angestellten nach Funktionsgruppen demonstrieren. Aus dieser Aufteilung ergibt sich, daß bei den Angestellten von 100 Frauen 76 in den unteren Funktionsgruppen zu finden sind: als kaufmännische Gehilfen, Stenotypistinnen, Maschinenbuchhalterinnen, Verkäuferinnen, Telefonistinnen; nur Auserwählte erreichen leitende Positionen. Bei den Arbeiterinnen zählen 98 Prozent zur Gruppe der Hilfsarbeiterinnen und Angelernten; auch hier finden sich Frauen nur ganz selten in den oberen Funktionsbereichen. Bei den sogenannten gehobenen Berufen ist das Bild entsprechend: in leitenden Positionen wird der Anteil der Frauen verschwindend gering. Bemerkenswert ist, daß die Majorität der berufstätigen Frauen Männer als Vorgesetzte hat. Die Lokalisierung der Frauen in den unteren Positionen schlägt sich in den — verglichen mit den Männern — niedrigen Löhnen und Gehältern nieder: der durchschnittliche Bruttoverdienst von Arbeitern in der Industrie betrug 1969 6,15 DM, der der Arbeiterinnen 4,24 DM pro Stunde; der durchschnittliche Bruttomonatsverdienst von männlichen Angestellten 1444 DM, von weiblichen Angestellten 883 DM.

Diese Aufzählung ließe sich beliebig erweitern, wichtiger ist es, konsequent die Ursprünge der Diskriminierung der Frau im System zu benennen. Die Frauen müssen einsehen, daß sie ein „cultural lag“ zu überwinden und ständig an der Bekämpfung der falschen Leitbilder zu arbeiten haben. Die Forderung der Integration der Frauen in den Arbeitsprozeß kann nur ein erster Schritt zur Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung innerhalb des Systems unter dem Aspekt

sein, daß ihre Situation im System derart pervertiert ist, daß selbst entfremdete Lohnarbeit die Frau aus der direkten ökonomischen und psychischen Abhängigkeit vom Mann in der Familie lösen kann: ähnlich dem Fortschritt der Lohnarbeit gegenüber der Sklaverei. Aber emanzipatorischen Charakter kann die Einbeziehung der Frau in den Produktionsprozeß nur haben, wenn die Frauen qualifiziertere Stellungen einnehmen, denn nur so ist garantiert, daß sie mit der zunehmenden Verwissenschaftlichung des Arbeitsprozesses Schritt halten können und nicht als Hilfsarbeiterinnen gleich wieder der Mechanisierung und Automatisierung zum Opfer fallen und dann notgedrungenerweise sich in Haushalt und Familie wiederfinden, von deren Zwängen unabhängig zu werden sie vorhaben.

Weiterhin müssen sie lernen, sich als politische *Subjekte* zu begreifen, sich als Arbeitnehmer zu organisieren, d. h. in Interessenvertretungen der Arbeitnehmer wie Gewerkschaften aktiv werden. Bis jetzt verzichten die Frauen noch mehr als die Männer auf Einflußnahme in diesem Bereich; während 1968 5,5 Mill. Männer dem DGB angehörten, waren es nur 970 000 Frauen. Ebenso müssen sie ihre Interessen im politischen Bereich wahrnehmen, d. h. sich in einer Partei organisieren, die die Belange der Lohn- und Gehaltsabhängigen vertritt. Bisher ist es so, daß analog den Bedingungen ihrer Sozialisation und ihrer unsicheren ökonomischen Situation die Frauen zur politischen Apathie tendieren, weniger streikbereit sind, da es ihnen objektiv schwerer fällt, sich untereinander zu solidarisieren. Ihre politische Enthaltensamkeit ist u. a. aus ihrer geringeren Wahlbeteiligung ablesbar, die wieder zusammenhängt mit ihrer Unterrepräsentierung in politischen Institutionen auf kommunaler wie Landesebene. Im Bundestag sind nur 7 v. H. Abgeordneten Frauen. Nach einer Umfrage 1967 über ihre Einstellung zur Politik gaben 86 Prozent der Frauen an: „Politik, das wäre nichts für mich“ (Allensbach, 1967. S. 150).

## II. Die Frau in Ehe und Familie

Wir haben in der Einleitung festgestellt, daß der eine gesellschaftliche Sektor, auf dem die Unterdrückung der Frau stattfindet, der der Reproduktion ist, also vor allem in den Institutionen der Ehe und Familie gesellschaftlich organisiert ist. Wir fragen uns daher kurz nach den Funktionen, die Ehe und Familie im spätkapitalistischen System erfüllen; sowie nach der speziellen Rolle der Frau innerhalb der beiden Institutionen. Es sollen dann Faktoren benannt werden, die die Basis abgeben für die Unterdrückung der Frau auf diesem Sektor und schließlich die Faktoren gekennzeichnet werden, die auf eine Überwindung dieser Unterdrückung hinzeigen.

### 1. Funktionen von Ehe und Familie in der spätkapitalistischen Gesellschaft

Die Ehe als gesellschaftliche Instanz ist zuständig für die Erfüllung fundamentaler menschlicher Bedürfnisse: physischer, emotionaler und sexueller. Die Arbeitsteilung in der Ehe soll die materielle Versorgung ihrer Mitglieder sichern;



als Lebensgemeinschaft soll sie den Raum des emotionalen Austauschs darstellen; als Paarungsstätte ist sie legitimer Ort der Sexualbetätigung. Als Familie hat sie die Aufgaben der materiellen Versorgung und Aufzucht von selbständigem Nachwuchs.

Die Institutionen Ehe und Familie haben für die Bedürfnisse des kapitalistischen Profitsystems folgendes zu leisten: Die Arbeitskraft der mittelbar oder unmittelbar lohnabhängigen Ehepartner zu reproduzieren, die Arbeitskraft der Zukunft zu zeugen und entsprechend den Verwertungsbedingungen des Kapitals zu erziehen. Der Zusammenhang ist ein zentraler, wie auch bürgerliche Gesellschaftswissenschaft begreift: „Erfüllt die Kernfamilie ihre Erziehungs- und Vermittlerfunktion insgesamt ungenügend, so ist das Individuum ebenso bedroht wie die Gesellschaft: das Individuum, weil ihm nicht die optimalen Möglichkeiten zur Entfaltung in der Gesellschaft geboten werden, die Gesellschaft, weil ihr die notwendige Transmissionsstelle entzogen wird“ (D. Claessens, Familie und Wertsystem, Eine Studie zur zweiten, sozio-kulturellen Geburt des Menschen, Berlin 1962, S. 157). Nur kommt dem bürgerlichen Theoretiker nicht in den Sinn, noch einen Schritt weiter zurückzufragen, nämlich: Läßt eine Gesellschaft wie die kapitalistische es zu, daß die fundamentalen menschlichen Bedürfnisse in der bürgerlich-kapitalistisch organisierten Familie ausreichend befriedigt werden? Oder aber verhindert nicht gerade der vom Profitprinzip gesteuerte Kapitalismus die Befriedigung der oben genannten fundamentalen Bedürfnisse?

## 2. Die ökonomische Stellung der Frau in Ehe und Familie

Gemäß der außerordentlichen Wichtigkeit von Ehe und Familie für die Profitbedürfnisse des Kapitals hat dieses in seinem Bürgerlichen Gesetzbuch feste und präzise rechtliche Vorschriften für die Rolle der Frau erlassen. In § 1356 BGB heißt es: „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist“. Der Arbeitsplatz Nr. 1 für die Frau liegt also nach gesetzlicher Vorschrift im Haushalt. Erst wenn sie „ihren Pflichten in Ehe und Familie“ ausreichend nachgekommen ist, darf sie eine Berufstätigkeit ausüben.

Andererseits aber heißt es in § 1360 BGB: „Die Frau erfüllt ihre Verpflichtung, durch Arbeit zum Unterhalt der Familie beizutragen, in der Regel durch die Führung des Haushalts; zu einer Erwerbstätigkeit ist sie nur verpflichtet soweit die Arbeitskraft des Mannes und die Einkünfte der Ehegatten zum Unterhalt der Familie nicht ausreichen“. Also: Wenn der Mann genügend verdient und die Frau nach ausreichender Hausarbeit noch freie Zeit hat, dann darf sie auch noch berufstätig sein (§ 1356). Wenn der Mann nicht genügend verdient, dann muß die Frau nach gesetzlicher Vorschrift zu ihrer Haushaltsarbeit auch noch berufstätig sein.

Diese Festlegung der ökonomischen Rolle der Frau gibt exakt das Interesse des Kapitals an Familie und „doppelt belasteter“ Frau wieder. Die Vorschrift, daß die Frau die Konsumeinheit Familie wirtschaftlich organisiert, führt zu einer

enormen Verringerung der Reproduktionskosten der Ware Arbeitskraft. Die Arbeit der Frau bei dieser Reproduktion läuft ja nicht über den Markt und wird deshalb auch nicht nach den Markt- und Tauschgesetzen entlohnt. Sie wird auch keineswegs im Lohn des Mannes mit vergolten. Ein Arbeiter oder Angestellter, der 1965 vor der Eheschließung 391,75 DM verdiente, bekam nach der Eheschließung 421,66 DM, also ganze 29,91 DM mehr.

Aber es sinken nicht nur die Kosten, die das Kapital zur Erneuerung der Arbeitskraft zu zahlen hat. Daß der Hauptarbeitsplatz der Frau in der Familie liegt, sie andererseits aber berufstätig sein kann bzw. sogar sein muß, ist die Voraussetzung dafür, daß die Frauen als „industrielle Reservearmee“ fungieren können, also immer dann in den Produktionsprozeß einbezogen werden, wenn das Kapital mehr Arbeitskraft braucht, und immer entlassen werden, wenn weniger Arbeitskraft erwünscht ist. Daß dies bislang praktiziert werden konnte, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, ist vor allem darauf zurückzuführen, daß die Frau ihre Tätigkeit in der Familie als primär und Berufstätigkeit in der Regel — wie das Gesetz es befiehlt — als bloßen Zusatzverdienst zum Einkommen des Mannes ansieht.

## 3. Die einzelnen Funktionen der Frau in Ehe und Familie

Die Funktionen der Frau in Ehe und Familie bestimmen sich entlang den gesellschaftlichen Funktionen, die die Familie im kapitalistischen System zu übernehmen hat: die Versorgung der Familienmitglieder entsprechend ihren materiellen Bedürfnissen, die emotionale Stabilisierungsfunktion, die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse, die biologische Reproduktionsfunktion und die Sozialisation der Kinder.

### a) Haushalt als Konsumeinheit

Während der Mann durch seine Lohnarbeit die materielle Versorgung der Familie sichern soll, liegt die Aufgabe der Frau in der Verwaltung des Konsums und der Haushaltsführung, wodurch sie die materielle Bedürfnisbefriedigung der Familienmitglieder leistet. Es liegt im Interesse des kapitalistischen Systems, die Bedeutung der Familie als Konsumeinheit zu heben, um damit durch größeren Konsumanreiz den Profit der Warenproduzenten zu erhöhen. Die Konsumideologie verschleiert dabei die Tatsache, daß der Arbeiter als Produzent dieser Waren einen fundamentalen Anspruch hat, der weiterreicht als das, was ihm seine Kaufkraft zu realisieren erlaubt. Trotzdem gilt der Konsum der Familie als sichtbarer Beweis für beruflichen Erfolg und das dadurch suggerierte soziale Prestige soll Mann und Frau helfen, die Ausbeutung, die der eine am Arbeitsplatz, der andere vornehmlich zu Hause erfährt, zu verdrängen.

### b) Die Funktion der emotionalen Stabilisierung

Als Mittelpunkt der Familie, Verwalter des Haushalts und Gestalter der Wohnung obliegt es der Frau in der Familie eine emotionale Atmosphäre herzustellen, die imstande ist, dem Mann einen Ausgleich für seine am Arbeitsplatz erlittenen Frustrationen zu schaffen. Die ihm zugewiesene „männliche“ Rolle zu

Hause soll ihn hinwegtäuschen über die eigene im Produktionsbereich erlebte Unterdrückung und Bedeutungslosigkeit. Die Frau wird zum Komplizen des gesellschaftlichen Ausbeutungssystems, indem sie ihrem Mann nicht nur hilft, seine tatsächlich erlittene Entfremdung und Ausbeutungssituation zu verdrängen, sondern ihm scheinbare familiäre Autorität als Ausgleich anbietet. Darüber hinaus trägt sie in Erfüllung ihrer familiären Reproduktionsfunktion stets von neuem dazu bei, ihn Tag für Tag wieder seelisch und körperlich „fit“ zu machen und sich der gesellschaftlichen Ausbeutung wieder neu zu stellen. Schließlich hängt die ökonomische und soziale Sicherheit der Frau und der Kinder wesentlich von der Bereitschaft des Mannes ab, weiterhin für die materielle Sicherheit der Familie seine Arbeitskraft zu verkaufen. Die materielle Versorgungsfunktion des Mannes in der bürgerlichen Familie wird also von Seiten der Frau und Kinder dadurch belohnt, daß sie ihm Anerkennung in Form von emotionaler Zuneigung und Hinnahme seiner familiären Autoritätsrolle zollen.

Die Liebes- und Partnerschaftsideologie, die heute an die Stelle des patriarchalischen Familienbildes des vorigen Jahrhunderts getreten ist, vermag besser über die tatsächlichen Abhängigkeitsstrukturen innerhalb und außerhalb der Familie hinwegzutäuschen und erleichtert deren Verinnerlichung. Die Bedeutung der Ehe für Mann und Frau hat sich — bedingt u. a. durch die veränderten gesellschaftlichen Produktionsbedingungen — auf die psychische Bindungsfunktion der Monogamie verlagert. Die Ansprüche auf gegenseitiges Verständnis, das besonders von Seiten der Frau gegenüber der Situation des Mannes erwartet wird, bedingt andererseits die leichtere Anfälligkeit der Ehen in materiellen und emotionalen Krisen. Die Zunahme der Scheidungsrate in der BRD ändert aber — laut Familienbericht und statistischen Daten — nichts an der zunehmenden Ehefreudigkeit auch bereits geschiedener Partner und weist hin auf die funktionale Bedeutung der Ehe als notwendiger Platz der persönlichen Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung.

#### c) Die Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse

Die Regelung der sexuellen Bedürfnisbefriedigung ist in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft in den Rahmen der monogamen Ehe gestellt. Durch das gesetzlich verankerte Verbot der außerehelichen Sexualität, untermauert von dem Verbot der Abtreibung und durch die schwere soziale Diskriminierung gegenüber unverheirateten Müttern und ihren unehelichen Kindern, erhält die Ehe in ihrer bürgerlich-kapitalistischen Ausprägung entscheidende Stützpfeiler.

Der Anspruch der sexuellen Ausschließlichkeit — ideologisch abgesichert durch den Treueanspruch — gilt allerdings in verstärktem Ausmaß für die Frau, während dem Mann akzeptierte gesellschaftliche Kanäle der sexuellen Bedürfnisbefriedigung außerhalb der Ehe zugestanden werden (z. B. Bordell).

Die sexuelle Angewiesenheit der Frau auf den Ehemann, zementiert durch ihre ökonomische und soziale Abhängigkeit, vervollständigt die außengesteuerte Verfügbarkeit über die Frau.

Aus der Verbindung von Sexualität und Reproduktion, die sich bislang zwangsläufig aus der biologisch sexuellen Struktur der Frau ableitete, erwachsen für die Frau noch zusätzliche Unterdrückungsmomente, indem sie auch nach der Geburt für die Aufzucht und Erziehung der Kinder verantwortlich gemacht wurde. Die Mutterschaftsideologie dient als wesentlicher Mechanismus dafür, daß sich die Frau auch einer ungewünschten beschwerlichen Schwangerschaft unterzieht. Damit verbunden ist die zusätzliche Abhängigkeit und Einschränkung ihrer möglichen finanziellen Loslösung vom Mann durch eigene Erwerbstätigkeit. Die Verantwortlichkeit für die Kinder ist — besonders für die Frau — ein entscheidendes Argument gegen Scheidungsabsichten.

Die Pille hat den Frauen die Möglichkeit gegeben, sich weitgehend aus der sexuellen Abhängigkeit durch befürchtete Schwangerschaft zu befreien und damit den Anspruch auf Gleichheit mit dem Mann auf sexuellem Gebiet zu stellen. Dieser scheitert allerdings an ihrer sonstigen Abhängigkeit vom Mann und schafft so zusätzliche Frustrationen. Ihrer sexuellen Befreiung ebenfalls hinderlich ist die geschlechtsspezifische Erziehung der Frau, die ihr eigenen Anspruch auf sexuelle Bedürfnisse weitgehend vorenthielt. Im ganzen gilt also, daß trotz Tendenz zu sexueller Liberalisierung die Frau immer noch in der Befriedigung ihrer sexuellen Bedürfnisse sich in Abhängigkeit zum Mann und zur Institution Ehe befindet.

#### e) Die Sozialisationsfunktion

Die Familie als Sozialisationsagentur in der kapitalistischen Klassengesellschaft und die Frau als Träger der familiären Sozialisation haben vor allem zweierlei Funktionen zu erfüllen: Einmal die Vermittlung der gesellschaftlichen Werte, Normen und Rollen, die das Prinzip der Herrschaft der Minderheit und deren profitable Ausbeutung der Mehrheit unterstützen und ihr Fortbestehen garantieren. Zum anderen die Vermittlung der menschlichen Fähigkeit, sich autoritären Ansprüchen zu beugen, entfremdete Arbeit zu leisten, kurz den Verzicht auf die Entfaltung der eigenbestimmenden menschlichen Persönlichkeit zu bejahen. Damit wird der generelle Fortbestand der kapitalistischen Gesellschaftsordnung garantiert, der im einzelnen noch durch die klassenspezifischen Erziehungsmechanismen unterstützt wird. Die Garantie der Fortführung dieser Vermittlerfunktion liegt einmal in der autoritären Struktur der bürgerlichen Familie selbst und zum anderen in der spezifischen Situation der Frau, die die von ihr verinnerlichten Unterdrückungsstrukturen weitergibt, u. a. in der geschlechtsspezifischen Vorbereitung der Kinder auf ihre Rollen und Funktionen in Gesellschaft und Familie.

Es gilt festzuhalten, daß die Familie als bürgerliche Institution die Befriedigung der elementaren menschlichen Bedürfnisse nur dann und insoweit erfüllen kann, wie diese mit den Profitinteressen des Kapitals in Übereinstimmung zu bringen sind. Die Ehe als bürgerliche Institution versagt also mit fortschreitender Widersprüchlichkeit des Kapitalismus selbst umso mehr bei der ihr zugewiesenen



Befriedigung menschlicher Bedürfnisse — und wird gerade insofern zum Ort der Verwirklichung der besonderen Unterdrückung der Frau. Daß die Frau sich in diese Situation schickt, ist neben den einzeln aufgeführten Zwängen vor allem zurückzuführen auf die Wirkung des gesellschaftlichen Leitbildes von der Frau.

#### 4. Das gesellschaftliche Leitbild von der Frau

Das gesellschaftlich propagierte Bild der Frau ist orientiert an ihrer funktionalen Verwertbarkeit entlang den Erfordernissen des kapitalistischen Systems im Produktions- und besonders Reproduktionsbereich. Es schreibt ihr — gleich den Schwarzen in den USA — biologisch und geschlechtsspezifisch bedingte Eigenschaften zu, die sie scheinbar prädestinieren für ihre Rolle in der Familie und ihre niedrige Einstufung in den gesellschaftlichen Produktionsprozeß. Sie sind geduldig, emotional und anspruchslos — also verrichten sie gerne monotone, gleichmäßige Arbeit, die von ihnen keinerlei geistige Anstrengung erfordert. Die den Frauen zur Erfüllung ihrer familiären Funktionen notwendig anerzogenen Eigenschaften werden bei ihrem Einsatz im gesellschaftlichen Produktionsbereich gegen sie gekehrt und legitimieren so die Einstufung der Frauen in den niedrigsten Beschäftigungsbereichen. Ebenso wie angenommen wird, daß alle Frauen auf Grund ihrer biologischen Merkmale die Prädestination zur Hausfrau und Mutter in sich tragen, wird nicht daran gezweifelt, daß sie auch in ihren Berufsrollen ähnliche Funktionen verrichten wollen. Die ihnen damit zugeschriebene Schicksalsfügigkeit behindert auch die Entwicklung einer Kampfbereitschaft der Frauen. Das zweite gesellschaftliche Bild der Frau setzt sie ein als Statussymbol: für sich selbst, für den Mann, für die Umwelt gewinnt sie Wert dadurch, daß sie möglichst genau die von der Werbung nach sozialer Klassenlage spezifizierten Konsumideale erfüllt. Je mehr sie sich dem Diktat der kapitalistischen Absatzinteressen beugt, desto größer ist ihr Sozialprestige als Frau.

Das dritte ist schließlich das „fortgeschrittenste“ Leitbild: das der sogenannten emanzipierten Frau, des Wunders an Arbeitskraft und Energie, die sämtliche Rollen der Frau erfolgreich in sich vereint: qualifiziert im Beruf, liebenswert als Ehefrau und sexuelle Partnerin, besorgte Mutter und repräsentable Hausfrau. Die Propagierung dieses angeblich häufigen Frauentyps der Mittelschicht, löst sämtliche gesellschaftlichen Probleme der erwerbstätigen Ehefrau und Mutter und verweist jede Frau, die diesem Vorbild vergebens nachzukommen versucht, darauf, natürlicherweise die Schuld bei sich selbst zu suchen.

Die gesellschaftliche Ideologie erwartet von den Frauen,

- daß sie in ihrer Erzieherfunktion die Unterdrückung ihres eigenen Geschlechts weitergeben
- daß sie sich nie anders als durch und in Ergänzung zum Mann definieren
- daß sie ihr Selbstwertgefühl herleiten aus ihrem durch Konsum erreichten Erfolg beim Mann
- daß sie gegenüber ihrer eigenen Unterdrückung in Resignation verharren

- daß sie der Veränderung ihrer Lage eher reaktionär und apathisch als revolutionär gegenüberstehen
- daß sie in jeder anderen Frau eine potentielle Konkurrentin sehen
- daß sie bereit sind, sich mit ihrem Unterdrücker gegen ihre eigene Geschlechtsgenossin zu verbünden.

Andererseits steht fest: Je weiter die materielle Basis für die sexspezifische Arbeitsteilung sich verringert, desto größere Bedeutung kommt diesen Leitbildern zu beim Festhalten der Frauen in ihrer jetzigen Position der Unterdrückung und Klassenlage. Da deren Überwindung die politische Tätigkeit der Frauen selbst voraussetzt, müssen auch die ideologischen Leitbilder selbst überwunden werden. Unablässige und präzise Information der Frauen über ihre tatsächliche Lage wird eine der bedeutendsten Aufgaben der Frauenbewegung sein müssen. Daneben darf aber nicht vergessen werden, daß im Widerspruchssystem Kapitalismus Entwicklungen ablaufen, die objektiv die Chance der Überwindung der allgemeinen und speziellen Unterdrückung der Frau vergrößern.

#### 5. Tendenzen im Kapitalismus, die auf die Aufhebung der Unterdrückung der Frau drängen

##### a) Die neue Qualität der gesellschaftlichen Produktion

Mit der Organisation der Wissenschaft als unmittelbarer Produktivkraft hat die wissenschaftlich-technische Revolution begonnen, womit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung das materielle Fundament fast völlig entzogen wird. Biologisch begründete Differenzierungen zwischen den Geschlechtern spielen immer weniger eine Rolle. Die Produktivität wird immer mehr zur Sache geistiger Ausbildung, bei der Männer bekanntlich keine natürlichen Vorzüge für sich reklamieren können.

##### b) Bildung und Ausbildung der Frauen werden verbessert

Wenn Bildung und Ausbildung der Frau typischerweise noch so organisiert sind, daß die Frauen die unter a) angedeuteten Möglichkeiten nicht wahrnehmen können, so haben sie andererseits doch einen solchen Stand erreicht, daß Frauen zunehmend in der Lage sind, selbständig gesellschaftliche und private Zusammenhänge beurteilen zu können. Da letztlich auch Qualität und Quantität der Berufstätigkeit der Frau zugenommen hat, werden so Bedingungen verstärkter Abneigung dagegen geschaffen, als bloßes Mitglied der industriellen Reservearmee zu fungieren.

##### c) Der zunehmende Zwang zum Mitverdienen der Frauen

Die in b) abgeleitete Tendenz wird dadurch verstärkt, daß die Frau zum Mitverdienen gezwungen ist, um wichtige materielle Grundbedürfnisse der Familie zu befriedigen oder den in der Konsumideologie propagierten Standards zu genügen. Im letzten Punkt wendet sich also die von der Werbung freigesetzte materielle Begehrlichkeit gegen die Systemzwänge selbst.

##### d) Die positive Möglichkeit der „sexuellen Befreiung“.

Die sogenannte Liberalisierung der sexuellen Beziehungen hat in erster Linie die



Einführung von Leistungs- und Konkurrenzprinzipien auf dem Sexsektor zum Inhalt; gleichzeitig ist aber nicht zu übersehen, daß Verhütungsmittel und Massenaufklärung die Frau unabhängiger vom Mann ihre sexuellen Bedürfnisse verstehen und befriedigen lassen können. Diese mögliche Zunahme an Selbständigkeit der Frau kann nicht allein auf den sexuellen Sektor beschränkt bleiben, sondern drängt auf die Ausbreitung auch auf die anderen Sektoren der Unterdrückung.

e) *Folgen der Massenkommunikation*

Was weiter oben für Sexualität und Ausbildung gesagt wurde, gilt noch in einem viel generelleren Sinn: mit der Ausdehnung der Massenkommunikation ist die Frau unmittelbar und nicht länger mehr über den Mann oder sonstige private Vermittlungsinstanzen an das gesellschaftliche Kommunikationsnetz angeschlossen. Wie bei allen angeführten Tendenzen ist die positive Auswertung dieses Tatbestandes nur sehr begrenzt möglich, da das Kommunikationssystem seine Informationen nicht an den Bedürfnissen der Menschen bzw. speziell der Frau, sondern an denen der Monopole ausrichtet.

f) *Funktionsveränderung und Neuorganisation der familiären Funktionen.*

Die folgenden Veränderungen der Organisationsform Familie tendieren dazu, die Frau von der Familie zunehmend „freizusetzen“: 1. Die Sozialisationsfunktion wird zunehmend vergesellschaftet, öffentliche und kommunale Instanzen werden durch zusätzliche Kinderkrippen und Ganztagschulen die Sozialisation der Kinder übernehmen — wenn auch quantitativ und qualitativ äußerst unzureichend. 2. Der Haushalt als materielle Versorgungsinstanz wird industrialisiert: die Frau muß weniger Arbeitszeit in ihn investieren. Objektiv wird die Frau dadurch in die Lage gesetzt, ihre Selbstverwirklichung durch Arbeit außerhalb von Haushalt und Familie zu suchen. Das ist von weit größerer Bedeutung für die Frauen der Mittelschicht, die auf eine qualifizierte Ausbildung zurückgreifen können.

g) *Zweifel am gesellschaftlich vorgegebenen Leitbild des Mannes*

Die Leitbilder, gerade auch für den Mann, werden an seiner klassenspezifischen Zuordnung in den gesellschaftlichen Produktionsprozeß orientiert. Es trifft dabei gerade auch für den Arbeiter zu, daß das Bild seiner männlichen Autoritätsrolle in der Familie verblaßt. Dazu tragen alle oben angeführten Tendenzen bei, vor allem die Tatsache, daß der Mann immer weniger die Familie materiell ausreichend versorgen kann. Da männliches und weibliches Leitbild eng aneinander gekoppelt sind, wird damit Raum geschaffen für die neue Definition des gesellschaftlichen Bildes von der Frau. Es wird keineswegs durch die genannten Tendenzen von selbst produziert, schon gar nicht in einem emanzipatorischen Sinn. Vielmehr ist das gesellschaftliche Bild der Frau selbst Gegenstand des Klassenkampfes, in den die Frauen — soll er schneller und im Sinn auch ihrer spezifischen Befreiung vorangetrieben werden — zahlreicher und verstärkt eingreifen müssen, wozu der Spätkapitalismus verbesserte objektive Bedingungen produziert.

*Ansatzpunkte für den Kampf um die Emanzipation der Frau*

Forderungen, die auf die Aufhebung der „doppelten“ Unterdrückung der Frau abzielen, haben drei Komponenten:

- I. den Kampf um die Beseitigung der Sonderausbeutung der Frauenarbeit
- II. den Kampf gegen die macht- und profitbestimmte Reglementierung menschlicher Bedürfnisse und ihrer Befriedigung in der Familie.
- III. den wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Kampf gegen die Monopole und für die Interessen der Arbeiterklasse.

Um überhaupt Forderungen verwirklichen zu können, müssen die Frauen selbst die Initiative ergreifen, sich organisieren und solidarisch mit den Männern ihre Befreiung systematisch vorantreiben. „Die Befreiung der Arbeiter muß das Werk der Arbeiter selbst sein, und genauso muß auch die Befreiung der Arbeiterinnen das Werk der Arbeiterinnen selbst sein.“ (Lenin, Werke, Bd. 30, S. 27)

1. Die Frauen müssen vor allem begreifen, daß die Beteiligung am gesellschaftlichen Arbeitsprozeß der Ausgangspunkt für ihre Emanzipation ist. Aber nur durch eine qualifizierte Ausbildung können sie der Gefahr entgehen, daß sie bei fortschreitender Automatisierung aus dem Produktionsprozeß herausfallen und sich wieder im privaten unproduktiven häuslichen Bereich vorfinden.

— Qualifizierte Ausbildung für alle Frauen

— Aufhebung der geschlechtsspezifischen Berufszuweisung

2. Die bloße Qualifizierung genügt nicht, es ist nötig, daß Frauen innerhalb der Betriebe in den Vertretungsgremien der Arbeiter und Angestellten aktiv mitwirken, d. h. sich zur Wahl stellen und sich aktiv an der Wahl beteiligen. Über die schon bestehenden spärlichen Mitbestimmungsmöglichkeiten in den Betrieben hinaus, ist eine Forderung der Frauen nach umfassender inner- und überbetrieblicher Mit- und Selbstbestimmung der nächste Schritt. Das betrifft auch den politischen Entscheidungsbereich.

— Anteilmäßige Beteiligung der Frauen an inner- und außerbetrieblichen Entscheidungsprozessen

3. Auch in den Gewerkschaften müssen die Frauen anteilmäßig vertreten sein. Der Kampf um die Abschaffung der speziellen Lohngruppen für Frauen, der Leichtlohngruppen, und um die Durchsetzung des relativ fortschrittlichen Frauenprogramms des DGB von 1969 wäre eine der ersten Aufgaben. Eine stärkere gewerkschaftliche Organisation würde auch helfen, daß die Frauen eher von ihrem Streikrecht Gebrauch machen können.

— Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit

— Ausgleichende Maßnahmen zur Aufhebung der Benachteiligung berufstätiger Frauen und Mütter

4. In Anwendung des verfassungsmäßigen Gleichheitsgrundsatzes von Mann und Frau sind die für die Frau diskriminierenden Bestimmungen des BGB (u. a. § 1356 und 1360) über die Verantwortung für die „familiären Pflichten“ aufzuheben.



Es ist anzustreben, daß bisher im Haushalt anfallende Arbeiten reduziert und von öffentlichen Einrichtungen kostenlos übernommen werden:

— Verstärkte Einrichtung von qualifizierten Kinderkrippen, Kindertagesstätten und Ganztagschulen *unter Mitbestimmung der Eltern*

— Teilung der Aufgaben in der Familie zwischen Mann und Frau

5. Die bürgerliche Frauenideologie, sowie die sich daraus ergebende spezifische sexuelle Unterdrückung der Frau, wie sie in den Massenmedien propagiert, im Sozialisationsprozeß durch die Institutionen Familie und Schule weitergereicht wird, muß bekämpft werden, weil diese Ideologie sich der Emanzipation der Frau entgegenstellt.

— Bekämpfung der bürgerlichen Frauenideologie

— Freier — kostenloser — Zugang zu ärztlich kontrollierten Verhütungsmitteln — legalisierte und ärztlich betreute Abtreibungsmöglichkeit

6. Wir sind uns klar darüber, daß eine grundlegende Veränderung der Produktionsverhältnisse, auch im Sinne der Emanzipation der Frauen, nur in einer Partei realisiert werden, die die Interessen der ausgebeuteten Klasse — der Arbeiter insgesamt — konsequent vertritt. In einer solchen Partei sollten Arbeitskreise gebildet werden, die sich mit den Problemen der Frauen in der Bundesrepublik auseinandersetzen, und in der Lage sind, ihre Erkenntnisse in die politische Praxis umzusetzen, die Frauen über ihre Situation im Kapitalismus aufzuklären und zu mobilisieren. Hierfür sind auch spezielle Schulungen und die Aufnahme der Frauenfrage in das allgemeine theoretisch-politische Schulungsprogramm (z. B. auch innerhalb der Marxistischen Arbeiterbildung) Voraussetzung.

*Dem Sozialismus gehört die Zukunft, das heißt in erster Linie dem Arbeiter und der Frau (August Bebel)*

Marianne Konze  
Frau und Beruf

*Aus dem Referat beim Frankfurter Frauenkongreß der DKP am 10. 10. 70*

Als Partei der Arbeiterklasse ist es für uns eine Selbstverständlichkeit, daß wir unser Hauptaugenmerk der berufstätigen Frau und ihren Problemen widmen. Auch heute noch unterliegen die Frauen bei uns der für die kapitalistische Gesellschaft typischen Diskriminierung. Sie werden im wahrsten Sinne des Wortes doppelt ausgebeutet. Die doppelte Unterdrückung und Ausbeutung der Frau ergibt sich einmal auf Grund ihrer Klassenzugehörigkeit, zum anderen auf Grund ihres Geschlechts. Während sie die eine Art der Ausbeutung mit den männlichen Angehörigen der Arbeiterklasse teilt, wird sie durch die zweite allein betroffen. In unserem Lande sind nahezu 10 Millionen Frauen berufstätig. Diese Zahl ist ständig im Steigen begriffen. Sie liegt heute mit 41 Prozent von allen Ländern des EWG-Bereichs in der Bundesrepublik am höchsten. Dabei sind diejenigen Frauen noch nicht einbegriffen, die nur stundenweise in Haushalten, Büros usw. tätig sind. 54 Prozent der berufstätigen Frauen sind verheiratet. Diese Zahlen zeigen, daß die Frauenarbeit in der Bundesrepublik kein Provisorium ist.

Viele Benachteiligungen kennzeichnen ihre Stellung im Beruf. Das wird schon deutlich, wenn man untersucht, was und wo die meisten Frauen arbeiten.

In der Industrie zum Beispiel verrichten heute etwa drei Millionen Arbeiterinnen die am niedrigsten bezahlten Tätigkeiten. So verdienen die Industriearbeiterinnen jede Woche einen Hundertmarkschein weniger als ihre männlichen Kollegen. Jede zweite erwerbstätige Frau arbeitet als Angestellte. Den Informationen des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung können wir entnehmen, daß das durchschnittliche Bruttomonatsgehalt der Männer um ein Drittel höher ist als das der Frauen.

Diese Beispiele beweisen, wie kraß die Benachteiligung der Frau bei der Entlohnung ist.

Internationale Verträge, denen die Bundesrepublik zugestimmt hat, sichern den Frauen formal gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit. Trotzdem werden die Frauen bei uns — von wenigen Ausnahmen abgesehen — unterbezahlt. Noch immer wird den Unternehmern gestattet, die vertraglichen Abmachungen zu umgehen. Der Kampf für gleiche Entlohnung bei gleichwertiger Arbeit muß darum mehr als bisher zu einem Anliegen der gesamten Arbeiterklasse in der Bundesrepublik werden.

Damit Frauen und Mädchen gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit erhalten und nicht die Benachteiligten bleiben,

- müssen die niedrigen Lohngruppen, die nichts anderes als verschleierte Frauenlöhne sind, abgeschafft werden;
- müssen Lohn- und Gehaltsabschläge, die gegenwärtig bei Jugendlichen unter 21 Jahren vorgenommen werden, endlich wegfallen;
- muß durch den Gesetzgeber gesichert werden, daß bei Teilzeit- und Aus-hilfsarbeit keine sozialrechtlichen Nachteile für die Frauen entstehen;
- muß schließlich durch einen gesetzlichen Rentenausgleich garantiert werden, daß die jahrzehntelange Unterbezahlung der Frauen ihnen nicht auch noch im Alter eine Benachteiligung bringt.

Ein entscheidender Faktor zur Durchsetzung dieser Forderungen wird sein, durch Mitbestimmung Einfluß auf entsprechende betriebliche und überbetriebliche Regelungen zu gewinnen. Dort, wo die Arbeiterklasse mehr Einfluß hat, werden auch die Interessen der Frauen besser vertreten.

Wie notwendig es ist, um diesen größeren Einfluß zu kämpfen, stellte die Vorsitzende des Frauenausschusses der IG Metall, Gertrud Mahnke, klar heraus. Auf dem 7. Frauenkongreß der IG Metall vor einigen Tagen in Dortmund führte sie aus: „Die Unternehmer geben nur das, wozu sie gezwungen werden. So schön auch ihre Reden an Feiertagen klingen, ihnen geht es nicht um Menschen, sondern um ihre Machtpositionen und Profite.“

Die Unternehmer, die durch die Unterbezahlung der Frauen gegenwärtig nicht geringe Extragewinne einstecken, nutzen die Arbeitskraft der Frauen für die nervenbelastenden und monotonen Arbeiten am Fließband aus.

In fast allen Industriezweigen geht es den Arbeitgebern bei der Einstellung von Frauen nur um Geschicklichkeit, gute Augen und flinke Finger. Intelligenz wird weder verlangt noch gefördert. Kann eine Spitzenkraft eines Tages das Akkordtempo nicht mehr durchhalten, bleibt ihr nur die Suche nach einer anderen Arbeit. Was sie findet, hängt von ihrem Alter ab.

Nach einer Untersuchung der Arbeitsbedingungen für Frauen bei der Firma Elbeo kam Dr. Renate Lepsius aus Baden-Württemberg zu dem Schluß: „Ein erbarmungsloser Vorgang.“

Es ist unbestritten, daß Männer und Frauen, die zur Bestreitung ihres Lebensunterhaltes auf Arbeit angewiesen sind, die Mehrheit der Bevölkerung in der Bundesrepublik darstellen. Trotzdem ist das Recht auf Arbeit im Grundgesetz nicht verankert.

Wir fordern die verfassungsrechtliche Anerkennung des Rechts auf Arbeit, weil es die Menschenwürde gebietet, daß Frauen das gleiche Recht auf Berufsausübung haben müssen wie Männer, weil Männer und Frauen, wenn es um die Sicherung ihrer Arbeitsplätze geht, nicht den Interessen des Kapitals ausgeliefert sein dürfen.

Mit diesen Forderungen wirken wir der Absicht der Unternehmer, besonders

der großen Monopole, entgegen, Frauen und Mädchen als billige, angelernte und ungelernete Arbeitskräfte zu verschleifen, von denen sie in der Hochkonjunktur profitieren und die sie in Krisenzeiten rasch wieder loswerden wollen.

Wie bereits gesagt, arbeitet jede zweite erwerbstätige Frau als Angestellte. Bei dieser großen Zahl erhofft man sich unwillkürlich, in den Verwaltungen und Institutionen mehr Frauen in leitenden Stellungen zu finden. Dem ist aber keineswegs so. Selbst bei den Frauen, die bereits Jahrzehnte im Beruf stehen und oft keine Familie haben, zeigt sich, daß sie kaum Aufstiegschancen haben. Sie sind festgelegt auf die Arbeiten als Stenotypistinnen, Bürogehilfinnen, Sekretärinnen und im besten Fall Chefsekretärinnen.

Friseurinnen, Verkäuferinnen und Krankenschwestern ergänzen die sogenannten typischen weiblichen Berufe. Technikerinnen, Ingenieurinnen, wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Sachbearbeiterinnen sind selten zu finden.

Erneut muß festgestellt werden, daß im Gegensatz zu dem Verfassungsgrundsatz: „Niemand darf wegen seines Geschlechts benachteiligt oder bevorzugt werden“, Frauen und Mädchen bei uns geringere Aufstiegsmöglichkeiten im Beruf haben als Männer.

Das betrifft auch die alleinstehenden Frauen, die ohne Unterbrechung im Berufsleben stehen.

Um den Frauen echte Chancengleichheit zu sichern,

- müssen nach Abschluß der Lehre oder des Studiums die Frauen und Mädchen entsprechend ihrem Wissen und ihrer Ausbildung eingesetzt und eingestuft werden;
- muß der Staat sichern, daß die Aus- und Weiterbildung der Frauen und Mädchen den Bedingungen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts entsprechen und gleiche Ausbildungsmöglichkeiten für Jungen und Mädchen garantiert werden;
- müssen für Frauen Umschulungsmöglichkeiten ohne finanzielle Verluste geschaffen werden, die ihren zeitlichen Möglichkeiten angepaßt sind;
- muß durch Mitbestimmung garantiert werden, daß Frauen und Mädchen die gleichen beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten erhalten wie Männer;
- und es muß die gewerkschaftliche Forderung nach einem Bildungsurlaub mit Nachdruck durchgesetzt werden.

Aber alle, — ja, die besten Forderungen werden ohne den nötigen Druck nur auf dem Papier bleiben. Das zeigen die Erfahrungen und wir können allen Frauen und Mädchen nur empfehlen, sich zu organisieren.

Wir Kommunisten rufen die Frauen und Mädchen auf:

- Organisiert Euch in den Bewegungen, — engagiert Euch in den Aktionen.
- Organisiert Euch in den Gewerkschaften.
- Werdet Mitglied der DKP.



## Gabriele Sprigath Vietnamesische Frauen und nationale Befreiung

*„Die Frau ist wie der Regentropfen,  
gleich ob sie in einem Palast oder im Schlamm der Reisfelder vergeht . . .“  
(Aus einem vietnamesischen Volkslied)*

Diese Verse spiegeln die Grundsituation der vietnamesischen Frau in der feudalen Gesellschaft wider: die Bäuerin auf dem Reisfeld — die Konkubine des Großgrundbesitzers: doppelte Ausbeutung der Frau.

Die feudale vietnamesische Gesellschaft war patriarchalisch organisiert. Die Frau arbeitete ihr Leben lang hart und hatte dennoch kein Recht auf einen Erbanteil. Die Ehe war nichts anderes als eine Form des Tausches von Arbeitskraft: entweder — wie bei der nationalen Minderheit Muong — wurde das Mädchen an den jungen Mann übergeben, nachdem dieser einen Büffel gebracht hatte, der die dem Vater fehlende Arbeitskraft ersetzte; oder — wie in der entwickelteren feudalen Gesellschaft — sie wurde gegen „Hochzeitsgeschenke“ ausgetauscht. Im Gesetzbuch Hong Duc aus dem 15. Jahrhundert war der Wert der Hochzeitsgeschenke entsprechend den verschiedenen Klassen der Gesellschaft gesetzlich geregelt. Folgerichtig verbot das Gesetz Eheschließungen, die ohne Hochzeitsgeschenke vorgenommen wurden. In solchen Fällen war eine Bestrafung der Frau mit 50 Stockschlägen vorgesehen.

Auch nicht das Alter setzte diesem Tauschmarkt Grenzen: oft hatte der Mann das Alter des Vaters der Braut. Oft verheiratete ein Mann seinen Sohn schon im Kindesalter mit einem viel älteren Mädchen, das den Haushalt führte und ihn versorgte. Der zum Mann herangewachsene Knabe nahm später andere Frauen. Dies war sein Recht. Die Frau fristete ihr Leben als Bedienstete in völliger Erniedrigung. Die Großgrundbesitzer kauften Konkubinen aus wirtschaftlichen und sexuellen Gründen. Bauern, die ihre Pacht oder ihre Abgaben nicht zahlen konnten, waren dazu verurteilt, ihre Töchter den Großgrundbesitzern zur Abdeckung ihrer Schuld zu überlassen. Die Lage der Konkubine war noch erniedrigender: Sie hatte den Rang der Kinder der ersten Frau. Ihre eigenen Kinder nannten sie „Große Schwester“, während sie die erste Frau als „ehrwürdige Mutter“ anredeten. Sie verlor ihren eigenen Namen. Sie war je nachdem die „zweite, dritte, vierte Schwester . . .“ unter den Frauen des Mannes. Die gebildeten Männer aus den ärmeren Volksschichten, die sich auf den Mandarinswettbewerb vorbereiteten, wurden von ihren Frauen ernährt, die die ganze Last der Verpflichtungen gegenüber der Dorfgemeinde aus eigener Kraft aufbringen mußten. Die Frau hatte kein Recht auf Bildung. Sie hatte keine Rechte dem Mann gegenüber.

## Gabriele Sprigath: Vietnamesische Frauen und nationale Befreiung

Wenn sie keine Kinder gebär, konnte er sie rechtmäßig verjagen. Wenn der Mann starb, mußte die Witwe dem Toten treu ergeben alleine weiterleben.

Diesen materiellen Lebensbedingungen entsprach ein Moralkodex konfuzianischer Prägung, der das Maß der Knechtung und Versklavung der Frau vollmachte. „Das niedere Volk und die Frau sind unwissend, von schlechten Instinkten besessen und schwer zu erziehen“, hatte Konfuzius gesagt. Das Leben der Frau war reglementiert nach dem buddhistischen Sittenkodex der „Drei Punkte des Gehorsams und der vier Tugenden“: Gehorsam innerhalb der Familie: dem Vater, nach der Hochzeit dem Mann und im Fall der Witwenschaft dem ältesten Sohn gegenüber. Die vier Tugenden: die Arbeiten im Haus, die Haltung, die Sprache und das Betragen — ähnlich wie die drei „Ks“ der europäischen bürgerlichen Kultur: Kinder — Küche — Kirche.

Die feudale Gesellschaft Vietnams hatte die Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft in der Polygamie als Privileg der Reichen und in der Frühehe rechtlich verankert. Mit der französischen Kolonialisierung seit dem 19. Jahrhundert geriet die Frau in doppelte Sklaverei: die der feudalen Gesellschaft und die des Kolonialismus. Armut, Hunger trieben die Frauen in die Städte, wo sie in den Kolonialunternehmen Arbeit suchten. 15 Prozent der Gesamtheit der Arbeiter waren Frauen und Jugendliche. Die Arbeiterinnen in den Minen von Cai Bau z. B. arbeiteten 12 Stunden am Tag und verdienten für gleiche Arbeit nur die Hälfte des Lohnes der Männer. Im Fall einer Schwangerschaft wurden sie fristlos entlassen. Nicht die geringste Form des sozialen Schutzes gewährte der Frau ein Existenzminimum. Hinzu kam die Brutalität der Kolonialisten. „Nirgends sind die Frauen vor ihrer Brutalität sicher. Gleichgültig ob im eigenen Haus oder auf dem Markt, in der Stadt oder auf dem Lande, überall sind sie der Willkür von Beamten, Offizieren, Polizisten, Zoll- und Steuerbeamten und anderen Aufsichtspersonen ausgeliefert. Häufig kommt es vor, daß ein Europäer eine Frau einfach mit „con di“ (Hure) oder „bou zou“ (Affe) anredet. Selbst auf dem Zentralmarkt von Saigon, einer sozusagen französischen Stadt, scheuen europäische Wachen nicht davor zurück, eingeborene Frauen ohne jeden Anlaß mit Ochsenziemern oder Gummiknüppeln zu schlagen. Wir könnten zahllose weitere Fälle aufzählen, aber die genannten Tatsachen werden wohl genügen, um den Frauen im Mutterland das Elend und die Unterdrückung ihrer annamitischen Schwestern vor Augen zu führen . . .“ „Sadismus ist in den Kolonien weit verbreitet. An dieser Stelle möchten wir einige Vorfälle anführen, bei denen Zeugen zugegen waren, die sicher nicht einseitig Stellung bezogen. Vielleicht werden unsere Schwestern im Westen dann begreifen, wie die „Mission der Zivilisation“ aussieht, und welche Torturen ihre Schwestern in den Kolonien unterworfen sind.

Eines Abends, nach der Einnahme von Cho Moi (Tongking) bemerkte ein Offizier des Afrika-Bataillons einen Gefangenen, der zu diesem Zeitpunkt unverletzt und bei bester Gesundheit war. Am nächsten Morgen aber wurde der gleiche

Mann tot aufgefunden. Sein Körper war aufgedunsen und seine Haut fast völlig verkohlt. Während der Nacht nämlich hatten sich einige Soldaten den Spaß geleistet, den unbewaffneten Mann am Spieß zu rösten, während ihre Kameraden zur gleichen Zeit eine Frau grausam zu Tode quälten. Der gleiche Zeuge berichtet, daß eine Annamitin von einem Soldaten gezwungen werden sollte, mit seinem Hund Sodomie zu treiben. Als sie sich weigerte, stieß er ihr sein Bajonett in den Leib. Völlig grundlos wurde eine andere alte Annamitin auf einem Fest von einem betrunkenen Soldaten gleichfalls mit dem Bajonett erstochen . . .<sup>1</sup> Die französischen Kolonialisten hinterließen nach ihrer Niederlage bei Dien Bien Phu 1954 allein in Hanoi 30 000 Prostituierte. Heute hat der US-Neokolonialismus auch in dieser Hinsicht das düstere Erbe des Feudalismus und des Kolonialismus angetreten. Daß immer noch die gleichen feudalen Strukturen im Herrschaftsgebiet der Saigoner Clique wirksam und vom US-Imperialismus integriert werden, zeigt der zynische Kommentar eines Saigoner Ministers: „Die Amerikaner brauchen Mädchen und wir Dollars. Warum soll man den Tausch nicht machen?“ (aus: *Tieng Noi Dan Toc*, 18.-20. 12. 69). Der sich ständig beschleunigende Verfall dieser halbfeudalen-kolonialistischen Gesellschaftsstrukturen zwingt die armen Bauern zum äußersten: Berüchtigt sind die „Ehen“, die vietnamesische Mädchen und Frauen mit GI's gegen Geld eingehen, im guten Glauben, eine Hochzeit entsprechend den Landessitten vollzogen zu haben. Zu spät merken sie, daß sie „Ehefrauen“ auf Zeit waren. Der „Gatte“ kehrt zurück zu seiner „ersten“ Frau in die USA. Die hohe Leistungsfähigkeit der amerikanischen Industriegesellschaft ermöglicht dem GI in Vietnam den Luxus der Polygamie, die heute im großen Stil und weitgehend automatisiert betrieben wird. Stellvertretend für 204 Zuhälteragenturen sei hier das „Unternehmen“ von Fräulein Lee genannt, das folgendermaßen Publizität betreibt: „Wünschen Sie eine freundschaftliche Gefährtin? Wenn Sie eine Gefährtin oder nur ein Mädchen zum Zwecke freundschaftlicher Beziehungen suchen, vergessen Sie nicht, daß Fräulein Lee, 333 Rue Cong Ly (Saigon) für Sie viele hübsche, zierliche Mädchen aus gutem Haus bereit hält. Nach einer telefonischen Übereinkunft (20683 von 8 bis 19 Uhr, auch sonntags) besuchen Sie Fräulein Lee“. Die Agentur sitzt in einer Villa. Sie hat das Gebaren eines großen Unternehmens mit Karteien und einem kleinen „Computer“. Sie rühmt sich der Danksagungen hoher amerikanischer Militärs und Vertreter der Saigoner Clique für „ihr großes Werk“. Fräulein Lee bietet drei verschiedene „Waren“ an: provisorische Frauen, freundschaftliche Begleiterinnen und Einzelangebote. Im Katalog sind zahlreiche Einzelheiten angeführt, sowie die Preisliste: die Klasse A kostet 60 Dollar pro Monat. Unter einigen Photos sind als „Empfehlung“ die Namen von Amerikanern angegeben, die „gut bedient“ wurden<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Ho Chi Minh, Anklage gegen die französische Kolonialherrschaft, in: *Ho Chi Minh Revolution und nationaler Befreiungskampf*, Reden und Schriften 1920 bis 1968, München 1968, S. 76–143.

<sup>2</sup> *Vietnam Courier*, Nr. 267

In Saigon gibt es heute offiziell 14 000 Prostituierte, die jüngsten von ihnen sind gerade 12 Jahre alt. Daneben soll die Zahl der inoffiziellen Prostituierten bei 64 000 Frauen liegen, die in 21 000 Bars, Restaurants und Hotels beschäftigt sind. Sie werden aus der Provinz rekrutiert, oft mit Gewalt oder durch Vergewaltigung. Ein Hotelbesitzer z. B. verdient an einem Zimmer etwa 15 Dollar pro Nacht — das ist der Sold eines Soldaten der Saigoner Marionettenarmee im Monat und der Verdienst einer Arbeiterin für 20 Tage Arbeit. Die Zeitung *Tieng Noi Dan Toc* berichtete von einem Fall, der stellvertretend für tausende genannt wird und die sozialen Ursachen der Prostitution andeutet: „Eine 34-jährige Frau ist Mutter von 6 Kindern. Das älteste ist 10 Jahre alt. Ihr Mann ist Soldat. Eines Tages kam er von einer Operation nicht mehr zurück, ihr die zu schwere Last der Familie hinterlassend. Die magere Abfindung, die sie erhielt, war schnell aufgezehrt. Trotz ihrer verzweifelte Bemühungen gelang es ihr nicht, den Lebensunterhalt ihrer Kinder zu sichern. Täglich verdiente sie nur 200 dong, genau genug für 4 Liter Reis. Das war zu wenig. Und was geschehen mußte, geschah. Diese Mutter begann stillschweigend ihre Reize anzubieten, um ihre 6 Kinder ernähren zu können. Muß man sie deshalb beschimpfen oder sie bedauern?“ Der ganze Zynismus der US-Politik wird deutlich, wenn man weiß, daß englischsprachige Zeitungen in Saigon den GI's empfehlen, ihr Geld nicht in Bars zu verschleudern, sondern sich eine provisorische Frau zuzulegen, weil sie so zur Stabilisierung der Preise beitragen können<sup>3</sup>. Die Prostitution in „zivilisierter Form“ ist nur eins der „Phänomene“ des US-Imperialismus in seiner Politik der „Rettung der freien Welt“. Aber auch die folgenden Fakten im Hinblick auf die Lage der vietnamesischen Frau gehen auf die Bilanz des US-Imperialismus in Vietnam: zwischen 1954 und 1966 wurden rund 250 000 Frauen ermordet, 40 000 wurden durch Folterungen zu Invaliden und 36 000 leben in Konzentrationslagern und Gefängnissen vom Typ *Thu Duc* — ein Frauengefängnis in der Nähe von Saigon, das im letzten Jahr von amerikanischen Abgeordneten besucht wurde, denen der beklagenswerte Zustand der Frauen trotz aller Vorsichtsmaßnahmen nicht verborgen blieb und die im „Congressional Record“ von dem Gesehenen berichteten. Im Sommer 1969 brachen in diesem Gefängnis heftige politische Kämpfe der Frauen aus, die man mit den primitivsten Methoden wie Entzug jeglicher Hygiene, Dunkelzellen, Unterernährung, aber auch mit Folterungen, von denen die Sodomie nur eine Methode war, zu erniedrigen und moralisch zu zerbrechen versuchte. Die mutigen Hungerstreiks und die wachsende Solidarität der inhaftierten Frauen haben diese wahrhaft faschistischen Methoden vor die öffentliche Meinung selbst der westlichen Länder gebracht, entgegen allen Verschleierungs- und Verleumdungsversuchen der Saigoner Faschisten.

<sup>3</sup> ebenda



*„Wenn der Feind im Haus ist, muß die Frau kämpfen“  
(Vietnamesisches Sprichwort)*

Als zu Beginn dieses Jahrhunderts das Bürgertum Vietnams mit der Entwicklung der kapitalistisch-kolonialistischen Ausbeutung stärker wurde und sich gleichzeitig die Arbeiterklasse bildete, entstanden Pläne zur Befreiung der Frau: individuelle Freiheit, Recht auf Scheidung, Unabhängigkeit vom Joch der Familie, Gleichheit der Geschlechter, Recht auf gesellschaftliche Aktivitäten und Bildung — Forderungen, die man mit Hilfe der Presse durchzusetzen hoffte. Ihr reformistischer Charakter war die Ursache ihres Scheiterns. Bürgerliche Kräfte, die über diese Vorstellungen hinausgingen, wurden ebenso wie die Masse der Frauen unterdrückt, die weiter der kolonialistischen Ausbeutung ausgeliefert blieben.

Der zu beschreitende Weg zur tatsächlichen Befreiung der Frau war dagegen in einigen wesentlichen Elementen schon in der Geschichte Vietnams angelegt, die nichts anderes als ein 2000jähriger Kampf um nationale Unabhängigkeit, um die Befreiung des Landes von fremden Invasoren, Chinesen und Mongolen, ist. In diesem Kampf gegen die übermächtigen Feinde schloß sich das Volk zusammen. Der Mann zog in den Krieg, die Frau übernahm allein die Verantwortung im Haus und für die Bestellung des Feldes, für die Versorgung der Familie. In den größten, ärmsten Teilen der Bevölkerung kannte man die verächtliche Einschätzung der Frau nicht. Sie war ebenso wie der Mann ausgebeutet, sie war ihm auf Grund ihrer Arbeit gleichgestellt. Gemeinsam trugen sie das Joch der schweren gesellschaftlichen Lasten.

*„Geh nur, erfülle deine Pflicht als Soldat  
Ich bin da, das Haus wird nicht verlassen sein.“ (Volksmund)*

Die Wertschätzung und das Selbstbewußtsein der Frau spiegeln sich am lebendigsten, oft in humoristischer Form in der Volksliteratur wider:

*„Für drei Sapeken kaufen wir einen Schub voll Männer,  
Schließen sie ein und überlassen sie den Ameisen  
Eine einzige Frau ist 300 Sapeken wert  
Um sie zu empfangen, wollen wir eine schöne Matte  
mit Blumen ausbreiten.“ (Volksmund)*

In der Geschichte dieses Kampfes um Unabhängigkeit begegnet man großen Frauengestalten, die noch heute zum lebendigen Erbe der Nationalkultur gehören, weil sie beispielhaft für tausende und abertausende von Frauen wurden: Die Schwestern Trung Trac und Trung Nghi führten einen Aufstand gegen die chinesischen Feudalherren im Jahr 40 u. Z. Trung Trac hatte mit ihrem siegreichen Kampf „ihren ermordeten Gatten gerächt und ihre Schuld gegenüber dem Vaterland beglichen.“ In Hanoi werden sie beide noch heute in einem Tempel verehrt. Von der 23jährigen Bäuerin Trien thi Trinh, die um die Mitte des 3. Jahrhunderts u. Z. in Thanh Hoa lebte, werden die folgenden Worte an

ihren Bruder überliefert: „Ich möchte die Winde zähmen, die furchtbaren Wellen zertreten, die Walfische des Ozeans köpfen, den Feind aus dem Land vertreiben, um unser Volk vor der Sklaverei zu retten. Nicht kann ich mich mit dem gemeinen Schicksal der Frauen begnügen: den Kopf senken, den Rücken beugen und die Konkubine des Mannes sein.“ Als sie an der Spitze eines Partisanenheeres der Übermacht des Feindes nach sechsmonatigem Kampf zu erliegen drohte, wählte sie den Freitod, um der Sklaverei zu entgehen. Unter den Generälen, die den Bauernaufstand der Tay Son gegen Ende des 18. Jahrhunderts leiteten, war eine Frau, Bui thi Xuan, und in den ersten Kämpfen gegen die französischen Kolonialisten im 19. Jahrhundert führte die Frau des Gelehrten So den Widerstand weiter, nachdem ihr Mann ermordet worden war.

Aber auch der Kampf um Bildung gehörte seit jeher zum Kampf um die Befreiung der Frau. Die Mandarinswettbewerbe erschlossen den Männern den Weg zur Beamtenkarriere und zu angesehenen Stellungen in der Staatshierarchie. Die Frau war von diesen Wettbewerben allgemein ausgeschlossen. Jede Frau erträumte sich Bildung für ihren Sohn, damit er Zugang zu einer neuen gesellschaftlichen Schicht und Verbesserung der eigenen Lage erreichte. Nur wenige Frauen durchbrachen diese gesellschaftlichen Schranken. Zu ihnen gehört Doan thi Diem, berühmt in ihrer Zeit (18. Jh.) wegen ihres Gedichts „Klage der Frau des Kriegers“ und ebenso berühmt als Pädagogin. Neben ihr sind einfache Frauen aus dem Volk wie ihre Zeitgenossin Ho Xuan Huong unsterblich geworden, die in ihren Gedichten mit beißendem Spott die Polygamie und die überhebliche Selbstgefälligkeit der Gesellschaft anklagte.

Die Geschichte Vietnams überliefert, im Gegensatz zur Feudalgesellschaft, ein Bild der Frau, das sie als Kämpferin zeigt. Entscheidend ist dabei das menschliche Ideal, dem dieser Einsatz gilt; es ist weitgehend patriotisch geprägt. Dem Europäer mag der in der vietnamesischen Kultur verankerte Patriotismus zunächst fremd erscheinen. Vergegenwärtigt man sich, daß die Grundstruktur der Produktion der feudalen Gesellschaft die Bauernfamilie war, und daß Vietnam noch heute zu 80 Prozent aus Bauern besteht, so wird leicht verständlich, daß Familienbindungen, die Gemeinschaft überhaupt, im Bewußtsein des Individuums grundsätzlich vorrangig waren und daß das geschichtliche Bild der kämpfenden Vietnamesin durch die starken Familienbindungen stets gesellschaftlich, und nie individualistisch orientiert war.

*„Die Revolution ist der Weg eurer Rettung.“ Minh Kai*

Eine realistische Zukunftsperspektive für die Befreiung der Frau eröffnete sich erst mit der Gründung der Kommunistischen Partei Indochinas. Die marxistisch-leninistische Gesellschaftsanalyse sowie die Lehren der Geschichte führten zu der Einsicht: „Die Emanzipation der Frau ist eng mit der nationalen Befreiung und der Klassenbefreiung verbunden.“ Im ersten politischen Programm der Kommunistischen Partei Indochinas von 1930 war eine der 10 gestellten Aufga-



ben die „Verwirklichung der Gleichheit von Mann und Frau“. In Vietnam waren besondere Bedingungen zu berücksichtigen: in einem zurückgebliebenen, kolonialen, halbfeudalen Land wie Vietnam war die nationale Frage im wesentlichen eine Bauernfrage; und die Emanzipation der Frau setzte daher die Befreiung breiter Schichten der weiblichen Bauernbevölkerung voraus. Die grundlegenden Interessen der Frau — ihre Befreiung — waren im Rahmen der nationalen Interessen — Unabhängigkeit und Demokratie — zu lösen und deshalb untrennbar mit dem Kampf um nationale Befreiung verbunden. Die besonderen Interessen der Frauen: Gleichheit mit dem Mann und Frauenrechte waren die konkreten Ziele.

Eine der ersten Frauen, die den Weg zur Verwirklichung dieser Ziele ging und ihr Leben in den Dienst der nationalen Befreiung stellte, war Minh Kai. Als Oberschülerin verließ sie das Elternhaus — für eine Vietnamesin ein ungleich bedeutungsvoller und schwererer Schritt als für eine Europäerin. Sie war mit Le Hong Phong, dem Delegierten der Kommunistischen Partei Indochinas bei der III. Internationale, verheiratet. Sie hatten ein Kind. Beide wurden von den französischen Kolonialisten ermordet. Minh Kai gab ihren Gefährtinnen den Rat: „Die Revolution ist der Weg eurer Rettung“ und hat damit tausenden und aber-tausenden Frauen den Weg gewiesen. Eine Partisanin, die im Gefängnis zu Tode gefoltert wurde, hinterließ auf der Wand ihrer Zelle die Verse:

„Frau mit rosenfarbenen Wangen, jetzt bin ich unter den Männern,  
Meine Schultern drückt die Last des Hasses, der uns gemeinsam ist  
Das Gefängnis ist meine Schule, die Gefangenen sind meine

Genossen

„Schwert“ ist der Name meines jungen Kindes, „Gewehr“ der meines  
Gatten.“

Das revolutionäre Ideal verlieh den überbrachten Sitten, den Familienbindungen, der Liebe zum Vaterland neuen Sinn und neue Würde. Indem die vietnamesische Frau für die nationale Unabhängigkeit des Landes kämpfte, begann sie, auch für sich selbst ein neues Leben aufzubauen.

Ein erster großer Sieg in diesem Kampf ist die erste Verfassung der DRV von 1945, die die demokratischen Rechte und Freiheiten auch der Frau gewährleistet:

„Die Frau in der Demokratischen Republik Vietnam ist dem Mann in Rechten gleichgestellt, in politischer, ökonomischer, sozialer und familiärer Hinsicht. Bei gleicher Arbeit hat sie Recht auf gleichen Lohn. Der Staat garantiert der Arbeiterin und der Beamtin das Recht auf Schwangerschaftsurlaub vor und nach der Entbindung mit Weiterzahlung des Gehaltes.

Der Staat schützt die Rechte der Mutter und des Kindes, gewährleistet die Einrichtung von Kinderkrippen, Kindergärten und Vorschulklassen.

Der Staat schützt die Ehe und die Familie.“

Ein Sieg, den sich die Frauen mit anderen Gruppen des Volkes im Kampf gegen die fremden Aggressoren, gegen Armut, Hunger, gegen überkommene jahrhundertalte Lebensgewohnheiten durch unzählbare Opfer Stück für Stück erobert hatten. In den nächsten Jahren ging es darum, diesen Sieg vor dem Angriff des französischen Kolonialismus zu bewahren und die Verfassung zu verwirklichen. Die 1946 gegründete Union der vietnamesischen Frauen hatte auf ihrem ersten Kongreß in der befreiten Zone Viet Bac 1948 erklärt: „Nur durch den an der Seite des Volkes geführten Kampf zur Vernichtung der französischen Kolonialisten kann die vietnamesische Frau die nationale Unabhängigkeit und ihre legitimen Rechte retten und günstige Bedingungen schaffen, um ihre Aufgabe als Staatsbürgerin, als Gattin und Mutter zu erfüllen.“<sup>4</sup>

Die Hälfte der Bevölkerung Vietnams sind Frauen; die Freisetzung dieser ungeheuren Arbeitskraft im Kampf gegen die französischen Kolonialisten war eine der Voraussetzungen für den Sieg. Die Frauen folgten der Losung: „Die Frauen sollen die Männer in allen Aufgaben im Hinterland ersetzen.“ In den neun Jahren des 1. Widerstandes übernahmen sie Aufgaben in der Landwirtschaft, die bis dahin nur von den Männern geleistet worden waren. In der Versorgung der Armee leisteten sie ungeheure Dienste. Allein für die Sicherung des Nachschubs in der Schlacht bei Dien Bien Phu 1954 gaben die Bäuerinnen der IV. Zone 200 000 Arbeitsstunden für den Transport von Munition, Lebensmitteln, zur Ausbesserung von Straßen und für die Behandlung der Verletzten. Auch als Partisaninnen trugen sie zum nationalen Befreiungskampf bei. Eine der ersten weiblichen Guerillasektionen entstand in der Gegend des Sees Bac Pe in der Provinz Bac Can. Sie war aus Frauen der Bergstämme gebildet worden und wurde bald berühmt wegen ihrer großen Erfolge beim Schutz der befreiten Zone und ihren fortwährenden Angriffen auf die französischen Garnisonen. In Nordvietnam gab es bis 1952 840 000 Partisaninnen, in Südvietnam bis 1950 140 000. Eine der wichtigsten Aktivitäten war und ist heute noch der politische Kampf der „Armee der Knoten“, so genannt, weil die vietnamesische Bäuerin die langen Haare im Nacken zum Knoten bindet: Durch Massendemonstrationen verhindern sie Razzien, versperren den Panzerkolonnen die Straßen, fordern Wiedergutmachung für die ihnen zugefügten Schäden und Opfer bei der Verwaltung, protestieren gegen die Zwangsrekrutierung ihrer Männer und gegen die Verschleppung der Kinder, und überreden die Männer der Marionettenarmee zur Desertion und gewinnen sie für die Sache des Volkes. 1966 zum Beispiel, allein in einem Jahr, hatte die Saigoner Armee 100 000 Deserteure zu verzeichnen und inzwischen desertieren in manchen Regimentern bis zu 50 Prozent der Kampftruppen. Zweifellos haben die Frauen der „Armee der Knoten“ wesentlichen Anteil an diesen Erfolgen. Eine besondere Bedeutung kommt den Müttern Vietnams zu. Sie sind in der „Assoziation der Mütter der Kämpfer“ trotz ihres

<sup>4</sup> Etudes Vietnamiennes, Nr. 10, La femme vietnamienne



hohen Alters organisiert. Sie sind zum Sinnbild der Mütter Vietnams schlechthin geworden, denen jeder Kämpfer ein Sohn ist. Eine der populärsten und zugleich vorbildlichsten ist Mutter Suot, die den Fährdienst auf einem Fluß trotz intensiver Bombardierung aufrechterhielt. Selber ohne Kinder lebt sie für die Kinder der Revolution, die Kämpfer, die sicher über den Fluß gebracht werden müssen. Sie wurde 1966 als „Heldin der Arbeit“ — neben 27 Frauen der DRV, die diese Auszeichnung tragen — geehrt. Der größte zeitgenössische Dichter To Huu hat ihr ein Gedicht gewidmet.<sup>5</sup>

Eine wichtige Etappe in Nordvietnam war 1959 mit dem Ehe- und Familiengesetz erreicht. Präsident Ho Chi Minh hatte die Aufgabenstellung damals folgendermaßen formuliert: „Etwa die Hälfte der Gesellschaft besteht aus Frauen. Mithin lebt die Hälfte der Gesellschaft, solange sie nicht befreit werden, in Unfreiheit, und auch der Sozialismus kann nur zur Hälfte aufgebaut werden... Das Ehegesetz zielt auf die Emanzipation der Frau ab, d. h. auf die Befreiung einer Hälfte der Gesellschaft. Die Emanzipation der Frau muß mit dem Abbau feudalistischen und bürgerlichen Denkens beim Mann Hand in Hand gehen. Was die Frauen selbst betrifft, so sollten sie nicht auf die Direktiven von Regierung und Partei warten, sondern sich auf sich selbst verlassen und kämpfen.“<sup>6</sup> Das im Dezember 1959 verabschiedete Gesetz beinhaltet vier Grundsätze, mit denen die Grundlage zur endgültigen Beseitigung der Relikte der Feudalgesellschaft geschaffen wurde: Freiheit der Partnerwahl, Einehe, Gleichberechtigung von Mann und Frau, Verteidigung der Rechte und Interessen der Kinder.

Der Freisetzung der Arbeitskräfte der Frau und den dabei zu bewältigenden Problemen werden in der DRV große Aufmerksamkeit gewidmet. Der 3. Nationalkongreß der Partei der Werktätigen Vietnams (früher kommunistische Partei Indochinas) wies ausdrücklich auf die bedeutende Rolle der Frau in der sozialistischen Revolution und im Kampf zur Wiedervereinigung des Landes: „Es ist wichtig, einen realistischen Plan für die Frauen zu haben, sie in ideologischer Hinsicht voranzubringen, ihr kulturelles und technisches Niveau zu heben, ihnen zu helfen, sich allmählich von der Last der Familienaufgaben zu befreien, ihre Arbeitskraft rationell einzusetzen, damit sie immer zahlreicher an der Produktion und den gesellschaftlichen Aktivitäten teilnehmen können und dadurch eine immer größere Rolle in der Verwaltung der Produktion und des Staates übernehmen.“<sup>7</sup> Der Prozeß der Industrialisierung und hier besonders der erste Fünfjahresplan 1961—1965 waren von großer Bedeutung, für die Entwicklung der Arbeiterklasse allgemein und für die Emanzipation der Frau im besonderen. Die Zahl der Industriearbeiterinnen in der DRV war von 1954 bis 1961 von 10 000 auf 70 000 gestiegen, ein verschwindender Anteil bei einer Bevölkerung von 17

<sup>5</sup> abgedruckt in KORBISKERN 3/69.

<sup>6</sup> Ho Chi Minh, Bemerkungen zum Entwurf des Ehe- und Familiengesetzes, in: Ho Chi Minh Revolution und nationaler Befreiungskampf... S. 339—340

<sup>7</sup> Etudes Vietnamiennes, Nr. 10

Millionen Menschen. Nach jüngsten Statistiken liegt der Anteil der Frauen in der Leichtindustrie heute bei 60,62 Prozent. Im Staatshandel sind 49,5 Prozent, in den öffentlichen Gesundheitsdiensten 48 Prozent der Beschäftigten Frauen. Bis zu 70 Prozent der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft sind Frauen.

Hand in Hand mit dem ökonomischen Prozeß ergaben sich viele ideologische Probleme. Es galt, vor allem „einen beharrlichen Kampf gegen die Unterdrückung und Verachtung der Frau, Reste der alten Ideologie,“ zu führen. In vielen gesellschaftlichen Bereichen kam es zu Krisen, bevor die Frauen ihren Weg oft gegen die mangelnde Einsicht der Männer beschreiten konnten. Hier ein Beispiel: Die Mitglieder des Parteisekretariats des Bezirks Than Huy waren sich z. B. nicht einig in der Einschätzung der Fähigkeiten und Aufgaben der Frau. Chu Van Loc, Sekretär des Parteikomitees, schlug ihnen daraufhin vor, eine Untersuchung über die Arbeit der Frauen in ihrem Bezirk durchzuführen: Sie mußten feststellen, daß die Frauen mehr Arbeitstage zu verzeichnen hatten als die Männer, daß die Frauen den Zustand der Reisfelder genauso gut kannten wie die Männer, daß die Frauen 70 Prozent der Arbeitskraft ausmachten und diese Kräfte besser kennen als die Männer, daß die Frauen fleißiger und sorgfältiger sind, daß sie weniger Gelegenheit hatten zu lernen und ihnen kaum geholfen wurde. Bei der folgenden Sitzung der Parteisekretäre wurde ein Beschluß über die Ausbildung weiblicher Kader gefaßt. Aber jemand rief dazwischen: „Wenn die Frauen erst einmal kommandieren, ist alles im Eimer!“ Daraufhin berief Chu Van Loc eine Konferenz mit der Beteiligung von 540 Frauen des Bezirks ein, zum Thema der Rolle und Fähigkeiten der Frau. Viele von ihnen kritisierten die männlichen Kader wegen ihrer Vorurteile, ihrer fehlenden Verantwortung gegenüber den Frauen. Sie sprachen von ihren Schwierigkeiten und ihren Bestrebungen. Am Ende wurden 10 Frauen ernannt, um in der Führung von Gemeinden oder in der Verwaltung von Kooperativen konkrete Aufgaben zu übernehmen. Alle Grundorganisationen der Partei in Thanh Thuy wurden aufgefordert, Selbstkritik zu üben, wegen der Vernachlässigung der Ausbildung weiblicher Kader. Und allmählich änderte sich die Situation: Ende 1965 waren 25 Prozent aller Kader Frauen, — Vorsitzende und Leiterinnen von Brigaden. In 12 von 15 Gemeinden sind Frauen Parteisekretäre.

Andere Probleme gab es z. B. bei den Bäuerinnen zur Zeit der Ernte. Wie konnte die Bäuerin ihre volle Kraft bei der Ernte einsetzen, wenn sie nicht von den häuslichen Pflichten entlastet wurde? Es wurde eine Bewegung des „Drei Mal Vertrauens“ eingeleitet: das Kind, der Reis für die Mahlzeit und der Einkauf für die Familie wurden von ad hoc gebildeten kleinen Kollektiven übernommen. So konnten die Haushaltsprobleme gemeinschaftlich gelöst werden, und die Frauen waren voll im Ernteeinsatz. Aber hier gab es zunächst Mißtrauen, Individualismus und Widerstände: Kann jemand das Kinder besser versorgen als die eigene Mutter? Und kocht eine fremde Person den Reis besser als die Mutter? Traditionelle Vorstellungen von der Funktion der Frau in der Familie behin-



derten offensichtlich die volle Entfaltung der Arbeitskraft der Frau, und damit den Prozeß der Emanzipation. Erst als einige Frauen mit gutem Beispiel vorgegangen waren und die Lösung sich als durchführbar erwies, fand sie allmählich Verbreitung.

In diesem Emanzipationsprozeß werden die spezifischen Eigenschaften der Frau durchaus nicht vernachlässigt. Die Politik zur Frauenfrage geht von den Grundsätzen aus: „1. Die Arbeitskraft der Frau muß notwendigerweise in den Arbeiten eingesetzt werden, die dem Organismus und den Begabungen der Frau entsprechen; hingegen darf man den Frauen nicht zu belastende Arbeiten übergeben oder sie in Kontakt mit giftigen Stoffen bringen, die den physiologischen Bedingungen der Frau nicht entsprechen. 2. Das Anwachsen der weiblichen Arbeitskräfte muß einhergehen mit der Ausbildung und Qualifizierung der Frauen, um ihr kulturelles, technisches und berufliches Niveau zu heben und ihre Fähigkeiten in der Verwaltung zu entwickeln, damit den Frauen bei der Entwicklung ihrer Begabungen und bei der Erfüllung ihrer Produktionsaufgaben und ihrer Arbeit geholfen wird. 3. Die Anwendung der weiblichen Arbeitskräfte muß zusammengehen mit guter Sorge und gutem Schutz für die Gesundheit der Frauen, mit guten Maßnahmen, das gesellschaftliche Wohl, die Verstärkung der technischen Ausrüstungen, die Verbesserung der Handwerkzeuge und Instrumente betreffend, mit günstigen Arbeitsbedingungen, die den Arbeiterinnen und Angestellten gestatten, höhere Arbeitsleistungen zu erzielen, Fortschritte zu machen und von widerstandsfähiger guter Gesundheit zu sein.“<sup>8</sup> Trotz der schwierigen Bedingungen des Krieges ist es gelungen, die Kindersterblichkeit in Vietnam auf den niedrigsten Stand in der Welt zu bringen, ist es gelungen, immer mehr Kinderkrippen einzurichten: allein in der Provinz Quang Binh stieg die Zahl der Krippen von 76 im Jahr 1964 auf 284 Krippen im folgenden Jahr. Von 1965 bis 1967 stiegen die Vorschulklassen von 4933 auf 7981, die Zahl der Kinder in diesen Klassen von 146 238 auf 223 463. Der Anteil der Mädchen in den Schulen stieg von 24,4 Prozent 1955/56 auf 39,1 Prozent 1960/61 und 45,3 Prozent 1966/67. Im gleichen Zeitraum stieg der Anteil der weiblichen Lehrkräfte von 5,3 Prozent über 12,2 Prozent auf 28,4 Prozent. Jeder Betrieb mit mehr als 1000 weiblichen Angestellten hat einen Frauenarzt, kleinere Betriebe verfügen über einen Assistenzarzt. Mutterschutz und fortschreitende Qualifizierung der Frau sind zentrale Aspekte ihrer Emanzipation. Die ganze Bedeutung der Emanzipation der Frau im Rahmen der Entwicklung der vietnamesischen Gesellschaft ist von der Partei der Werktätigen klar umrissen worden: „Die Frau emanzipieren, besonders breite Schichten der weiblichen Bauernschaft befreien, heißt in Wirklichkeit die Produktivkräfte freisetzen, die technische Revolution entwickeln, die Produktionsverhältnisse stärken und verbessern. Das ist gleichzeitig der

<sup>8</sup> Beschluß des Regierungsrates über die Verstärkung der weiblichen Arbeitskräfte im Dienst und in Unternehmen des Staates, in: Femmes du Vietnam, Nr. 1968

wesentliche Inhalt des Klassenkampfes im kulturellen und ideologischen Bereich zur gegenwärtigen Stunde. Die Befreiung der Frau ist von strategischer Bedeutung in der Gesamtheit der Massenarbeit der Partei für eine nationale Politik.“<sup>9</sup> Um die volle Souveränität der Frau zu garantieren, wird sie immer weitgehend zur wirtschaftlichen Verwaltung des Staates und zur Ausübung der Macht herangeführt. Heute sind bereits 14,5 Prozent der Abgeordneten in der Nationalversammlung Frauen, 35,2 Prozent der Mitglieder der öffentlichen Dienste und der Volksräte in den Provinzen sind Frauen. Im Bereich des Bezirks sind 45,8 Prozent der Beschäftigten Frauen, auf der Ebene der Gemeinde sind es 47,4 Prozent. Die Emanzipation der vietnamesischen Frau stellt sich in der DRV als ein engstens mit dem revolutionären Entwicklungsprozeß der Gesellschaft verknüpfter Vorgang dar; sie wird von der Partei und der Regierung als Bestandteil der technischen, kulturellen und ideologischen Revolution verstanden, die in diesen Jahren die gesellschaftliche Entwicklung der DRV bestimmt. Die verschärfte Aggression der USA seit 1965, seit dem Beginn der Bombardierung des Nordens, hat die Frauen Vietnams vor neue Anforderungen gestellt. Am 19. 3. 1965, dem Tag des antiimperialistischen Kampfes in Vietnam, beschloß die Union der vietnamesischen Frauen die Bewegung der „Drei Übernahmen“, um die Frauen der DRV noch stärker zur Durchführung der folgenden Aufgaben zu mobilisieren: 1. Die Produktion anstelle der Männer übernehmen. 2. Die Führung der Familienangelegenheiten in Abwesenheit des Mannes voll übernehmen. 3. Der Front und dem Kampf gegen die US-Aggression die notwendige Hilfe leisten. Ziel der Bewegung der „Drei Übernahmen“ ist es, im höchsten Grad die Arbeitskraft der Frauen zu mobilisieren, um den Sozialismus aufzubauen und die US-Imperialisten zu schlagen.“ Im ganzen Land wurden Schulen und Klassen der „Drei Übernahmen“ eingerichtet. In der Provinz Hai Duong gab es Anfang 1966 für 12 Bezirke und für die Stadt 288 Schulen „Drei Übernahmen“, die von 5539 Frauen besucht wurden. Der Unterrichtsplan war den Bedürfnissen der Kampagne angepaßt. Die „Schülerinnen“ lernten mit eigens für sie entwickelten Arbeitsmethoden Statistiken durchzuführen, Arbeitspläne auszuarbeiten und Rechnungsbücher zu führen. In anderen wieder standen die Probleme des Mutterschutzes, der Haushaltsführung im Vordergrund, je nach den besonderen Problemen einer Gegend, einer Ortschaft. Die Zahl der an diesen Schulen ausgebildeten Frauen stieg von 64 034 (1965) auf 378 078 Frauen 1967. Die Bewegung „Drei Übernahmen“ im gegenwärtigen antiimperialistischen Kampf für die nationale Rettung ist eine geschickte Koordinierung der patriotischen Bewegung gegen die fremde Aggression mit der Emanzipation der Frau. Es handelt sich um eine Bewegung von großer Tragweite, deren tiefe revolutionäre Bedeutung alle gesellschaftlichen Bereiche umfaßt — politisch, ökonomisch

<sup>9</sup> Nguyen thi Thap, Les femmes du Viet Nam à la lumière de la révolution d'octobre, in: Femmes du Vietnam, 1967, Nr. 4



misch, kulturell — und die geeignet ist, die Intelligenz und die Fähigkeiten der verschiedenen weiblichen Schichten zum Nutzen des großartigen Kampfes unseres Volkes zu entfalten, während gleichzeitig die Emanzipation der Frau mit Riesenschritten, wie wir es nie zuvor in der Geschichte erlebt haben, vorangeht.“<sup>10</sup> Um vieles schwerer ist angesichts dieser hier nur umrissenen Entwicklung die Lage der Frau in Südvietnam. Die Ziele ihres Kampfes sind im politischen Programm der FNL von 1967 formuliert: „Verwirklichung der Gleichberechtigung der Geschlechter, der Schutz für Mutter und Kind“. Dies ist aber auch hier keine Forderung der Zukunft, sondern wird seit Jahren in den befreiten Gebieten praktiziert. „Größte Aufmerksamkeit ist der Hebung des politischen, kulturellen und beruflichen Niveaus der Frauen zu widmen, wie es ihnen aufgrund der von ihnen geleisteten Dienste im Kampf gegen die US-Aggressoren gebührt“. In der Union der Frauen für die Befreiung Südvietnams sind neben 8500 Kaderinnen rund 1 850 000 Frauen organisiert (Stand 1967). Ausgehend von der Tatsache, daß Vietnam unteilbar ist, daß die Wiedervereinigung Vietnams eines der Ziele des Kampfes um nationale Befreiung ist und daß der Norden dem Süden brüderliche Hilfe und Unterstützung leistet, haben die Frauen Südvietnams 1966 angesichts der sich verschärfenden US-Aggression zum Wettbewerb mit den Frauen des Nordens aufgerufen. Die Frauen Südvietnams verpflichten sich, die „fünf Aufgaben im Kampf gegen die US-Aggression für die Rettung des Landes zu erfüllen“: 1. Dem politischen Kampf und der Agitation bei den Feindsoldaten starken Auftrieb geben; 2. Die Produktion und die Ersparnisse voranbringen; 3. An der Guerilla teilnehmen, die US-Aggressoren und ihre Lakaien vernichten; 4. Die Arbeiten im Hinterland gewährleisten, die Männer in allen Aktivitäten ersetzen; 5. Die Basis der Union festigen, die breite Sammlung aller weiblichen Bevölkerungsschichten herbeiführen, um gegen die US-Aggression zu kämpfen und das Land zu retten.“ Die Frauen des Nordens verpflichten sich: „1. Die Bewegung ‚Drei Übernahmen‘ in die Breite zu tragen; 2. den Frauen die revolutionären Tugenden beibringen, um einen neuen Typ der Vietnamesin zu formen; 3. ihr Leben rationell organisieren, den Schutz der Frau und des Kindes gewährleisten; 4. ein Korps weiblicher Kader bilden; 5. die verschiedenen Stufen der Union festigen, ihre Grundlagen stärken.“

Frauen von Vietnam — überblickt man ihre Geschichte in den letzten Jahrzehnten ununterbrochenen Kampfes, stößt man auf einen Emanzipationsprozeß, der in keinem hochindustrialisierten Land der Welt seinesgleichen hat. Sie haben den Weg zur Befreiung von feudaler und kolonialer Ausbeutung gefunden und in kürzester Zeit Ungeheures geleistet zur Verwirklichung ihres Ideals einer neuen Frau. Sie sind zu den Botschafterinnen ihres Volkes in jeder Hinsicht geworden. In der ganzen Welt kennt man heute die Außenministerin der Provisorischen Revolutionären Regierung der Republik Südvietnam, Frau Nguyen thi Binh,

die gleichzeitig Leiterin der Delegation ihrer Regierung bei der Pariser Vietnam-Konferenz ist. Sie war Mathematiklehrerin. Sie ist verheiratet und Mutter von zwei Kindern, die heute in der befreiten Zone Südvietnams aufwachsen. Oder die stellvertretende Oberkommandantin der Volksbefreiungsarmee von Südvietnam, die gleichzeitig Präsidentin der Assoziation der Frauen für die Befreiung Südvietnams ist, Frau Nguyen thi Dinh. Auch sie ist Mutter von zwei Kindern. Ihr Mann kam schon zu Beginn des anti-amerikanischen Widerstands in den Tigerkäfigen von Poulo Condore (Con Son) um. 1968 wurde sie mit dem Internationalen Lenin-Preis des Friedens für ihren Beitrag zum Kampf um Frieden für Vietnam ausgezeichnet. Weniger vertraut sind uns Vo thi Sau, die als 16jährige im Kampf gegen die französischen Imperialisten in Poulo Condore umkam und bis zu ihrem Tod ihre Mitgefangenen mit ihren Liedern ermutigte, weiterzukämpfen; Dao thi Hao, Weberin im Textilkombinat von Nam Dinh in der DRV, die im Dreijahresplan von 1958—1960 die Produktionsnorm von 11 000 Metern Stoff überschritt und durch qualifizierte Arbeit Ersparnisse im Wert von 2000 Dong für den Staat erzielte. Sie ist „Elitekämpferin“ und erhielt die Medaille der Arbeit 2. Ordnung. Tran thi Doan, Präsidentin des Verwaltungskomitees von Nam Dinh, Mutter von 6 Kindern. Von 1966 bis 1967 konnte die industrielle Produktion der Stadt um 25 Prozent, die landwirtschaftliche Produktion trotz der US-Bombenangriffe um 16,2 Prozent gesteigert werden. Ta thi Kieu, eine der geachteten Partisaninnen des Mekong-Deltas; Ngo thi Tuyen, eine Milizin aus Thanh Hoa in der DRV, die auf ihrem Rücken 70 kg trägt, um den Nachschub beim Kampf um die strategische Brücke Ham Rong zu sichern . . .

Sie sind nicht Ausnahmen einer Gesellschaft, sondern Vertreterinnen zehntausender gleichgesinnter Frauen, die ihr Leben entschlossen und unerschrocken in den Dienst ihres Volkes stellen und ein neues Ideal der Frau verwirklichen. Zweifellos ist die Liebe zu ihrem Volk eine der großen treibenden Kräfte. Hinzu kommt, daß die Vietnamesin an den Leiden, Prüfungen und Entbehrungen des nun 30jährigen Widerstandskampfes gewachsen ist und der Kampf um die Emanzipation sie täglich vor einen unaufhörlichen Bildungsprozeß stellt, der sich beständig differenziert. Von besonderer Bedeutung, vom Standpunkt der Frau in der westeuropäischen kapitalistischen Gesellschaft aus gesehen, ist die Tatsache, daß in der Vorstellung von der neuen Vietnamesin persönliches Glück und gesellschaftliche Aufgabe der Frau nicht im Widerstreit liegen, sondern die gesellschaftliche Aufgabe, ihren Beitrag zum revolutionären Weg des vietnamesischen Volkes zu leisten, auch eine neue Konzeption von persönlichem Glück beinhaltet. Für die Befreiung der Frauen anderer unterdrückter Völker der „unterentwickelten“ Länder ist der Kampf der Vietnamesin von unabsehbarer Bedeutung: die Frau kann — trotz kolonialistischer Ausbeutung, Erniedrigung, Analphabetentum — in kurzer Zeit ihre Befreiung verwirklichen und wenn sie mit dem Volk den revolutionären Weg des Kampfes für Unabhängigkeit und Freiheit geht.

<sup>10</sup> ebenda

Kathy Mc Afee / Myrna Wood  
Brot und Rosen — Frauenemanzipation in den USA

II

Es ist tatsächlich so, wie die Kritiker aus der linken Bewegung immer wieder betonen, daß sich bisher fast nur Frauen aus dem Mittelstand organisiert haben, die über eine College-Bildung verfügen und im Beruf Karriere gemacht haben. In diesen Gruppen waren die seelische und sexuelle Unterdrückung und — in einem geringeren Ausmaß — die Ausbeutung durch Konsumzwang die Hauptanliegen.

Es ist nicht verwunderlich, daß die Befreiungsbewegung der Frauen unter bürgerlichen Frauen begonnen hat und zunächst von deren Bewußtsein und besonderen Bedürfnissen geprägt worden ist. Radikale Frauen gehören im allgemeinen zur Nachkriegs-„Mittelklasse“, hatten also bereits das Wahlrecht und bessere Bildungs- und Berufschancen.

Auch sind die meisten jung und selbständig genug, um selbst keine Kinder zu haben und nicht um ihrer Versorgung willen heiraten zu müssen. Im Vergleich zu der überwiegenden Mehrzahl der anderen Frauen steht ihnen ein gewisser Spielraum zur Verfügung, innerhalb dessen sie über ihr Leben selbst entscheiden können.

Die fortgeschrittene Entwicklungsstufe der bürgerlich-demokratischen Gesellschaft erlaubt es den Frauen, die von den verbesserten Bildungschancen Gebrauch machen konnten, die Widersprüche zwischen dem ideologisch behaupteten und ihrem tatsächlichen Platz in der Gesellschaft zu sehen. Die Frauen aus der Arbeiterklasse mögen glauben, daß sie eine bessere Ausbildung unabhängiger machen könnte, aber die Karrierefrau hat bereits herausgefunden, daß mehr Geld allein sie auch nicht unabhängig macht. Vielmehr sieht sie, wenn sie auf der Karriereleiter bereits auf halber Höhe angekommen ist, nur um so deutlicher, was ihr alles verschlossen bleibt, nur weil sie eine Frau ist. Das aber hat zur Folge, daß diese Frauen die Ähnlichkeit zwischen der Unterdrückung ihrer eigenen Person und der anderer Gruppen der Gesellschaft eher zu erkennen vermögen. Daher sehen die radikalen Mitglieder der Frauenorganisationen aufgrund ihrer eigenen Erfahrung auch die Mängel der Gesellschaft, die neben Rassismus und Imperialismus zusätzlich existieren. Da sie dem Mythos von der Demokratie bis an seine Grenzen nachgingen, wissen sie auch genau, wo er sie begrenzt.

Zur selben Zeit, als die radikalen Frauen das System der amerikanischen Gesellschaft verstehen lernten, wurde ihnen auch der männliche Überlegenheitswahn in der linken Bewegung selbst bewußt. Meist wird ihnen an diesem Punkt überhaupt erst das ganze Ausmaß des bestehenden Vorurteils klar, das sie bis dahin nur gefühlt haben; es verjagt die Illusionen noch schneller, daß auch zwischen der Gleichheitsrhetorik der Linksbewegung und der Realität ein Widerspruch klafft; wir erwarten nämlich mehr von unseren Genossen.

Kathy Mc Afee/Myrna Wood: Brot und Rosen - Frauenemanzipation in den USA

Diese Erkenntnis ruft in den Frauen meist zweierlei Reaktionen hervor: Die einen befassen sich von nun an nur mehr mit dieser Barriere (und verzweifeln vielleicht daran), während die anderen sich nach innen zurückziehen, um der Illusion eines nur im persönlichen Bereich „befreiten“ Lebensstils nachzujagen. Unsere Vorstellung von Freiheit drückt ein Bewußtsein aus, das unsere „Mittelklassen“-Bedingungen uns aufgeprägt haben, während die meisten unserer Schwestern angekettet sind an andere biologische und ökonomische Bedingungen, die ihre Menschlichkeit und ihre Sehnsüchte nach Selbsterfüllung verkümmern lassen. Tatsächlich kennen nur die wenigsten der radikalen Frauen in Wirklichkeit das ganze Ausmaß der Unterdrückung, unter der die Frau leben muß. So zeigen sie kaum Verständnis für den verzweifelten Kampf eines Mädchens ohne Ausbildung um einen Mann, der ihm finanzielle Sicherheit bieten und sie aus ihren beengten Wohn- und Lebensverhältnissen herausführen kann. Auch wissen sie nichts von der Angst und dem jahrelangen Bangen vor unerwünschten Schwangerschaften, und nur wenige von ihnen hatten unter der ständigen Gewalttätigkeit und Trunksucht brutaler Männer oder Väter leiden müssen. Sie können sich auch nicht vorstellen, wie es ist, wenn man Tag für Tag an eine Familie mit wenig Geld und vielen unbezahlten Rechnungen gekettet ist, und wo es zu keiner anderen Zerstreuung reicht als zum Fernsehen.

Nur wenige der radikalen Frauen können ermessen, was es heißt, 9 bis 11 Stunden täglich härteste Arbeit zu verrichten und vielleicht statt eines Trinkgeldes sich rassistische und sexuelle Beleidigungen der „Kunden“ anhören zu müssen. Und das alles für 80 oder 90 Dollar in der Woche! Nicht viele der Frauen in der heutigen Bewegung wissen, wie es ist, wenn man täglich ganze sieben Stunden lang alle Gedanken aus dem Kopf verbannen muß, nur um schneller tippen oder endlose Reihen von Karteikarten ordnen zu können. Ihre schöpferischen Anlagen wurden nicht systematisch abgetötet, während sie zusehen mußten, wie Männer — nicht zu Stenotypisten ausgebildet — zu höheren Positionen mit „geistiger Tätigkeit“ aufstiegen.

Zusammenfassend: Da die Überlegenheitsideologie und Machtanmaßung (gestützt von den Annahmen, daß Frauen minderwertige Wesen sind, die dienende Tätigkeiten auszuüben und als Sexualobjekte herzuhalten haben) der Männer über die Klassenschränken hinweggeht, ist den radikalen Frauen zwar ihre Unterdrückung als Frau bewußt, aufgrund ihres gesellschaftlichen Herkommens sind sie aber dennoch meist nicht in der Lage, die klassenbedingte Unterdrückung der Frau zu erkennen.

...

*Wo ist das revolutionäre Potential einer solchen Frauenbewegung zu suchen?*  
Das Potential für revolutionäres Denken und Handeln liegt in den Massen der total unterdrückten und total ausgebeuteten Frauen der Arbeiterklasse. Bei vielen Gruppen der Neuen Linken konnten wir einen Stagnationsprozeß beobachten, weil die Notwendigkeit des Kampfes, die sich erst aus der Klassenunter-



drückung entwickelt, nicht gegeben war. Im Unterschied zu den meisten politisch engagierten und organisierten Frauen haben die Arbeiterfrauen keine Alternativen, so daß sie sich auch keine größere Unabhängigkeit verschaffen können. Gerade aus diesem Grunde aber sind sie die eigentlichen Träger revolutionären Gedankengutes in einer Bewegung zur Befreiung der Frau.

Wenn die Einigkeit der Arbeiterklasse jemals erreicht werden soll, ist dazu eine Bewegung zur Befreiung der Frau eine unabdingbare Voraussetzung, denn solange die männlichen Arbeiter ihre weiblichen Kollegen und ihre Ehefrauen nicht als Gleichberechtigte betrachten und solange diese Frauen nicht selbst erkannt haben, daß ihre Gleichstellung mit den Männern in ihrem eigenen und im Interesse ihrer Familien liegt, unterminiert die Stellung der Frauen den Kampf der Arbeiterklasse.

Die Haltung der Gewerkschaften und auch der Arbeiter, daß Frauen entweder keine Berufstätigkeit ausüben sollten und keine schwierige oder notwendige Arbeit leisten würden, hält mit einer Situation aufrecht, in der 1. viele Frauen, die ein eigenes Einkommen und Unabhängigkeit brauchen, nicht arbeiten können, in der 2. Frauen, die berufstätig sind, meist nicht organisiert sind, in der 3. die Tarifabkommen die Frauen weiterhin benachteiligen und in der 4. den Frauen auch weiterhin die Sorge für ihre Kinder allein überlassen bleibt. Resultat davon ist, daß die Arbeiterinnen wenig Sinn darin sehen, sich zu organisieren. Von militanten Arbeitskämpfen haben sie wenig zu gewinnen, aber sie sind die ersten, die dabei ihre Position riskieren.

Da sie außerhalb der Gewerkschaften ihrer Männer stehen, geraten sie häufig in direkte Opposition zu diesen. Sie wissen, wie wenig die Gewerkschaften sich um Sicherheit am Arbeitsplatz und sonstige Arbeitsbedingungen, um Härtefälle und Entlassungen kümmern. Die Gewerkschaften verlangen strikte Streikdisziplin — d. h. mehrere Wochen ohne Lohn —, um dann minimale Lohnerhöhungen oder Arbeitserleichterungen auszuhandeln. So schwächt auch auf der Ebene des gewerkschaftlichen Kampfes die Unterdrückung der Frau die Position der Arbeiter als Ganzes. Jeder Organisation der Arbeiterklasse aber, die sich nicht um die mißbrauchte Position völlig machtloser Frauen kümmert, wird das falsche Bewußtsein dieser Frauen zu schaffen machen.

Eine Frauenbewegung in der Arbeiterklasse ist aber nicht nur notwendig, um die Einheit der Klasse herzustellen. Die Bewegung zur Befreiung der „Sklavinnen der Sklaven“ hätte einen vielseitigeren Kampf zu führen, als ihn der ökonomistische der meisten Gewerkschaften darstellt; sie würde den Kampf aufnehmen müssen gegen die Unterdrückung in all ihren Formen. Hierfür ein Beispiel: Im vergangenen Jahr streikten bei Ford 187 Frauen um höhere Löhne (und legten damit 40 000 Arbeitsplätze lahm, die von ihrer Arbeit in irgendeiner Form abhingen), und sie gewannen. Ford forderte jedoch, daß sie nun auch die normale Schichtarbeit nach dem Drei-Schichtensystem leisten mußten, genauso wie die Männer. An diesem Punkt aber mußten die Frauen einwenden, daß sie

durch eine derartige Regelung in große Schwierigkeiten kämen, weil sie dann zwangsläufig ihre Pflichten als Hausfrauen und Mütter vernachlässigen müßten, was ihre Männer gar nicht schätzen würden.

Eine militante Bewegung zur Befreiung der Frau muß davon ausgehen und verlangen: 1. Frauen müssen auch in ihrem Haushalt freigesetzt werden; 2. Die Betriebe müssen für die Unterbringung von Kindern aufkommen, damit die Frauen, wie die Männer auch, berufstätig sein können; 3. „Wie die Männer“ muß aber heißen, daß die Frauen dieselben Tätigkeiten wie die Männer ausüben können. Auf diese Art führt die Durchsetzung einer einfachen Forderung wie „Gleichheit am Arbeitsplatz“ zu den weit umfassenderen Gesichtspunkten wie „Ausmaß der Ungleichheit“, „Grad der Ausbeutung“ und die Totalität der Unterdrückung aller Arbeiter. Es wird gezeigt, daß Arbeiterinnen zu Hause noch einen Job haben, für den sie weder Geld noch die Anerkennung erhalten, daß sie damit notwendige Arbeit verrichten; daß der Überlegenheitswahn der Männer den Kapitalisten bei der Ausbeutung der Arbeiterklasse hilft, daß die Menschen wie Maschinen im Besitz des Bosses behandelt werden und daß die Grundbedingungen des Lebens der Arbeiter von den Interessen des Kapitals abhängen und nach dessen Interessen eingerichtet werden.

Der Arbeitsplatz ist aber nicht der einzige Ort, an dem der Kampf gegen die Unterdrückung der Frau die wirklichen Funktionen bürgerlicher Institutionen allgemein bewußt machen kann. Aufklärung über ihre Rolle als Sexualobjekt und die herabwürdigende Behandlung der Frau in Massenmedien kann aufzeigen, in welchem Ausmaß unsere Wünsche und Entbehrungen von der kommerziellen Werbung gelenkt werden und wie die Medien Modelle menschlichen Verhaltens und gesellschaftliche Regeln aufstellen, die wir unbewußt übernehmen. Der Kampf gegen die Methode, die Mädchen schon in der Schule auf eine stupide, abstumpfende Tätigkeit vorzubereiten, kann das Funktionieren des offiziellen Erziehungssystems deutlich machen und darüber aufklären, wie jungen Menschen die Identifizierung mit falschen Vorbildern nahegebracht wird und sie zu Klischeevorstellungen treibt; so etwa, wenn als ideale Frauenberufe „Sekretärin“ oder „Krankenschwester“ angegeben werden, Schwarze grundsätzlich nicht für verantwortungsvolle Posten in Frage kommen oder Arbeitersöhne angeblich keine ausreichende Begabung fürs College besitzen.

Der Kampf um die Befreiung der Frau aus der Sklaverei des Haushalts und der Kampf um Kinderhorte in der Nachbarschaft oder in den Fabriken wird darauf aufmerksam machen, wie verheerend sich die bisherigen Existenzbedingungen der Frauen auf alle Bereiche ihres Daseins ausgewirkt haben und wie bestimmte Formen der Ehe oder der Zusammensetzung der Familie diesen Vorgang begünstigen und menschliches Potential zerstören.

Da also die materielle Unterdrückung der Frauen integraler Bestandteil der seelischen und sexuellen Unterdrückung ist, muß die Frauenbewegung diese Fragen aufwerfen. Damit wird sie Verbindungen sichtbar machen, die uns allen ver-



deutlichen werden, wie der Mechanismus des Kapitalismus funktioniert und uns durch dieses Funktionieren unterdrückt; nicht nur dadurch, daß wir zum Militär eingezogen werden, Steuern zahlen müssen und am Arbeitsplatz ausgebeutet werden, sondern sogar bis hin zu Vorschriften, wie wir unsere menschlichen Beziehungen gestalten müssen und was wir zu denken und zu fühlen haben.

#### IV.

Wenn wir eine Bewegung zur Befreiung der Frau ins Leben rufen wollen, die wesentlich auf der Unterdrückung der Frauen der Arbeiterklasse basiert, müssen wir unsere Agitation beginnen mit den Themen „gleiche Rechte für alle“ und „spezifische Rechte“. „Gleiche Rechte für alle“ bedeutet, daß wir für die Frauen jene Rechte fordern, die die Männer bereits haben: das Recht auf Arbeit, das Recht auf Organisierung zwecks Lohnkampf, Beförderung, besserer Bedingungen am Arbeitsplatz und gleicher Bildungschancen. Mit den „spezifischen Rechten“ meinen wir solche, die die Frau in ihrem bisherigen Wirkungskreis in der Familie aus der Abhängigkeit und Unterdrückung herausführen sollen: kostenlose Unterbringung für die Kinder, Recht auf Abtreibung, Geburtenkontrolle durch empfängnisverhütende Mittel ab der Pubertät, Abschaffung der Geschlechtertrennung in Schulen, Gewerkschaften, Berufen usw. Es handelt sich nicht um eine theoretische Erwägung, sondern um eine unausweichliche empirische Tatsache: Die Frauen müssen die Bedingungen ihrer Unterdrückung bekämpfen, gerade um in der Gesamtbewegung ihre Aufgaben erfüllen zu können.

Diese Fragen müssen wir aufgreifen, weil wir nur so dem Volke dienen können. „Dem Volke dienen“ ist kein leeres Geschwätz der Black Panthers, sondern das Motto, mit dem sie zur wirklichen Befreiung ihres Volkes angetreten sind. Genauso wie die Bewegung der Black Panthers wird auch die Frauenbewegung in dem Maße an Bedeutung gewinnen, in dem sie die Frauen vom Elend ihrer gegenwärtigen Lebensbedingungen befreien kann. Sie wird nur wachsen, wenn sie sich an den dringenden Bedürfnissen der Frauen orientiert. Dazu gehören:

1. Aufklärung über Geburtenkontrolle in den Schulen sowie Aufklärung über die Manipulation in der Erziehung der Mädchen (Anpreisen bestimmter Berufe usw.). Dabei geht es nicht nur darum, den Mädchen das notwendige Bewußtsein zu vermitteln, sondern ihnen klarzumachen, daß die Kontrolle über ihren Körper ihnen zugleich die Zukunft erschließt; denn sonst wird ihr natürlicher Sexualtrieb nach wie vor dazu benutzt, sie zu unterdrücken, indem ihnen als „natürliche Aufgaben“ die Rolle als Ehefrau und Mutter eingeordnet und sie damit als „Sicherheitsfaktor“ der Familie im kapitalistischen System weiter verwendet werden.

2. Zu unseren Forderungen muß gehören: Bezahlter Mutterschafts-Urlaub und Kinderhorte, die von den Firmen zu bezahlen sind, aber nicht von ihnen kontrolliert werden dürfen. Diese Forderung muß nicht nur wegen des Rechtes der Frau auf Arbeit, sondern allein schon darum durchgesetzt werden, damit Frauen mit Kindern in der Befreiungsbewegung aktiver mitarbeiten können.

3. Kampf gegen die reaktionär-frauenfeindliche Führung der Gewerkschaften um Gleichstellung am Arbeitsplatz. Nur über diesen Kampf für Gleichheit der arbeitenden Männer und Frauen wird die Arbeiterklasse geeint und erkennt den gemeinsamen Feind — das Management und die Gewerkschaftsspitze.

4. Wir müssen versuchen, in den überwiegenden Frauenberufen (Verkäuferinnen, Büro- und Krankenhauspersonal) eigene Gewerkschaften zu gründen und die Konfrontation mit den etablierten Gewerkschaften wagen.

5. Die Abtreibungsgesetze müssen liberalisiert werden, wobei unser Kampf vor allem den Hospitalleitungen und Ärztekammern gilt, die sich Reformen auf diesem Gebiet widersetzen. Hierbei geht es in erster Linie um die Frauen aus der Arbeiterklasse, die vorwiegend auf „Engelmacherinnen“ angewiesen sind und damit größeren Gefahren ausgesetzt sind als die Frauen aus dem Mittelstand. Immer und überall müssen wir auf dem Recht jeder Frau bestehen, über ihren Körper selbst zu bestimmen.

6. Wir müssen das Recht der Frau fordern, sich selbst zu beschützen. Da die Schweine (= Polizisten) nur Eigentum schützen und nicht die Menschen, da sich die durch die gesellschaftlichen Verhältnisse hervorgerufene Aggressivität und Brutalität der Männer häufig gegen die Frau richtet, aber nicht alle Frauen fähig oder willens sind, sich zu verkaufen (oder ihr Leben verkürzen zu lassen), müssen sich die Frauen selbst schützen können.

Mit diesen Fragen muß der Kampf beginnen, darf hier aber keineswegs enden. In seinem Verlauf müssen grundsätzliche Bereiche der menschlichen Beziehungen zur Sprache kommen, in denen die spezielle Unterdrückung der Frau wurzelt: die Frau als Sexualobjekt, Arbeitsteilung in der Familie und die Institution der Ehe und Familie überhaupt. Dennoch wäre eine Mobilisierung der Frauen unter dem Schlagwort „Kampf der Familie“ falsch. Zweifellos wäre eine Arbeiterin, Mutter von fünf Kindern, in der Lage zu begreifen, daß die Ehe ihre potentiellen, umfassenderen menschlichen Fähigkeiten zerstört hat, aber wir können nicht erwarten, daß sie sich aufgrund dieser Erkenntnis nun von heute auf morgen von ihrer Familie, von ihren fünf Kindern trennt. Wenn das wirklich unsere Erwartung wäre, so müßte eine Bewegung zur Befreiung der Frau für immer Utopie bleiben.

Erst mit zunehmender Arbeit in der Praxis — Schaffung von Kindergärten und Kinderhorten und tatkräftiger Hilfe in der Geburtenkontrolle — werden wir es erreichen, daß sich die Frauen der Arbeiterklasse aus der Sklaverei als Sexualobjekte und Hausfrauen befreien. Gegenwärtig aber zeigt sich in dem Beharren einiger radikaler Frauengruppen darauf, daß die Frau vor allen Dingen aus ihrer Rolle als Sexualobjekt gelöst werden müsse und nur Frauen, die die Institution Familie ablehnen, in der Bewegung mitarbeiten können, nur die Überheblichkeit derer, die wegen ihrer Klassenherkunft und Bildung ökonomische Abhängigkeit und sexuelle Sklaverei gar nicht erst kennengelernt haben.



## Freiheit für Angela Davis

Edgar Hoover, oberster Bundespolizist der USA, verkündete es persönlich der Presse. Einer von der „Liste der zehn meistgesuchten Verbrecher“ war gefaßt. Name: Angela Davis. Alter: 26. Hautfarbe: schwarz. Geschlecht: weiblich. Politische Organisation: Kommunistische Partei der USA.

Angeblich hat Angela sich Waffen besorgt und an Freunde weitergegeben, um weiße Richter und Polizisten zu erschießen. Jeder in den USA, der noch denken kann, weiß: Dies ist eine Lüge, die Angela auf den Elektrischen Stuhl bringen soll. Sie hat die Waffen, die jetzt von der Polizei als Tatwerkzeuge präsentiert werden, auf ihren eigenen Namen gekauft. Niemand bereitet solcherart einen Mord vor, daß er sich schon zuvor als Schuldiger bei der Polizei einträgt. Auch und gerade nicht die Philosophieprofessorin und langjährige Freiheitskämpferin Angela Davis.

Dafür ist sie in Wirklichkeit gejagt und schließlich festgesetzt worden: weil sie aktiv war im Kampf um für die Befreiung der Schwarzen, im Kampf für die Befreiung des gesamten Proletariats der USA. Angela Davis verkörpert in der Entwicklung der Emanzipation der Frau den letzten, fortgeschrittensten Typ: die Frau, die alle ihre Intelligenz, ihre Fähigkeit und ihre Arbeitskraft einsetzt, um die herrschende Klasse zu bekämpfen, von der arbeitende Männer und Frauen gemeinsam ausgebeutet und unterdrückt werden.

Deshalb ist sie, schwarz und eine Frau, Mitglied der Kommunistischen Partei. Sie hat es immer wieder gesagt, auch die Super-Ausbeutung der Schwarzen und der Frauen kann nur innerhalb einer umfassenden Strategie des Klassenkampfes gegen das Monopolkapital überwunden werden. Bei einer Vietnam-Demonstration, zu der die Black Panthers letztes Jahr in Oakland aufgerufen hatten, rief sie aus: „Wir helfen Ho, wir helfen den Freiheitskämpfern in Vietnam am meisten, wenn wir hier in den USA den Klassenkampf voranbringen!“ Daran muß sich für sie auch die Frauenbewegung messen: daß sie die Arbeiterklasse in ihrem Kampf stärkt.

Wie vorher Erika Huggins von den Black Panthers hat die Monopoldiktatur jetzt Angela ins Gefängnis geworfen und bedroht sie mit dem Tod. Wie die Panthers bei dem Polizei-Anschlag auf ihren Vorsitzenden Huey P. Newton, so organisieren jetzt Angelas Genossen in der KPUSA den Massenwiderstand gegen den immer mehr mit faschistischen Methoden operierenden Staatsapparat der herrschenden Klasse der USA. Freiheit für Angela! lautet der Kampfprud der Demokraten und Sozialisten der USA.

*Es darf nicht ihr Kampf allein bleiben. Die Unterdrückung durch die US-Monopole ist weltweit; die Solidarität mit der Linken, mit der Kommunistischen Partei der USA muß weltweit werden. Wir alle sind betroffen. Dies ist unser Kampf, die US-Metropole sind unser Feind, Angela ist unsere Genossin. Free Angela! Freiheit für Angela Davis!*

*Redaktion kürbiskern*

## Pablo Neruda Auf Emiliano Zapata mit Musik von Tata Nacho

Als auf der Erde die Schmerzen  
größer wurden und die öden Dornfelder  
der Bauern Erbe waren  
und wie ehemals habsüchtige  
feierliche Bärte und die Peitschen,  
da bäumte, Blüte und Feuer im Ritt durchsprengt ...

Borrachita, von hinnen ich zieh  
hin zu der Hauptstadt ...

die von Messern geschüttelte Erde  
sich auf im vergänglichen Dämmer;  
wie ein entkörnter Maiskolben fiel  
der Peon von seinem Schmerzlager  
auf die taumelnde Einöde nieder.

zu fordern mir vom Patron  
der rufen mich ließ

Zapata damals war Erde und Frührot.  
Am Rund des Horizontes erschien  
der Haufe seiner bewaffneten Saat.  
Im Angriff über Wasser und Grenzen  
von Coahuila der eiserne Quell,  
von Sonora siderische Steine,  
alles folgte seinem tollkühnen Zug,  
seinem bäuerlichen Hufeisensturm.

und wenn er auch den Rancho verläßt  
bald kehrt er doch wieder

Brot verteilt er und Boden:  
dir folge ich.

Ich entsag ihren himmlischen Augenlidern.  
Ich, Zapata, ich ziehe fort mit dem Tau  
der morgendlichen Reiterscharen,  
bei einem Büchenschuß der Opuntien  
zu den Häusern mit rosenroter Wand.

... Seidenbänder für deine Haare.  
weine nicht um deinen Pancho ...

Der Mond schläft auf den Monturen.  
Mit den Soldaten Zapatas  
gehäuft und ausgeteilt ruht der Tod.  
Unter dem Wehr der bedrückenden Nacht  
verbirgt der Schlaf ihr Verhängnis,  
düsteres Linnen, unheilschwanger.  
Das Lagerfeuer zieht um sich die wache Luft:  
Fett, Schweiß und nächtlichen Pulverdampf.

... Borrachita, von hinnen ich zieh  
dich zu vergessen ...

Heimat fordern wir für den Erniedrigten.  
Deine Klinge der Väter Erbe teilt,  
und Schüsse und Streitosse schüchtern  
die Strafen ein, des Henkers Bart  
Die Erde verteilt man mit einem Gewehr.  
Erwarte nicht, Bauer, staubbedeckter,  
nach deiner Mühsal das vollkommene Licht  
und, kniefällig, den Himmel parzeliert.  
Steh auf und reite mit Zapata.

... ich wollte sie mit mir nehmen  
sie aber sagte nein ...

Mexiko, spröder Ackerbau, geliebte,  
unter die Namenlosen verteilte Erde:  
hervor aus den Lanzen des Maisfelds traten  
schweißbedeckt in die Sonne deine Hundertschaften.

Aus des Südens australem Schnee komme ich, dich zu singen.

Laß mich hingaloppieren in deinem Geschick  
und erfüllt von Pflugscharen und Pulverdampf.

... Wenn man doch weinen muß  
warum dann wiederkehren ...?

## Protokoll I: Erfahrungen der Arbeiterin R. D.

Wie ich die Bude betreten habe, hab ich geglaubt, ich komme in eine andere Welt. Nicht nur der dreckige Arbeitsplatz, der Raum, auch die Kolleginnen waren dementsprechend.

Was ist denn das für ein Betrieb?

Textil, Trikotagen.

Und wie groß?

Hier sind nur Dreihundert. Aber da gibt es noch drei Filialen außerhalb.

Wie bist Du denn da hineingekommen?

Durch eine Zeitungsannonce. Aber das, was sich dort getan hat, kann ich nicht erzählen. Solch eine Flachheit von Gesprächen — das ist nicht zu beschreiben. Jede hatte nur das Bett im Kopf. Bett, Schlafen und den Kerl dazu. Sonst nichts! Ich hab es zuhause dem Fritz erzählt und dem dabei noch so manches verschwiegen.

Weil es zu schmutzig war. Ich habe mich ja geschämt für die Frauen. Und ich saß da dazwischen mit meinen Gedanken: Wie veränderst du diesen Betrieb? Stell Dir einmal vor! Du sitzt dazwischen und sprichst nur immer vom Weltverändern. Die Arbeiter sollen es besser haben — und mitten im Betrieb erlebst du solche Dinge!

Ich hab mir dann nur noch darüber Gedanken gemacht: Wie reiße ich das Gespräch an mich. Dann bin ich zu dem Entschluß gekommen, noch derber zu sein, wie die Unterhaltung bis dato gelaufen ist. Nun, ich habe halt Witze erzählt. Witze, die ich sonst niemals über die Lippen gebracht hätte. Ich hab mich überwunden und da einen hineingelegt ... Und von dem Tag an war ich anerkannt. Nach und nach lenkte ich sie dann in eine andere Richtung. Daß es auch noch was anderes gibt als das Bett. Ich erzählte ihnen, wie mein bisheriges Leben verlaufen ist. Sie haben zugehört und gefragt und gefragt. Und siehe da, auf einmal waren wir bei der Gewerkschaft oder beim Vietnamkrieg — und schließlich dabei, daß wir einen Betriebsrat brauchen.

Ich war die einzige im Saal, die organisiert war. Im ganzen Betrieb waren wir ja nur zu viert, die in der Gewerkschaft waren.

Bei Dreihundert nur vier im Ganzen?

Offensichtlich hat sich auch die Gewerkschaft um die Betriebe nicht richtig gekümmert früher. Dann ist das halt das Resultat!



Sie haben mich dann sogar gefragt, ob das mit der Pille in Ordnung ginge. Ich für meine Begriffe, die ich ja nicht viel Vertrauen zu unseren Medikamenten habe, riet ihnen nicht ab. Habe ihnen dabei aber auch gesagt, daß man noch nicht genau sagen könne, ob die Pille schädlich sei für die Frau oder nicht. Ob es nicht auch so ist wie mit dem Contergan.

So ging es weiter. Wo man hinlangte, Probleme. In dem Betrieb mußte zum Beispiel jede ihre eigene Schere mitbringen . . .

*Das Werkzeug müßt ihr da mitbringen?*

Ja. Ich hab ja auch der Schwärmer, das ist die sogenannte Direktrice, gesagt, ob denn der Trambahner seine Straßenbahn auch mitbringen muß. — Nun, ich habe meine Schere dann eben auch mitgenommen. Aber, als sie stumpf war . . . Wenn man den ganzen Tag damit schneidet, ist sie sehr schnell stumpf. Also, bin ich dann an die Schwärmer ran und hab gesagt: „Meine Schere ist stumpf!“ „Ja, dann müssen Sie die schleifen lassen!“, hat die dann geantwortet. „Was, schleifen lassen?“, sag ich, „wann denn?“ „Ja, am Samstag hinbringen!“ Sag ich: „So, da muß ich mir ja noch eine anschaffen, wenn ich die hinbringe. Damit ich die andere abholen kann. Und für wessen Geld? Da bin ich ja dann jeden Samstag unterwegs, nur wegen den Scheren! So schön ist doch die Firma nicht, daß ich meinen freien Tag da hineinlege.“

Sagt die: „Ja, die Scheren waren bei uns bisher noch kein Problem und das bleibt so!“ Das brachte mich auf die Palme. Ich sag dann: „Nun, dann ist es ab heute eins! Das sag ich Ihnen. Ich brauche jedenfalls eine scharfe Schere, sonst zerreiße ich Ihre ganze Trikotage. Mir ist das wurscht!“ Darauf erwiderte sie, daß ich damit zum Chef gehen sollte. „Gut“, sagte ich, „da kenn ich weiter nichts. Ich geh damit auch zum Chef!“

Gesagt, getan. Der Chef schaute mich zuerst mal an wie der erste Mensch. So ungefähr, „wie kannst du es wagen, damit zu mir zu kommen!“ Nun, ich brachte meinen Vers an, hab ihm ebenfalls vorgetragen, wie das mit den Scheren ist, daß ich den schönen Samstag dafür nicht hernehme für ständige Schleiferbesuche usw. Na, jedenfalls habe ich ihm dann den Vorschlag gemacht, daß er für jede Kollegin zwei Scheren anschafft. Die Brotzeitholerin könne dann die stumpfen immer wegbringen und dabei die geschliffenen mitbringen. So einfach ginge das. Sofern man den Frauen mißtraue, es könne sich eine Schere unter den Nagel reißen; dann könne er sie, die Scheren, ja nummerieren lassen und von den Frauen den Empfang bestätigen.

Also davon hätte er noch nichts gehört, meinte er dann, „daß es da mit den Scheren so ein Theater gibt . . .“ „Ein Theater ist das nicht“, unterbrach ich ihn. „Ich bin nur der Meinung, wenn man ein gescheites Handwerkszeug hat, daß man dann eine gescheite Arbeit liefern könne, sonst nicht! Und ich bin nun einmal so, wenn die Arbeit mir aus der Hand ist, dann muß sie in Ordnung sein!“ „Ja, wenn das so ist“, sagte er dann, „dann schaff ich halt Scheren an.“ Und so ist es dann auch gekommen.

*Sind viele Ausländer bei euch?*

Ja, mindestens zweimal soviel wie Deutsche. Wir haben Jugoslawen, Italiener und vorwiegend Türken, sogar Kinder.

*Kinder? Kinderarbeit ist bei uns doch verboten?*

Bei uns im Betrieb wenigstens nicht! Wer kümmert sich denn schon darum? Vor kurzem feierte man jedenfalls einen vierzehnjährigen Geburtstag. Das Mädchen ist aber schon ein Jahr bei uns im Betrieb. Daher weiß ich das. Bei uns arbeiten Frauen sogar mit Gipsbeinen. Die Vorladung zwecks Nachuntersuchung zum Vertrauensarzt wird im Betrieb am Arbeitsplatz abgegeben — bei der jeweiligen kranken Kollegin. Bei uns ist alles erlaubt!

Eine Italienerin wurde krank. Sie hatte Grippe. Nach Hause durfte sie aber nicht gehen. Erst sollte sie ins Büro kommen. Zwei Kolleginnen haben sie dann dorthin begleitet und bis man dann dort sein ‚Gutachten‘ abgegeben hatte, wurde es Abend. Ihr Mann fuhr sie dann mit einem Taxi nach Hause. So krank war sie!

Es ist auch schon vorgekommen, daß eine Italienerin für vier Monate den Lohnausgleich zum Krankengeld nicht erhielt, da sie nach einer schweren Operation die Arbeit nicht mehr aufgenommen hatte. Und das alles bei uns!

Vor einer Woche dann schließlich das. Da kam eine morgens früh in den Raum, wieder eine Italienerin, die hatte einen ganz blauen Hals. „Das sind Knutschflecken“, sagten die einen. Die anderen meinten, sie hätte eine Tracht bekommen. Für mich war es jedenfalls wurscht, was es war. Ich sah nur, daß die Frau gebrochen hatte, also Verdacht auf Gehirnerschütterung bestand. Sie wollte zum Arzt, getraute sich aber alleine nicht zu gehen. Die anderen Italienerinnen haben dann aus Angst abgelehnt, mit ihr zu gehen. Da bin ich dann wieder mit der Schwärmer zusammengerasselt, weil ich gesagt habe, daß das unmenschlich wäre, was sich hier tut. Die Frau könne nicht alleine zum Arzt gehen, das sei nicht zulässig. Sie taumelt von einer Ecke in die andere und schaut dich an wie ein gestochenes Kalb. Da müßte jemand mitgeschickt werden, weil sie auf der Straße umfallen könne. Und es müßte eine Italienerin sein, da sie kein Wort deutsch spricht. Die Schwärmer aber glaubte nicht einmal, daß sie krank war und wenn, dann sollte sie alleine zum Arzt gehen, basta! Am anderen Tag haben wir dann erfahren, daß es wirklich eine Gehirnerschütterung war.

Es ist schon wirklich ein Jammer! Erstmals die Bezahlung. Ich habe dort mit drei Mark angefangen. Als ich dann nach vier Wochen zwanzig Pfennig mehr erhielt — ich hab da nicht locker lassen — durfte ich das ja niemandem hören lassen. Im selben Raum arbeiten Italienerinnen, die immer noch mit Zweimark-achtzig arbeiten. Und die sind schon drei Jahre da.

Jedenfalls, eines ergibt das andere. Wir haben keinen Eßraum und auf demselben Tisch, auf dem die ganzen Sachen geschnitten werden — und diese Trikotagen ergeben einen furchtbaren Staub — müssen wir auch unser Brot essen. So habe ich dann auch bald mit einem Eßraum angefangen. Das müßte doch zu-

mindest drinsein, daß Menschen wie in jedem anderen Betrieb eine Kantine haben, um dort das Brot ordentlich verzehren zu können.

Eines Tages marschierte ich schließlich zur Gewerkschaft, um mich auch nach den Tarifen und dem Urlaubsgeld zu erkundigen. Als ich dann im Betrieb davon berichtete, wieviel Urlaub und Urlaubsgeld uns zusteht, haben mich die angeschaut, als käme ich vom Mond. Das wollten sie schriftlich sehen. Ab der Zeit, als ich das Tarifgesetz in den Betrieb gebracht hatte, ging das Murmeln los, wehte ein anderer Wind. Seitdem wird nur noch von Mehrgeld gesprochen, von Mehrurlaub, um das alles wir seit Jahren betrogen wurden. Die wenigstens, die schon solange drin sind.

*Macht denn das soviel aus?*

Bei uns gibt es 18 Tage Urlaub. Von einem zusätzlichen Urlaubsgeld keine Rede. Laut Tarif steht uns bei der Textil seit 1965 ein 24-tägiger Urlaub zu. Dazu erstmals ab 65 sechzig Mark zusätzliches Urlaubsgeld und ab 1966 neunzig Mark. Jedenfalls, es ging hin und her, ich mußte von einem Raum zum anderen, jede wollte das genau wissen. Heraus kam, daß sie das auch haben wollten. Auf jeden Fall! Warum soll es uns schlechter gehen als den anderen! Gut sage ich. Wie wollen wir das anfangen? Ich bin noch nicht lange hier, ihr aber schon zehn Jahre und länger da. Macht Vorschläge! Direkt zum Chef wollte keine gehen. Ich dachte da so an eine Delegation. Schließlich einigten wir uns auf eine Liste, die wir dann auch aufgesetzt hatten. Mit ein paar Worten dazu, ganz höflich, aber bestimmt, daß wir auf diese sechs Tage Urlaub plädieren, die wollen wir ebenfalls haben und dazu das uns zustehende Urlaubsgeld.

Im Nu waren dann zweihundert Unterschriften beisammen. Die Liste ging von einem Raum zum anderen, die Frauen haben wortlos unterschrieben — und das haben wir dann dem Chef rüber geschickt.

Seitdem haben wir nichts mehr davon gehört. Er hat kein Wort bisher davon verlauten lassen. Er will nur wissen — das scheint für ihn dabei das wichtigste zu sein — wer das in Szene gesetzt hat. Nun, da eben die ganzen Jahre über Betriebsruhe geherrscht hat, kann das nur eine Neue gewesen sein. Bestimmt ist der Name bei ihm gelandet.

Bei der Gewerkschaft hat man sich gefreut, daß mal wer von unserem Betrieb gekommen ist, wo sie bereits seit Jahren vergeblich versuchen, überhaupt dort reinzukommen. Die wenigen Frauen, die dort organisiert sind, wurden vom Hauskassierer betreut, mehr schlecht als recht. Der kam alle drei bis vier Monate und fertig war's. Bei mir wenigstens war das so. Und auf einmal fünfundzwanzig Mark hinlegen — mir hat das gestunken — da braucht man sich nicht wundern, daß nicht mehr organisiert sind. Jetzt habe ich halt die Kassierung auf dem Hals. Bis jetzt hat's auch ganz gut hingehauen. Vierzehn Mitglieder hab ich schon gewonnen, einschließlich fünf Türkinnen.

Die Gewerkschaftssekretäre sind nun dabei, eine Betriebsversammlung zu arrangieren, damit endlich mal da drin ein Betriebsrat zustande kommt. Aber das ist

schon auch wieder so ein Ding. Zuerst hat sie der Chef dauernd hingehalten, dann sollte die Betriebsversammlung um fünf Uhr abends stattfinden. Da bin ich dann wieder zu ihnen. Ich weiß nicht, manches Mal sind die da drin auch ein wenig rückständig. Das müßten sie doch wissen, daß man das um die Uhrzeit nicht machen kann. Nach Betriebsschluß, wo von den deutschen Frauen keine mehr im Betrieb ist. Nun soll es endlich nächsten Freitag nachmittags um zwei Uhr klappen.

*14 Tage später*

Am letzten Freitag Nachmittag um zwei Uhr, da hat's dann endlich geklappt mit dieser Betriebsversammlung. Und das war eigentlich so mein Höhepunkt da drin. Und wahrscheinlich auch schon der Anfang vom Ende. Jedenfalls hatten wir eine Betriebsversammlung. Ungefähr 30 Frauen sind hingegangen. Die anderen, die sind gar nicht aufgefordert worden, da hinzugehen. Der Gewerkschaftsführer, der hat dann ein paar Worte von sich gegeben, um den Betriebsrat in den Betrieb hineinzukriegen. Einige sind dann gleich auf ihn losgegangen. Daß sie die ganzen Jahre nichts von der Gewerkschaft gehört haben usw. Ich habe dann auch ein paar Worte gesprochen. Ganz vorsichtig hab ich mich an die Dinge herangepircht. Die Rechte, die uns zustehen, daß wir die ausnutzen. Mehr wollten wir nicht. Etliches steht auch uns zu und zwar erstmals; statt 18 Tage 24 Tage Urlaub. Und das Urlaubsgeld. Auch sind in den vergangenen Monaten die Tariflöhne um 35 Pf. erhöht worden. Das wollen wir ebenfalls haben.

Als dann der Vorschlag gemacht wurde für den Betriebsrat und den Wahlausschuß, meinte der Gewerkschaftssekretär, daß sich dafür Leute melden sollten. Die Kolleginnen schlugen mich und noch eine andere vor.

Da hat sich sofort der Chef, der auch drin gestanden war die ganze Zeit mit der Direktrice, eingemischt und hat gesagt, daß er die Frau F. und den Betriebsleiter dafür vorschlagen würde für diesen Wahlausschuß. Ich bin auch dazu ganz ruhig gewesen, weil ich gedacht habe, daß sich das schon klären würde, denn wenn sich der Chef so in diese Dinge einmischt, ist die Betriebsratswahl von vornherein ungültig. Mich hat es nur gewundert, daß der Gewerkschaftssekretär dazu auch nichts gesagt hat. Schließlich wurden dann der Betriebsleiter, diese Kollegin und ich gewählt.

Als erstes haben wir dann die Kandidaten für den Betriebsrat gesucht und haben sie auch bekommen. Das heißt, 'wir' ist zuviel gesagt. Ich konnte das Papier ganz alleine durch den Betrieb bringen. Die beiden anderen haben sich um nichts gekümmert. Der Gewerkschaftssekretär ist dann auch noch einmal im Betrieb gewesen zu einer Aussprache. Es fehlten uns von den anderen Betrieben außerhalb der Stadt noch die Kandidaten. Von uns konnte ja da keiner hingehen. Ich hab mich dann bereit erklärt, mit dem Kollegen von der Gewerkschaft hinzufahren. Aber das wurde abgelehnt, weil wir keine Zeit hätten, arbeitsmäßig natürlich. Da hab ich schon gemerkt, daß da der Wurm drin ist.

So bin ich dann halt durch den Betrieb geschossen und hab die 7 Kandidaten zu-



sammengebracht. Zwei von den kleineren Betrieben draußen hat dann der Gewerkschaftsfunktionär hereingeholt.

Die Kolleginnen waren anfangs Feuer und Flamme. Jeder wollte mitmachen, jeder wollte die Besten drin haben im Betriebsrat und so wurden die Vorschläge immer mehr. Ich kannte sie alle ja noch nicht so gut, wenn ich auch einige mittlerweile kennengelernt habe, wie mutig die waren. Ich hab mir dabei nur gedacht: orientier dich auf diejenigen, die zuletzt in den Betrieb gekommen sind. Die aus den anderen Betrieben noch etwas Gutes mitgebracht haben und nun diesen Betrieb in dieser Art ummodellieren wollen.

Wie es dann auf die Termine zugegangen ist, die Zeit immer knapper wurde, hab ich jeden Tag die beiden anderen von der Wahlkommission gefragt, ob wir denn nicht bald die Liste aufhängen wollten. Doch keiner der beiden hatte auch nur eine Minute Zeit. So vergingen die Tage, einer nach dem anderen, bis wir dann zwei Tage im Verzug waren. Die Liste sollte längst im Aushang sein. Dann hab ich mir gedacht, damit das ganze nicht ins Wasser fällt und wiederholt werden muß, hängst sie alleine ans Brett. So hing sie dann von 11 Uhr bis nachmittags um zwei. Da kam der Betriebsleiter, der als Mitglied der Wahlkommission keine Zeit hatte, zu mir. Ich sollte mit ihm zum Chef kommen. Bei der Gelegenheit hat er auch die Liste vom Schwarzen Brett genommen. „Ja, was machen Sie denn da“, frag ich, „die Liste gehört doch schon seit zwei Tagen dorthin!“ „Der Chef hat gesagt, ich soll sie mitbringen. Er wollte sie sehen!“ „So“, sag ich, „wenn's der Chef will, bitteschön!“

Wie ich dann zu dem hineingekommen bin, da hat mich doch der angeschrien, ich war noch nicht ganz drin in seinem Zimmer. Ich hab geglaubt, die Welt brennt. „Was, wie kommen Sie dazu, die Liste allein aufzuhängen, die hat die Wahlkommission zusammen aufzuhängen!“ usw. usf.

Ich sag: „Ja verflucht, verflucht nochmal, ich möchte mir zuerst mal einen anderen Ton ausbitten“, sag ich. „Ich bin nicht schwerhörig! Und wenn Sie“, und da hat er wieder zu schreien angefangen. Da sag ich „Aufwiedersehn wenn Sie einen anderen Ton haben, können Sie mir ja Bescheid geben.“ Dann bin ich raus. Dann hat mich der Betriebsleiter wieder reingeholt. Der Ton hatte sich ab dann etwas geändert.

In dem Raum befanden sich 4 Personen außer mir. Den einen habe ich nicht gekannt, den muß sich der Chef besorgt haben. Und da war auch noch eine Frau R., das ist die Hauptmelderin da drin.

Nun fing der Chef an, von der „Scheren-Revolutionärin“ usw. Also informiert war er ja wirklich sehr gut. Sein Ton wurde dabei auch wieder immer lauter. Nun, ich bin ja auch nicht ganz so, ich hab dann denselben Ton angeschlagen, wie er auch. Ich sag „Wenn wir uns messen wollen, bis zum Bahnhof reicht's, daß man es auch dort noch hören könne, wenn ich aufdrehe.“

Mit dem Betriebsrat jedenfalls hab ich dabei schon schwarz gesehen. Jedenfalls bin ich dann wieder übergegangen an die Arbeit. Am anderen Tag wurde ich

wieder zum Chef gerufen. Vorher hatte ich schon spitz gekriegt, daß auf einmal eine andere Liste im Betrieb war. Der Chef hat mir auch gleich das angedeutet. Jedenfalls hat er gesagt, daß er den Betriebsrat bestimme und wer da hineingewählt wird.

Es war dann auch so. Die meisten, die auf unserer Gewerkschaftsliste waren, sind auf die Unternehmerliste umgesprungen. Wir standen dann noch da mit vieren. Die sind nicht abgesprungen. Das rechne ich ihnen auch hoch an. Die eine Kollegin, gewerkschaftlich organisiert, die hat gesagt „Und wenn's brennt, ich geh von der Liste nicht runter. Wir wollen uns doch mal durchsetzen gegenüber diesem Chef.“ Dann war noch eine vom selben Raum, die hat sich dem angeschlossen. Sie war nicht organisiert. Jedenfalls war die auch tapfer und hat mit durchgehalten. Und neben mir noch eine weitere Kollegin. Die war noch sehr jung. Die lachte nur. „Ich kann ja auch woanders arbeiten, wenn ich hier rausfliege. So schön ist der Betrieb nicht!“

Mittlerweile war ich dann jeden Tag mal beim Chef. Einmal, als ich wieder zu ihm gerufen wurde, machte er mir den Vorschlag, die Liste zurückzuziehen. „Wir wollen uns doch da weiter nicht aufregen.“ Ich mußte es doch verstehen, daß die, die schon so lange im Betrieb wären, wohl doch für ihn die besseren wären. Ich sagte ihm, „Was Ihnen lieb ist, das ist mir so wurscht wie sonst was, wir wollen den Betriebsrat wählen und nicht Sie! Ich sag Ihnen im guten, daß Sie sich dabei nur strafbar machen laut Betriebsverfassungsgesetz, weil Sie sich unentwegt einmischen und sich den Dingen in den Weg stellen. Das darf der Unternehmer nicht tun. Die Belegschaft wählt und nicht der Unternehmer. Dann haben Sie selbst eine Liste aufgestellt und die Leute vorgeschlagen, die Sie wollen. Das dürfen Sie wiederum nicht tun. Wenn Sie nicht wollen, daß Sie eines Tages das Arbeitsgericht im Haus haben, dann müssen Sie uns wählen lassen und diese Sache der Belegschaft überlassen!“

Das hat bei ihm aber wenig gezogen. Er hat seine Liste aufgehängt und die unsere landete in einer Schublade. Ich hab's dann gelassen. Hab mir nur gedacht: Wir bekommen keinen Betriebsrat, aber der auch nicht! Daß bei uns zumindest für die nächste Zeit der Ofen aus war, das war mir klar. Aber die Auseinandersetzung mit den Kollegen, die ging auf die Knochen. Von wegen den Kollegen in den Rücken fallen und dem Unternehmer seinen stärken! Das habe ich denen wörtlich gesagt und nicht nur einmal.

Dann wurde ich wieder zum Chef gerufen und von ihm nochmals aufgefordert, die Liste seinzulassen. „Warum ich denn absolut auf der Liste bleiben will usw.“ Drauf hab ich gesagt: „Na, hören Sie mal, ich kann den Kollegen nicht untreu werden. Die haben mich vorgeschlagen, und die haben mir gesagt, daß sie mich haben wollten. Da kann ich doch Ihnen zum Gefallen nicht von der Liste verschwinden.“

Es ging dabei darum, wenn ich zurückgetreten wäre, dann wären auch die anderen nicht mehr stark genug gewesen. Das hat er auch gewußt. „Ob mir soviel

dran liegt, Betriebsrat zu werden?“, fragte er dann weiter. „Überhaupt nicht“ sage ich, „ich weiß, was das für ein Posten ist und noch dazu in Ihrem Betrieb. Aber, ob er denn annehmen würde, daß ich zu meinen Kollegen nun gehen könnte, und ihnen sagen, ich wäre zurückgetreten, weil es der Chef so haben wollte. Ich halte nunmal die Stellung.“ „Na“, sagte er dann am Schluß, „dann müssen wir eben sehen, meine Liste war nicht am Brett gewesen, die Zeit ist verstrichen, die andere Liste ist dann auch hinfällig.“

„Schön“, sag ich, „das haben Sie also fertiggebracht und wir haben wieder keinen Betriebsrat. Aber aufgeschoben ist noch lange nicht aufgehoben. Das sage ich Ihnen heut schon.“

Nach drei Tagen ist dann die Wahlkommission zusammengerufen worden. Der von der Gewerkschaft war auch dabei. Dort sind dann die beiden Listen ungültig erklärt worden und der Wahlausschuß aufgelöst. Die Betriebsratwahlen sollten später noch einmal wiederholt werden.

Wieder nach drei Tagen hatte ich dann die Kündigung! Wegen Arbeitsmangel. Nun ist das ganze beim Arbeitsgericht. Nächste Woche ist schon Sühetermin, da muß ich hin. Was dabei rauskommt, weiß ich allerdings nicht. Etwas Vertrauen zur Gewerkschaft habe ich ja schon. Aber sonst... Bei Textil wurde vor kurzem eine Betriebsarbeiterin entlassen, die schon seit 12 Jahren Betriebsratsvorsitzende ist. Auch die hat man rausgeworfen. Die klagt schon, glaub ich, in der 2. Instanz. Bei uns. Nun, der Betriebsrat an sich, der hätte dem Unternehmer nicht so sehr weh getan. Aber wenn damit auch die Gewerkschaft in den Betrieb kommt, das ist dann schon was anderes. Einen Betriebsrat ohne Gewerkschaft, der ist doch schwach. Auf jeden Fall. Ohne Unterstützung, ganz auf sich gestellt, das kann nichts geben! Die Gewerkschaft, die wollen sie draußen halten.

Ich hoffe jetzt nur, daß die wenigen, die drin im Betrieb etwas Standvermögen besitzen, auch weitermachen. Auch wenn nun der Betriebsrat im Eimer ist. Jetzt erst recht!

Etwas gutes hat die Wahlgeschichte ja auch gebracht. Wenigstens diejenigen Kollegen, die 10 Jahre drin sind, erhalten nun den ihnen zustehenden Urlaub und auch das Urlaubsgeld dazu. Das sind 6 Tage mehr. Sicher wollte damit der kluge Chef schön teilen. Aber, wenn's mal den Anfang gemacht hat, dann muß man den anderen, ob man will oder nicht, das auch geben.

## Protokoll II: Aus Briefen an einen Kleinkreditvermittler

... ich bin schon sechs Jahre Witwe, habe keine große Rente. Die Schweizer Firma, wo mein Mann jahrelang gearbeitet hat, hat jahrelang keine Steuer und keine Invalidenrente bezahlt. Seit einigen Jahren müssen sie jetzt bezahlen. Ich bin in der Lage, wo ich eine kleine Hilfe nötig hätte. Dieser miese Hausbesitzer hat mir nach neun Jahren zu sechs Monaten gekündigt und arbeitet mit lauter Elsässern und Franzosen. Der war nicht mal fähig, mir den Transport in eine andere Wohnung zu besorgen. Nachdem wir alle Möbel wieder von ihm gekauft haben — und zwar bar, was ich nachweisen kann, laut Quittungen. Bin leider gezwungen worden, meine teuren Möbel, bis auf einen letzten noch einigen guten Rest, zu verkaufen. Aber welche anständige Frau möchte das? Mir fehlen bloß 350 Mark und würde sie mit Bankzins monatlich gern abzahlen. Bis 35 Mark könnte ich bestreiten.

Wir waren doch von Kehl fort... solange und haben keinen Löffel mehr gehabt. Mein Mann war 54 Jahre alt, war auch in Rußland zuletzt und ist am Steuer zusammengebrochen. Versicherung habe ich keine bekommen, weil er nicht auf der Straße mit dem Moped umkam. Es hat keinen Zweck, daß ich alles schreibe. Ich bin ehrlich und würde alles pünktlich zurückzahlen! Durch den kalten Winter habe ich viel Öl und Elektrik gebraucht und wäre glücklich, wenn ich alles erledigen könnte. Ich bin keine Frau, um immer auf die Ämter zu laufen, bin nicht gewohnt etwas Schulden zu haben. Ich kann nicht mehr schlafen und arbeiten kann ich auch nicht mehr. War älter wie mein Mann und hatten '38 einen Unfall und bin beim Fliegerangriff von einem großen Boot in den Rhein gefallen. Es geht alles nicht spurlos an einem Menschen vorüber!...

... Ich bin Rentnerin und war bei zwölf Banken und Sparkassen... Ich wollte meiner Tochter, die vier Kinder hat, beim Umzug helfen. Ich könnte 500 Mark an jedem Letzten im Monat zurücksenden. Die Mieten sind enorm hoch und sollen viel höher werden, wie die Zeitungen schreiben....

... Ich möchte Sie fragen, ob Sie mir 500 Mark überweisen können. Ich hab Möbel zu zahlen und hab nur Unterstützung vom Sozialamt von 348 Mark und Kindergeld 220 Mark. Ich kann aber im Monat 200 Mark zurückzahlen. Die Miete kostet 35 Mark....



... Ich bin seit drei Jahren geschieden. Mein Mann hat mir meinen ganzen Haushalt verkauft. Wohne nun hier bei Bekannten, kann jedoch im Haus eine Dreizimmer-Wohnung ab 15. 7. beziehen.

Nun kommt der eigentliche Punkt, doch ich hoffe, daß Sie auch mich verstehen: Ich war gewissermaßen gezwungen, schnell Geld zu verdienen, um meine Schulden zu bezahlen von meinem Mann. Ich habe mich in Stuttgart bei der Sittenpolizei registrieren lassen und verdiene mein Geld auf der Straße und zwar sehr gut (Killesberg). Glauben Sie mir, trotz diesem Gewerbe habe ich meine Kinderstube nicht vergessen ... Ich benötige nun für meine Wohnung 4000 Mark, daß ich alles auf einmal kaufen könnte. ....

... Ich arbeite bei Siemens und verdiene 450—480 Mark im Monat. Denn ich habe 200 Mark Miete zum zahlen und da habe ich sechs Monate zum nachzahlen und da bräuchte ich unbedingt 2000 Mark. Dem Rechtsanwalt muß ich auch über 300 Mark zahlen und die Gerichtskosten. Und wenn ich bis zum 13. 10. nicht alles bezahlt habe, muß ich die Wohnung räumen. Und wohin mit vier Kindern ... Wenn Sie mir nicht helfen können, dann bin ich ohne Rat. Dann meine ich, ist es am besten aus dem Leben zu scheiden. Denn ich bin schon ganz verzagt, das können Sie mir bestimmt glauben. ...

... Ich habe drei Kinder. Einen 17 Jahre alten Sohn und Zwillinge von drei Jahren. Darum bitte ich Sie, helfen Sie uns. Wenn wir bis zum 27. 11. kein Geld haben, holen sie mir sämtliche Möbel heraus. Dann kann ich lieber mit meinen kleinen Zwillingen in den Tod gehen. Keiner will uns helfen. ...

## Arbeitspapier zum Stuttgarter Schriftstellerkongreß

*Folgende Thesen wurden den Kongreßteilnehmern am 20./22. November 1970 von den Unterzeichnern vorgelegt.*

Die unterzeichneten Mitglieder des VS treten für den korporativen Beitritt des „Verbandes deutscher Schriftsteller“ zur IG Druck und Papier ein (ähnlich der „Deutschen Journalisten-Union“ in der IG Druck und Papier).

Sie tun dies aus folgenden Gründen:

### *I Der Einzelne und die Monopole.*

Die rasch fortschreitende Monopolbildung bei den Massenmedien, namentlich die Konzentration im Verlagswesen, steigert die ideologische und politische Macht der Unternehmen der Meinungsindustrie. Da die Schriftsteller darauf angewiesen sind, diesen Unternehmen die Produkte ihrer Arbeit zu verkaufen, sind sie von Monopolen abhängig. Sie haben also denselben Status wie die übergroße Mehrheit der Bevölkerung und sind mit ihr „nach wie vor von der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel ausgeschlossen“. Sie haben den „legitimen Anspruch auf soziale Sicherheit, der nur durch solidarische Verantwortung der Gesellschaft erfüllt werden kann“ (DGB-Grundsatzprogramm).

Diese ökonomische Abhängigkeit, die sich auf das Bewußtsein der Autoren auswirken muß, kann nur dann gemildert oder gar überwunden werden, wenn die Schriftsteller sich solidarisch organisieren. Ein wichtiger Schritt dafür ist mit der Gründung des „Verbands deutscher Schriftsteller“ getan worden. Ist das genug? Im Kampf um ihre Interessen brauchen die Schriftsteller das Bündnis mit allen Kräften, die ebenfalls um Mitbestimmung kämpfen müssen, um sich gegen die Diktatur der Monopole zu behaupten. Es sind die Arbeiter und Angestellten aller Produktionszweige, organisiert in ihren Gewerkschaften, die im DGB zusammengeschlossen sind.

### *II VS im DGB nützt folgenden Zeilen:*

#### *1. Soziale Ziele.*

Die primären sozialen Ziele des VS für seine Mitglieder (berufseigene Altersversorgung, gesetzliche Krankenversicherung, Verbesserung der spezifischen und allgemeinen Arbeitsbedingungen, generelle Lohnerhöhungen etc.) lassen sich nur

im Zusammenhang mit einer größeren Organisation, die die sozialen Interessen einer Vielzahl Lohn-, Gehalts- oder Honorarabhängiger vertritt, durchsetzen.

## 2. Tarifverträge.

Die vom VS angestrebten Tarifverträge mit Verlagen und Sendeanstalten können nicht von einem losen Berufsverband mit Vereinsstruktur, sondern nur von einem in die Gewerkschaftsbewegung einbezogenen Interessenverband der Schriftsteller erkämpft werden. Das stärkste Druckmittel der VS-Mitglieder, der Streik, kann nur dann zu einer wirksamen Waffe werden, wenn die Schriftsteller der Unterstützung der in der IG Druck organisierten Kollegen, der Journalisten, Redakteure, Setzer und Drucker, sicher sein können. Die in der dju organisierten Journalisten erkämpften sich über Jahre höhere Löhne, während zum Beispiel die Honorare der Feuilletons, die durch die Arbeit vieler Schriftsteller gestaltet werden, auf demselben Stand blieben.

## 3. Die Besteuerung als Unternehmer

Die unsoziale Besteuerung der Schriftsteller als Unternehmer kann dann wirkungsvoll bestritten werden, wenn sich die VS-Mitglieder tatsächlich einer Gewerkschaftsorganisation anschließen. Seinem sozialen Status nach lebt der Schriftsteller wie jeder Arbeitnehmer, der zum Verkauf seiner körperlichen und geistigen Arbeitskraft gezwungen ist.

## 4. Meinungsfreiheit.

Die verstärkte Öffentlichkeitsarbeit, die Mitwirkung an öffentlichen Aufgaben, das Eintreten für praktizierte Demokratie in allen Bereichen des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens, die Verwirklichung der Meinungsfreiheit: das sind erklärte Ziele des Verbands deutscher Schriftsteller. Sie können nur durch den Nachdruck einer starken Organisation und zusammen mit anderen sozial engagierten Organisationen erreicht werden.

## 5. Mitbestimmung.

Die Mitbestimmung aller Abhängigen in den großen Verlagen, in Rundfunk- und Fernsehanstalten sowie in den Meinungsfabriken der Zukunft ist ein Ziel, das die Schriftsteller mit allen Arbeitnehmern verbindet und nur im Zusammenwirken mit ihren Organisationen durchgesetzt werden kann.

## 6. Gemeineigentum.

Die Umwandlung der großen Verlagskonzerne in Anstalten des öffentlichen Rechts — eine der Voraussetzungen für unsere weitere Entwicklung zur Demokratie — hat eine Chance, wenn die Schriftsteller es wollen und diesem Willen in einer gewerkschaftlichen Organisation Ausdruck geben.

Das Argument, der VS würde durch einen Anschluß an den DGB seine Zuschüsse

aus dem Kulturfonds der Länder verlieren, entbehrt jeder rechtlichen Grundlage. Niemand wird dem VS aufgrund dieser Entscheidung abstreiten können, daß seine kulturellen Aktivitäten „förderungswürdig“ im Sinne des Gesetzgebers sind.

## III Das Bündnis ist nicht einseitig.

Die Schriftsteller haben wie alle in der Publizistik Tätigen einen wachsenden Einfluß auf die öffentliche Meinung und das politische Bewußtsein des Einzelnen, auf das es in der Auseinandersetzung mit der Macht des Monopolkapitals in zunehmendem Maße ankommt. Im gemeinsamen Kampf mit den Lohn- und Gehaltsabhängigen gewinnen sie eine bessere Einsicht in deren Lage, machen sie wertvolle Erfahrungen, die ihrem Werk und damit allen Arbeitenden von Nutzen sein können. Es wird unter anderem an der Orientierung der Schreibenden und an der Übersetzungskraft der Schriftsteller liegen, ob wir im Kampf gegen die Expansion des Imperialismus einen Schritt weiterkommen.

November 1970.

Frank Benseler  
Hans Magnus Enzensberger  
Christian Geissler  
Friedrich Hitzer  
Rolf Hochhuth  
Agnes Hüfner  
Uwe Johnson  
Erika Runge  
Erasmus Schöfer  
Martin Walser

Anschrift: Friedrich Hitzer, 8 München 13, Elisabethstraße 3; Martin Walser, 7773 Nußdorf/Überlingen.

## Beilagenhinweise:

In diesem Heft befinden sich Beilagen der FAZ, des Klaus Wagenbach Verlages, des Damokles Verlages und dem Institut für Marxistische Studien und Forschungen.



**Marxistische Literaturkritik.** Herausgegeben von *Viktor Žmegač*. Ars Poetica Texte, Band 7. 1970 · 441 Seiten · 8° · kartoniert 19,80 DM · Leinen 32,— DM

**Methoden der deutschen Literaturwissenschaft.** Eine Dokumentation. Herausgegeben von *Viktor Žmegač*. Schwerpunkte Germanistik. 1970 · etwa 300 Seiten · kartoniert · 8° · 14,80 DM

**Basis — Jahrbuch für Gegenwartsliteratur.** Herausgegeben von *Reinhold Grimm* und *Jost Hermand*. 1. Band. 1970 · etwa 320 Seiten · kartoniert · gr.8° · 28,— DM

**Rolf Klopfer / Ursula Oomen: Die sprachlichen Konstituenten moderner Dichtung.** Versuch einer deskriptiven Poetik. 1970 · 232 Seiten · 8° · Leinen 24,— DM · kartoniert 14,80 DM

**Die sogenannten Zwanziger Jahre.** Herausgegeben von *Reinhold Grimm* und *Jost Hermand*. Schriften zur Literatur, Band 13. 1970 · 232 Seiten · 8° · 18,— DM

**Anglistische Studienreform. Probleme — Pläne — Perspektiven.** Herausgegeben von *Ewald Standop*. Schwerpunkte Anglistik. 1970 · 162 Seiten · kartoniert · 8° · 8,80 DM



Athenäum Verlag GmbH, 638 Bad Homburg v. d. H.

## Ganz LINKS gibts auch Bücher



**für Jugendliche**

### Herr Bertolt Brecht sagt



### Brecht fordert Ungehorsam

Ab 10 Jahre. Illustriert von Guido Zingerl. 136 Seiten. DM 9.80

"Selbst für den Brecht-Kenner", so schreibt die Abendzeitung München, "ist das Buch schon der Anmerkungen wegen lesenswert. Wer darüber hinaus mit Brecht der Meinung ist, daß Kinder denken können, und daß man beim Denken weder auf Spaß noch auf sonstige Genüsse zu verzichten braucht, der wird dieses Buch seinem Kind in die Hand geben."

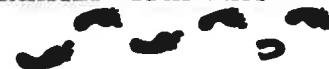
### Ernst Herhaus, Kinderbuch für kommende Revolutionäre

Ab 13 Jahre. Mit Bildern von Gabriele Muschel. 113 Seiten. DM 8.80

Ängstliche Gemüter werden diesen Titel wörtlich nehmen, Anleitungen zum Barrikadenbau oder zur Herstellung von Molotowcocktails erwarten. Viel schlimmer: Es geht um eine andere Revolution, um die kritische Haltung, die Sensibilität gegenüber aller Konfektion. Herhaus schreibt: "Keiner kann von dir verlangen, daß du etwas von Kindern verstehst, aber die Kinder haben das Recht, daß man ihnen die Wahrheit über die Erwachsenen sagt."

"Diesen Satz allen künftigen Kinderbuchautoren ins Stammbuch", meinte der Bayerische Rundfunk.

### Günter Wallraff



### Von einem der auszog und das Fürchten lernte

Ab 13 Jahre. Mit Bildern von Jürgen Holtfreter. 120 Seiten. DM 8.80

"Um gesellschaftliche Zusammenhänge geht es Wallraff. Sie werden dokumentiert an der Bundeswehr, der Kirche, an Zuständen in Fabriken. Fälle, die exemplarisch und alltäglich sein können wie die Lebensgeschichte des Kleinbürgersohnes Günter Wallraff, der sich aufmachte, Zustände zu veröffentlichen, um sie zu verändern."

Seine Berichte aus der unterschlagenen Wirklichkeit sind ein Aufruf an Schüler und Lehrlinge: "Macht den ersten Schritt zur Veränderung, schafft Öffentlichkeit." Westdeutscher Rundfunk, Köln

### Günther Feustel



### Kinderstreik in Santa Nicola

Keine Oliven für Don Camale

Ab 8 Jahre. Illustriert von Magda Moses. 80 Seiten. Ca. DM 7.80

Ein Dorf in Sizilien. Seine Bewohner sind fast alle abgewandert in den industriellen Norden Italiens. Die Armut, zwei Kinder, ein Großvater und eine alte Frau sind geblieben. In dieser sozialen Landschaft sucht Nino das Glück. Er findet Solidarität. Es ist eine poesievolle Geschichte, die auch beiträgt zum Verständnis der Gastarbeiterkinder in der Bundesrepublik.

**Weismann Verlag München**



## Anmerkungen

Die Illustration zu dem Gedicht BREAD AND ROSES ist der ersten Nummer der Zeitschrift (Dezember 1969) der Women's Liberation, Berkeley, „It ain't me, babe“ entnommen. Übersetzung: EVA und ARNE EGGBRECHT.

BARBARA TEDESKI, geboren 1945 in Berlin, nach Besuch des Gymnasiums verschiedene Tätigkeiten in westdeutschen Großbetrieben; schrieb Gedichte, Hörspiele, Prosa und lebt seit einem Jahr als Schriftstellerin in München.

ERIKA RUNGE, Jahrgang 1939, promovierte über das expressionistische Drama und Theater, Autorin verschiedener Fernsehfilme („Warum ist Frau B. glücklich“, „Ich heiße Erwin und bin 17 Jahre“ u. a.) und Bücher; lebt in München. Die hier abgedruckten Texte erscheinen 1971 in der edition suhrkamp unter dem Titel „Eine Reise nach Rostock, DDR“.

Die beiden vietnamesischen Erzählungen sind dem Band „Nächte auf dem Marsch“, Lyrik und Prosa aus Vietnam, Verlag Volk und Welt, Berlin 1968, entnommen.

JÜRGEN-PETER STUSSEL (siehe KÜRBISKERN 2/69).

HILDEGARD SIMOLEIT, Jahrgang 1932, Buchhalterin, langjährige Tätigkeit in der Arbeiterbewegung, Mitglied der Wuppertaler Werkstatt für Literatur der Arbeitswelt.

FRIEDRICH KAHLER, 45 Jahre alt, gebürtiger Oberschlesier, zur Zeit Polier bei einer Baufirma, davor Angestellter. „Ich schreibe über die Arbeitswelt bestimmt nicht, um rein persönliche Aggressionen abzureagieren. Ich schreibe, damit sich auch andere Abhängige, Ausgelieferte und Ausgebeutete bewußt werden, die Mehrheit des Volkes zu sein.“

DAGMAR PLOETZ, geboren 1946 in Herrsching, lebte von 1948 bis 1965 in Argentinien; studierte in München Germanistik und Romanistik und arbeitet gegenwärtig an ihrer Dissertation.

BARBARA WEINMAYER, geboren 1947 in München, studiert Germanistik und Soziologie in München.

GEORG VELOUDIS, geboren 1935 in Athen, studierte Geschichte, Sprach- und Literaturwissenschaft, Literatursoziologie und Soziologie in Athen, Paris und München (dort Promotion). Veröffentlichte Arbeiten zur neugriechischen Kultur- und Literaturgeschichte.

MICHAEL BUSELMEIER (siehe KÜRBISKERN 2/70).

DAGMAR HOLZER, Jahrgang 1943, Studium der Soziologie und Psychologie in Frankfurt und München. RENATE REDER, Jahrgang 1948, Buchhändlerin. JULIANE SCHUHLER, Jahrgang 1942, Studium der Soziologie in Marburg, West-Berlin und München; 1968–70 Mitglied der amerikanischen Bewegung „Women's Liberation“ in New Haven und Berkeley, USA. Die Autorinnen wohnen in München.

KATHY McAFEE und MYRNA WOOD veröffentlichten ihren Beitrag in der Zeitschrift „Leviathan“, Juni 1969, die in San Francisco und New York erscheint. KÜRBISKERN bringt Auszüge aus diesem Aufsatz. Übersetzung aus dem Englischen: EVA und ARNE EGGBRECHT.

GABRIELE SPRIGATH (siehe KÜRBISKERN 3/69). Mit den Beiträgen über Vietnam erinnern wir an den 10. Jahrestag der Nationalen Befreiungsfront Südvietnam (20. Dezember).

Das Gedicht von PABLO NERUDA entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verlags dem Band Pablo Neruda, „Gedichte“, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt 1963. Deutsche Fassung: Erich Arendt.

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber und Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Friedrich Hitzer. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 13, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Kunigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.



# MARXISMUS DIGEST

Theoretische Beiträge  
aus marxistischen  
und antiimperialistischen  
Zeitschriften

herausgegeben vom Institut für Marxistische Studien und Forschungen, Frankfurt/Main

4/70 Oktober – Dezember

Friedrich Engels 1820 – 1970

Absender:

---

---

---

**Gewünschtes bitte ankreuzen**

- ☐ Bitte senden Sie mir unverbindlich Ihre  
Werbenummer „Marxismus-Digest“ zu
- ☐ Bitte unterrichten Sie mich in Zukunft  
über Neuerscheinungen und Konferenzen  
des IMSF
- ☐ Ich bestelle den „Marxismus-Digest“ im  
Studentenabonnement (4 Hefte) zum Preis  
von 16,—
- ☐ Ich/Wir bestelle(n) den „Marxismus-Di-  
gest“ im Jahresabonnement (4 Hefte) zum  
Preis von 26,—

**POSTKARTE**

Bitte mit  
20 Pfg.  
freimachen

Institut für Marxistische  
Studien und Forschungen e.V.

6 Frankfurt/Main 1

Liebigstraße 6

Unter dem Titel **„Marxismus – Digest“** gibt das Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF), Frankfurt/Main, seit Januar 1970 eine vierteljährlich erscheinende Dokumentation heraus. In jedem der Hefte werden wichtige theoretische Beiträge aus marxistischen Zeitschriften zu einem Themenkomplex veröffentlicht. Die Auswahl wird durch Auszüge aus Büchern, die in der Bundesrepublik nicht erschienen sind, ergänzt.

Im Oktober/November 1970 erscheint Heft 4 mit dem Thema

#### **Friedrich Engels 1820 – 1970**

Das Heft ist dem 150. Geburtstag von Friedrich Engels am 28.11.1970 gewidmet und enthält u.a. Beiträge über Engels als Militärtheoretiker, als Herausgeber des II. und III. Bandes des „Kapital“, als Vorkämpfer des proletarischen Internationalismus sowie über die Zusammenarbeit von Marx und Engels an der „Deutschen Ideologie“. Das Heft enthält ferner eine Bibliographie, in der Arbeiten über Engels von 1968 bis Mitte 1970 erfaßt sind.

Die Hefte 1 – 3 des Jahrgangs 1970 sind lieferbar. Sie befassen sich mit folgenden Themen:

Heft 1 – (2. Auflage)  
**Staatsmonopolistische Wirtschaftsregulierung – Inhalt, Formen – Methoden**

Heft 2  
**Neokolonialismus**

Heft 3  
**Ökonomische Reformen in den sozialistischen Staaten**

Heft 1 des Jahrgangs 1971 behandelt das Thema

#### **Wissenschaftlich-technische Intelligenz und Angestellte im Spätkapitalismus**

Das Heft enthält u.a. Untersuchungen zur gesellschaftlichen und technischen Rolle der Ingenieure, zum Problem ingenieurtechnische Intelligenz und Arbeiterklasse sowie zu Denkentwicklungen bei den intellektuellen Lohnarbeitern. Ferner wird das Heft eine Analyse der Intelligenz in den USA und in Japan nach Anzahl, Zusammensetzung und sozialer Differenzierung sowie eine ausführliche Bibliographie enthalten.

Die weiteren Hefte (2 – 4) sind 1971 folgenden Themen gewidmet

Heft 2  
**Probleme der marxistischen Geschichtstheorie**

Heft 3  
**Neue Aspekte der Monopoltheorie**

Heft 4  
**Entwicklung der antiimperialistischen Befreiungsbewegung in der Dritten Welt**

Der Umfang der Hefte beträgt ca. 160 Seiten im Format 15x23 cm. Die Hefte können sowohl einzeln als auch im Abonnement bezogen werden. Die Minstdauer eines Abonnements ist ein Jahr (4 Hefte).

Preise: Einzelheft DM 8,—; Jahresabonnement DM 26,—.  
Für Studenten, Schüler, Lehrlinge, Wehrpflicht- und Ersatzdienstleistende gilt ein ermäßigter Preis von DM 5,— für das Einzelheft, DM 16,— für das Jahresabonnement. Bestellungen ausschließlich über das IMSF.

Bitte hier abtrennen